



1924

Bilder und Geschichten aus Schwaben

Ottilie Wildermuth

Description

This work is part of the Sophie Digital Library, an open-access, full-text-searchable source of literature written by German-speaking women from medieval times through the early 20th century. The collection covers a broad spectrum of genres and is designed to showcase literary works that have been neglected for too long. These works are made available both in facsimiles of their original format, wherever possible, as well as in a PDF transcription that promotes ease of reading and is amenable to keyword searching.

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Wildermuth, Ottilie, "Bilder und Geschichten aus Schwaben" (1924). *Prose Nonfiction*. 30.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/30

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu.

Ottilie Wildermuth

Bilder und Geschichten
aus Schwaben

Otilie Wildermuth: Bilder und Geschichten aus Schwaben

Erstdrucke der einzelnen Erzählungen ab 1847 im Cottaschen »Morgenblatt für gebildete Stände«. Erstdruck der Buchausgabe unter dem Titel »Bilder und Geschichten aus dem schwäbischen Leben«: Stuttgart (Krabbe) 1852 (ab der 3. Auflage 1857 unter dem Titel »Bilder und Geschichten aus Schwaben«, 1. Band), sowie »Neue Bilder und Geschichten aus Schwaben«: Stuttgart (Krabbe) 1854 (ab der 2. Auflage 1857 unter dem Titel »Bilder und Geschichten aus Schwaben«, 2. Band).

Textgrundlage ist die Ausgabe:

Otilie Wildermuth: Ausgewählte Werke. Illustrierte Ausgabe in vier Bänden. Band 1–2, Stuttgart, Berlin und Leipzig: Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 1924.

Die Paginierung obiger Ausgabe wird hier als Marginalie zeilengenau mitgeführt.

Inhalt

Genrebilder aus einer kleinen Stadt	5
1. Eine alte Jungfer	5
2. Der Engländer	13
3. Ein ungerächtes Opfer	19
4. Das unterbrochene Hochzeitsfest	25
5. Der alte Frey	30
Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie	38
1. Der Schmuck der Urahne	38
2. Der Kroatenähne	45
3. Die drei Zöpfe	50
4. Die Urgroßmutter	61
5. Das Schlößchen in Beihingen	73
6. Das Dörtchen von Rebenbach	83
Zwei Kinder	83
Zwei Bräute	89
Zwei Frauen	92
Die alten Häuser von Kirchheim	97
1. Das Kloster	97
Der Emigré	101
Der Maler	104
2. Das stille Haus	109
3. Der Freihof	116
4. Der Herrenbau	119
5. Das fürstliche Schloß	124
Schwäbische Pfarrhäuser	130
1. Das freundliche Pfarrhaus	130
2. Der Haselnußpfarrer	136
3. Das töchterreiche Pfarrhaus	140
4. Das gastfreie Pfarrhaus	157
5. Das fromme Pfarrhaus	162
Heiratsgeschichten	169
1. Das erfolgreiche Konzert	169
2. Auch ein altes Pärchen	176
3. Der Witwe Töchterlein	186
Gestalten aus der Alltagswelt	198

1. Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit	198
Jugendliebe	198
Hochzeit und Ehestand	204
Abwege	208
Kriegszeiten	210
Witwenstand und Tod	217
2. Aus dem Leben einer Hausfrau der neuen Zeit	221
Vom Dorf	239
1. Die Sonne bringt es an den Tag	239
2. Schäfers Margaret	248
3. Die Lügenkätber	255
4. Streit in der Liebe und Liebe im Streit	259
Die Nachbarskinder	259
Streit in der Liebe	261
Verlobung	265
Hochzeit	267
Ehestand	268
Scheidung	271
Liebe im Streit	275

Genrebilder aus einer kleinen Stadt

1. Eine alte Jungfer

In der Vorstadt des Städtchens, wo ich meine Jugend verlebte, stand ein gar freundliches Häuschen, das aus seinen vier Fenstern recht hell in die Welt hinausschaute; daneben ein Garten, nicht eben kunstvoll angelegt noch zierlich gepflegt, sondern zum Teil mit Küchengewächsen, zum größeren aber mit lustigem Gras und mit Obstbäumen bestanden. Dicht neben dem Häuschen breitete ein stattlicher Nußbaum seine dunkelgrünen Zweige aus und warf seinen Schatten und zur Herbstzeit seine Früchte gastlich weit in die Straße hinein, ein geschätzter Sammelplatz für die liebe Jugend der ganzen Vorstadt. Minder freundlich und einladend erschien ein Paar kleiner fatter Möpfe, die sich abwechselnd oder gemeinsam auf der Gartenmauer sehen ließen und die obbemeldete Jugend und die Vorübergehenden beharrlich anbellten, ohne jedoch die mindeste Furcht zu erregen, da ihre beschwerliche Leibesbeschaffenheit ihnen nicht gestattet hätte, ihre Drohungen auszuführen.

Wer nun erwartet, an den Fenstern des Häuschens einen lockigen Mädchenkopf zu erblicken, wie das in ländlichen Novellen der Fall zu sein pflegt, der täuscht sich. Nein, so oft die Hausglocke gezogen wurde, und das geschah sehr oft, erschien am Fenster das allzeit freundliche, aber sehr runzelvolle Angesicht der Jungfer Mine, der unumschränkten Herrin und Besitzerin des Häuschens. Und doch wurde dieses gealterte Antlitz von jung und alt so gern gesehen wie nur je eine blühende Mädchenrose, und ihre Beliebtheit stieg noch von Jahr zu Jahr, was bei jungen Schönheiten gar selten der Fall ist.

7 Die Jungfer Mine war der hilfreiche Genius des Städtchens. Wie die Glocke begleitete sie »des Lebens wechselvolles Spiel«, aber nicht herzlos, sondern mit dem allerherzlichsten Mitgefühl. Wo Kindtaufe war, da durfte Jungfer Mine nicht fehlen; geschäftig und eifrig, aber leise, leise, um die Wöchnerin nicht zu stören, schaffte und waltete sie in Küche und Vorzimmer, um alles zu besorgen, was an Speise und Trank zur Erhöhung der Festlichkeit gehörte. Ins Zimmer ging sie nicht, auf kein Bitten: »Behüte, laßt mich gehen, Kinder! Ich kann nicht, ich habe zu schaffen.« Sie glich den Erdleutlein, die den Menschenkindern mit emsigen Händen ihre Arbeit verrichten und vor Tag verschwinden. – Ein Hochzeitsmahl

war vollends ihr Element; da konnte man tagelang zuvor in allen Räumen des Hauses ihre etwas singende Stimme, ihr geschäftiges Hin- und Hertrippeln hören. Sie war unentbehrlich; denn wer hätte solche Torten gebacken, solche Braten gewürzt, wer vor allem solche Nudeln geschnitten wie die Jungfer Mine? – Wo der Tod in einem Hause eingekehrt war, da war sie die erste, die mit bescheidener, aufrichtiger Teilnahme nahte und mit geschickter Hand den Leidtragenden die leiblichen Mühen und Sorgen abzunehmen wußte, die betrübten Herzen so schwer werden.

Alle Kinder lachten ihr schon von weitem entgegen, denn allen hatte sie schon eine Freude gemacht. Wie fröhlich stürmte das junge Volk zur Osterzeit in den Garten der Jungfer Mine, wo eine lange Reihe von Nestchen bereit stand, mit bunten Eiern und Backwerk gefüllt, mehr, als die kinderreichste Mutter zu spenden hatte! Und wie manchen Bissen hatte sich die gute Seele am Munde abgespart, bis sie um Weihnachten die Hanne, ihre treue Dienerin, von Haus zu Haus senden konnte, wo befreundete Kinder waren, um allen eine kleine Weihnachtsfreude zu spenden!

Eine Geschichte hat sie nicht gehabt, die Jungfer Mine. So mitteilend und gesprächig sie war, so hat doch nie eine Seele etwas von ihr gehört über die Zeit, wo ihr Herz jung war; niemand weiß, ob sie auch einmal geliebt, gehofft und geträumt; ob sie eben als ein vergessenes Blümchen stehen geblieben, oder ob die Schuld eines Ungetreuen sie betrogen um des Weibes schönstes Lebensziel. Ihr einfacher Lebensgang lag offen vor aller Augen; ihr Vater war Bürgermeister des Städtchens gewesen, in dem sie ihre Tage verlebt, und sie hatte eine harmlose fröhliche Jugendzeit unter günstigen Verhältnissen verbracht. Ein paar alte Herren der Gegend, die sie noch fleißig heimsuchten, versicherten, daß sie ein recht hübsches Mädchen und eine flinke Tänzerin gewesen sei, welche Bemerkung sie immer recht günstig, wenn auch mit niedergeschlagenen Augen und vielen Verwahrungen aufnahm. Zur Zeit, wo ich sie kannte, zeigte ihr Äußeres nun eben keine Spuren ehemaliger Reize mehr; aber auf das eingefallene Gesicht mit den freundlichen Äuglein hatte die Herzengüte ihre unsichtbaren, aber fühlbaren Züge geschrieben, so daß man doch gern hineinsehen mußte. Auf ihren Putz konnte sie vollends ganz und gar nichts verwenden, dazu war sie immer viel zu sehr beschäftigt, und wenn ihre Freundinnen sie mit einem modernen Putzartikel versahen, so hatte er gar bald seine feine Form verloren; zumal die Hauben, mit denen sie ihr

spärliches graues Haar bedeckte, saßen immer schief, da sie im Geschäftseifer sich hinter den Ohren zu kratzen pflegte.

Ihre Eltern verlor sie ziemlich frühe, auch die einzige Schwester, die im Orte verheiratet war. Die Hand des Witwers derselben wies sie entschieden zurück. Das Erbe der Eltern war klein; ein Hauptbestandteil desselben war ein gelähmter, gichtkranker Bruder. Doch gelang es ihr mit großen sonstigen Opfern und Einschränkungen, das höchste Ziel ihrer Wünsche, ein eigenes kleines Häuschen nebst Garten zu erringen. Das bezog sie mit den zwei Möpsen, mit Hanne, ihrer getreuen Dienerin, und dem Bruder, den sie lange Jahre mit klageloser Geduld, mit unermüdeter Liebe, mit unerschütterter Freundlichkeit pflegte bis zu seinem Tode.

Die Jungfer Mine sah man allzeit zufrieden und wohlgenut. Wie groß auch oft ihr Mangel, ihre Entbehrungen sein mochten, niemand hörte sie klagen; sie hatte immer einen Grund zu besonderer Dankbarkeit. Sie hatte auch genug zu tun, bis sie sich freute mit allen Fröhlichen und weinte mit allen Traurigen; wie hätte sie noch Zeit gefunden, an sich zu denken? Sie war immer in Eile, stets rastlos tätig für andre, und es kann sich niemand denken, sie in Ruhe gesehen zu haben.

Die Hanne war gerade durch ihre Verschiedenheit die unentbehrliche Gehilfin der Jungfer Mine. So bescheiden, schüchtern und rücksichtsvoll diese, so rasch, keck und entschlossen war jene im Verkehr mit den Leuten. Sie verteidigte mit Löwenmut den Garten ihrer Jungfer gegen diebische Gassenjungen, ihren Brunnen gegen schmutzige Viehtreiber, ihre schmalen Einkünfte gegen säumige Zinszahler. Sie hing ihr mit unerschütterlicher Treue an und hätte sich eher zerreißen als ihrer Jungfer ein Härchen krümmen lassen. Als ganz junges Mädchen von ihr aufgenommen, diente sie ihr ohne allen Lohn; sie wußte aus dem kleinen Garten einen fast fabelhaften Gewinn zu ziehen und verwandte den Überschuß ihrer rüstigen Kräfte zum Waschen und andern Arbeiten um Taglohn. Den Lohn lieferte sie pflichtmäßig ihrer Jungfer ab, diese bestritt dagegen ihre einfachen Bedürfnisse.

Jungfer Mine war eine ganz besondere Gönnerin der Jugend, vom wilden Knaben bis zum Studenten, vom spielenden Kinde bis zum aufgeblühten Mädchen. Deshalb war ihr Häuschen auch gar oft der Sammelplatz der fröhlichen Jugend, und die Verschiedenheit ihrer Besucher gab oft zu komischen Szenen Anlaß. – Einmal wußte man, wie man in kleinen Städten alles weiß, daß Jungfer Mine den Besuch von zwei Damen des Ortes erwartete, die sich durch strenge Frömmigkeit und entschiedene

Weltverachtung auszeichneten; sogleich ward sämtliche anwesende männliche Jugend aufgeboten: Schreiber, Kommiss, Apothekergehilfen, ein langer Zug leichtfertig aussehender Leute begab sich vor das Haus der Jungfer Mine und schellte gewaltig, um sich zum Kaffee anzusagen. Den Schluß des Zugs bildete das Malerle, ein zwerghaftes Männlein, das sich eine Zeitlang im Städtchen aufhielt und die ganze Gegend abkonterfeite. Was für ein Schreck befiel die gute Jungfer, als sie die Freischar da unten erblickte und an ihr Zusammentreffen mit den gestrengen Damen dachte! Trotz aller Gastlichkeit öffnete sie das Haus nicht, sondern unterhandelte zum Fenster hinaus, bis auf das Versprechen eines guten Kaffees unter dem Nußbaum für den nächsten Tag der Haufe lachend abzog.

10

Ein andermal saß ein Trupp lustiger Studenten, die ihre Ferienzeit verbubelten, an einem Sonntag am runden Tisch in ihrem behaglichen Stübchen und hatte soeben trotz der bescheidenen Einreden der Jungfer Mine ein Kartenspiel begonnen, als es am Hause läutete. Siehe da, es war der Herr Diakonus, ein besonders hochverehrter Freund der Jungfer Mine! Nun war er zwar ein sehr freundlicher, duldsamer Mann, aber der Tisch voll rauchender Studenten, das Kartenspiel am Sonntag – das war denn doch zu arg! »O ihr lieben Herren! Ich kann euch nicht mehr brauchen: – der Herr Helfer! – Geht doch in den Garten! – Hanne, führ sie hinten hinaus!« rief sie, in großem Eifer hin und her rennend. Lachend zog die junge Schar ab ins Nebenzimmer, die fatalen Karten jedoch schob sie eilig unter die Tischdecke und empfing nun den Herrn Diakonus. Aber, o weh! Während des Gesprächs zupfte dieser unwillkürlich an der Decke, und die Karten fielen ihm in Masse auf den Schoß. Daneben streckte das junge Volk die Köpfe durch die Wandöffnung über dem Ofen und brachte durch komisches Gesichterschneiden die ehrbare Jungfrau dermaßen außer Fassung, daß es am Ende das beste war, die Frevler zu verraten, worauf die Szene mit allgemeinem Lachen schloß.

Sie wurde von der Jugend auch jederzeit in Ehren gehalten. Während der Herbstferien wurde alljährlich ein sogenannter »allgemeiner Herbst« gehalten, von dem man singend und schießend im Fackelzug heimkehrte. Jungfer Mine nahm nie Anteil an so großartigen und geräuschvollen Festen, wo man ihrer Hilfe ja doch nicht bedurfte. Vor ihrem Häuschen aber hielt jedesmal der fröhliche Zug bei der Heimkehr und brachte ihr ein Ständchen, ohne besondere Auswahl der Musikstücke; Jungfer Mine stand dann freundlich am Fenster und dankte mit züchtigem Verneigen. Ich erinnere mich wohl, wie die Studenten ihr einmal jubelnd zusagen:

»Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt« usw.

11

und wie sie dann lächelnd mit dem Finger drohte: »Ei, ihr Schelmenherrs!« Niemand hat besser einen Spaß verstanden als die Jungfer Mine, sogar über ihr Alter, und das will viel sagen bei einem ledigen Frauenzimmer.

Ihre allerhöchste Freude war aber, wenn sie einem liebenden Pärchen irgendwie Vorschub tun konnte; ihr ganzes Herz lachte, wenn sie junge Herzen gegeneinander aufgehen sah, und manch glückliche Verbindung ist durch ihre so anspruchslos geleistete Beihilfe zustande gekommen. Wie erfinderisch war sie in Wendungen, mit denen sie liebende Herzen durch das Lob des Geliebten zu erfreuen wußte! Wie unermüdet, Liebende bei ungünstigen Aussichten zur Treue und Ausdauer zu ermahnen! »Liebs Kind, ich koch' Ihnen einmal das Hochzeitsessen!« war stets der Dank, mit dem sie jungen Mädchen kleine Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten vergütete. – In einer Schublade, in der viele Briefpäckchen aus ihren vergangenen Tagen pünktlich geordnet aufbewahrt lagen, vielleicht auch ein eigenes Herzensgeheimnis der guten Jungfer darunter, bewahrte sie mit besonderer Sorgfalt ein Paket Briefe mit schwarzen Bändern umbunden. Es war die Korrespondenz eines jungen Paares, das auch einst unter ihrem Schutz sich geliebt hatte und durch Elternhärte getrennt worden war, und dessen Andenken sie mit immer neuer Wehmut erfüllte. Nie aber hätte eine unerlaubte Liebe auch nur im entferntesten auf ihren Schutz rechnen dürfen. Behüte! die Jungfer Mine war eine streng rechtliche Person, Gott und der Obrigkeit untertan, und sprach trotz aller Sanftmut eine sehr entschiedene Entrüstung aus gegen alles, was gegen göttliche Ordnung und die heilige Sitte verstieß.

»Laß mich mit jedermann in Fried' und Freundschaft leben!« war ihr tägliches Gebet zu Gott, und der liebe Gott hat es erhört, indem er ihr ein fromm und freundlich Gemüt gegeben, das allen diene und es mit keinem verderben konnte. Durch alle Spaltungen, die in kleinen Städten am tiefsten eingreifen, durch alle Zänkereien und öffentliche wie Privatstreitigkeiten ging sie unberührt und unangefochten und wußte mit den Häuptern kriegführender Mächte Freundschaft zu bewahren, ohne Achselträgerei und Zweizüngigkeit. Sie tat allen zulieb, was sie vermochte, redete keinem Anwesenden zu Gefallen, keinem Abwesenden zuleid und meinte es mit jedem so von Herzen wohl, daß ihr jeder gut bleiben

12

mußte; und so war es ihr vergönnt, mitten in vielem Unfrieden ihre Tage in Frieden zu verleben und zu beschließen.

Ihr Besitztum war beinahe Gemeingut; das Gras in ihrem Garten war immer zertreten, weil es den Kindern als Spielplatz diente; ihre Obstbäume kamen nicht zum Gedeihen, weil die ganze Stadt Waschseile daran aufzog, um den sonnigen Platz zum Trocknen zu benützen. Die Hanne eiferte oft gewaltig gegen diese Duldsamkeit, und die gute Jungfer hatte alle ihre Beredsamkeit aufzuwenden, um sie wieder zu beschwichtigen.

13

Auch der Unterschied der Stände, der in kleinen Städten so scharf abgegrenzt ist, war für Jungfer Mine aufgehoben. Obgleich sie ihrem bescheidenen Anzug wie ihrer Herkunft nach zum Honoratiorenstande gehörte, war sie doch daheim und befreundet in allen ehrbaren Bürgerhäusern, wo man ihres Beistandes bedurfte, und ihre »Weiblein«, wie sie ihre Freundinnen aus dem Bürgerstande nannte, wurden jederzeit mit derselben Rücksicht und Freundlichkeit aufgenommen wie die ersten Frauen der Stadt. Ihr besonders guter Freund war Nachbar David, ein alter Hufschmied. Er besorgte ihr die Holzeinkäufe und nahm sich ihrer überall treuherzig an, wo ihre Güte und ihre Schutzlosigkeit mißbraucht werden konnten. Er war ihr Wetterprophet, dessen Meinung immer entschied, wenn es zweifelhaft war, ob die Wäsche ins Freie gehängt werden könne. Sobald ein Ungewitter am Himmel aufstieg, warf der ehrliche Meister sein Schurzfell ab und begab sich zur Jungfer Mine, die große Furcht vor Gewittern hatte; sie bewirtete ihn dann mit einem Kelche selbstfabrizierten Likörs, und sie trösteten einander mit Gesprächen über die Zeitläufte und mit Vorlesungen aus Arnds »Wahrem Christentum« und aus dem »Schatzkästlein«, bis das Gewitter vorüber war.

Das ehrwürdige Paar Möpfe spielte keine kleine Rolle im Hause, und ein guter Teil der Sorgfalt der Jungfer Mine war ihnen zugewendet. Die Katze und der Kanarienvogel waren nur untergeordnete Subjekte. Die Katze hatte zwar ein Kissen unter dem Ofen, die beiden Möpfe aber, Mopper und Weible genannt, nahmen ihre eigenen gepolsterten Stühle daneben ein, wenn sie es nicht vorzogen, bei gutem Wetter im Garten zu promenieren und die Leute zu insultieren. »Es muß das Herz an etwas hangen«, sagte sie zur Entschuldigung ihrer Vorliebe für die garstigen Tiere. Der Tod der Möpfe betrübte sie tief; doch nahm sie mit gutem Humor den Beileidsbesuch auf, den ihr einige Freundinnen in tiefer Trauerkleidung abstatteten.

14

Mit Lektüre hat sich Jungfer Mine nie viel befaßt, weder mit sentimentaler noch mit gelehrter. Ein gescheites Wort konnte man aber doch mit ihr reden, und niemand hat je Langeweile bei ihr gehabt. Deshalb waren auch ihre Kaffeewisiten, der einzige Luxus, den sich die Jungfer erlaubte, sehr gern besucht; nicht nur weil sie den besten Kaffee und die gelungensten Kuchen bereitete, sondern weil in dem kleinen Stübchen mit den geflickten Gardinen und dem verblichenen Sofa ein guter Geist wehte, der das Gespräch lebendig machte und die Herzen fröhlich. In Klatschereien stimmte sie nie mit ein; es war ihr unmöglich, von einem Menschen Böses zu sagen.

Auch für das mütterliche Gefühl, das in jedem weiblichen Busen schlummert, sollte es nicht an einem Gegenstand für sie fehlen, obgleich es ein altes Kind war, das man ihrer treuen Fürsorge übergab. Ein ehemaliger Kaufmann aus guter Familie, dem in seinen jungen Jahren die südamerikanische Sonne das Gehirn ausgebrannt, lebte als harmloser Narr in der kleinen Stadt. Er war der zufriedenste Mensch, den man sehen konnte, stets vergnügt, stets aufgeräumt, und, obschon bei Jahren, hüpfte und sprang er mehr, als er ging. Der Fritz nun wurde in die freundliche Obhut der Jungfer Mine befohlen. Sie räumte ihm das Stübchen ein, das seither ihre Heiligtümer verwahrt hatte: den »Papa« und die »Mama«, lebensgroße Kinderbilder in hölzernen Rökkchen, an denen ein Hündlein hinaufsprang, und eine spanische Wand, darauf die sieben Bitten des Vaterunser bildlich dargestellt waren; sie behütete und pflegte ihn mit mütterlicher Sorgfalt. In dem netten Hause und dem freundlichen Garten war der Fritz ganz in seinem Element; er schenkte sein Herz abwechslungsweise bald der Jungfer, die er aber daneben sehr respektierte; bald der Hanne, der es zum erstenmal in ihrem Leben begegnete, daß jemand ihre Reize bewunderte. »Hübsch, Hanna, hübsch!« rief er ihr ermunternd zu, so oft er sie erblickte, setzte auch von Zeit zu Zeit den Hochzeitstag fest, ohne sich zu grämen, wenn der Termin immer wieder hinausgeschoben wurde. Ein verwandter Beamter war so freundlich, den Fritz in seiner Kanzlei zu beschäftigen, obgleich seine schriftlichen Arbeiten unbrauchbar waren, da allzeit seine krausen Ideen sich darein mischten. Aber er fühlte sich dadurch so beschäftigt, so wichtig! Er eilte mit einer so glücklichen Amtsmiene auf sein Büro, während Jungfer Mine und die Hanne daheim sein Stübchen ordneten und sein Mahl bereiteten. Nur ein Leiden hatte der arme Fritz, das zugleich eine Plage für die Jungfer war: die Hexen, von denen er nach seiner Meinung jede Nacht heimgesucht wurde. Er

schnitt sich Stöcke und Stöckchen von jeder Größe, um die Hexen damit durchzuklopfen, und das gab oft einen wahren Hexentanz in seiner Stube, bis ihn die sanftmütige Stimme der Jungfer Mine aus der andern Stube her wieder beruhigte.

Da der Fritz bei der Küche der Jungfer Mine so wohl gedieh, meldeten sich auch vernünftige Leute, anständige junge Männer vom Schreibereifach um Kost und Wohnung bei ihr; der Holzstall wurde noch zu einem Stübchen eingerichtet, und der Pflichten- und Geschäftskreis der Jungfer hatte sich bedeutend erweitert. Wie eilig hatte sie nun, um von ihren sonstigen »Expeditionen« rechtzeitig heimzukommen! Sogar »Offertenmacher«, wie sie die Kommis Voyageurs nannte, wurden nun hie und da als Kaffeegäste zu ihr gebracht, und noch sehe ich sie, wie sie einst in höchster Eile über die Straße rannte und allen Bekannten, die sie zum Spaß aufzuhalten suchten, zurief: »Kann nicht, muß heim, hab' vier Herren und eine Gans!«

Alles geht hienieden dem Ende zu, und der guten Jungfer Mine, die in Ehren und bei vollen Kräften ein schönes Alter erreicht hatte, wollte der liebe Gott die Leiden eines langen Lagers und die Beschwerden des hilflosen Alters ersparen. Sie erkrankte bei der treuen Pflege ihrer Dienerin, die ein Fieber befallen hatte; sie mußte sich legen, um nicht wieder aufzustehen. Verlassen war sie nicht in ihren letzten Tagen: sie, die so vielen gedient, wurde von freundlichen Händen treulich gepflegt, und sie entschlief in ihrem Gott mit frohem und dankbarem Herzen, von vielen aufrichtig betrauert.

Nach ihrem Tode fand sich, daß ihr Vermögen außer dem Häuschen so gering war, daß niemand begreifen konnte, wie es ihr möglich gewesen, davon zu leben. Und doch war sie so reich gewesen an Freuden für andere. Die Hanne blieb zum Lohn ihrer langen treuen Dienste als alleinige Erbin des Häuschens und Gartens zurück; für ein armes Mädchen ihres Standes ein beneidenswerter Besitz! Aber sie hat sich dessen nicht mehr lange gefreut, obgleich sie von der Krankheit, in der sie noch die letzte Pflege ihrer Herrin genossen hatte, wiederhergestellt war. Man hörte ihre laute, scharfe Stimme nicht mehr, mit der sie sonst so eifrig die Rechte ihrer Jungfer verfochten hatte; still und bleich schlich sie umher, es schien ihr Lebensnerv gebrochen, und nach einem halben Jahr folgte sie ihrer Herrin nach zur letzten Ruhestatt.

Wenige der alten Freunde der Jungfer Mine leben nun noch in dem Städtchen, und so ist auch ihr Grab verlassen und vergessen; von den

schönen Levkojen und Reseden, die wir aus ihrem Garten dorthin verpflanzt hatten, ist nichts mehr zu sehen, aber ein Fruchtbäumlein hat darauf Wurzel gefaßt und beschattet es mit seinen grünen Zweigen. – Leicht sie ihr die Erde, der guten Jungfer Mine, und sanft ihre Ruhe, ihr, die sich hienieden keine Ruhe gegönnt hat!

2. Der Engländer

17 Es sind wohl je und je Geschichten geschrieben worden, deren Schauplatz eine kleine Stadt war. Die Pointe dabei, wenn ich mich recht erinnere, war dann allzeit ein geheimnisvoller oder wenigstens interessanter Fremder, der die Zungen der Frau Basen und die Herzen der jungen Mädchen in Bewegung setzte. Nun mag ich mich aber besinnen, wie ich will, so hat sich in unsrer kleinen Stadt nichts derart gezeigt. Wurde zwar eines Tages ein bleicher Jüngling mit Gendarmen eingeliefert, der sich als einen verkannten Edeln und Professor aus Lyon zu erkennen gab; aber es stellte sich binnen kurzem heraus, daß besagter Professor ein Betrüger und Schelm, also mit vollem Recht transportiert war. Ferner erschien einmal abends auf der sehr besuchten Kegelbahn ein ältlicher, steifer Herr mit ganz feinen Manieren, dessen Andeutungen ihn etwa als einen russischen General außer Dienst oder Diplomaten erscheinen ließen, und die Herren wußten bei ihrer Nachhausekunft gar viel zu rühmen von seinem feinen adligen Benehmen und seiner würdevollen Zurückhaltung. Am folgenden Morgen aber war derselbige Diplomat so herablassend, daß er von Haus zu Haus ging mit dem Anerbieten, die etwaigen Hühneraugen auszuschneiden; führte auch eine grüne Korduanmappe mit sich, voll von Zeugnissen von hohen und höchsten Herrschaften über seine Gewandtheit in dieser edlen Kunst. Vielleicht, das nahm man zum Troste an, war er heimlicherweise doch ein Spion, der's nur nicht sagte; er hätte auch in solcher Eigenschaft schlechte Geschäfte gemacht, es gab blutwenig zu spionieren im Städtchen Marbach.

Einmal aber, ja einmal fuhr dennoch in einem sonderbar gestalteten Einspanner ein unbekannter Herr mit einem anständig aussehenden, noch jugendlichen Frauenzimmer am ersten Gasthof in Marbach vor und erkundigte sich alsobald nach freistehenden Wohnungen. Derselbige war auffallend lang und mager, trug einen Rock, Beinkleider und Gamaschen von Lederfarbe, einen ebensolchen Hut und ein Gesicht von derselben Couleur; es schien, er habe seine ganze Person am Stück in diesen dauer-

haften Farbstoff tunken lassen. Seine lange Figur wurde durch seinen turmhohen Hut noch vergrößert, sowie sich seine fabelhaft langen Arme durch die Ärmel, die eine Viertelle länger waren als erforderlich, fast bis zur Erde zogen.

Die Dame bei ihm schien nicht seine Frau zu sein und sich nicht besonders behaglich zu fühlen. Nach genossenem Imbiß schickten sie sich an, die wenigen freien Wohnungen des Städtchens zu besehen, und der lederfarbene Herr fand sogleich, was er suchte, in ein paar hübschen Zimmern im vierten Stock, mit freundlicher Aussicht auf die Apotheke und eine neue Metzsig. Er versicherte den Hausbesitzer, daß ihm besonders lieb sei, eine so hochgelegene Wohnung zu finden, da das Steigen seiner Brust sehr zusage. Der Hausknecht, der ihm als Führer vom Gasthof mitgegeben war, bemerkte bescheiden, daß auf dem Turm auch noch ein Stübchen zu vermieten wäre, womit sogar das Benefiz des Hochwächterdienstes verbunden. Das lehnte der Lederfarbene höflich ab, da in solcher Höhe die Luft nicht gesund sei, namentlich weil sich alle Dünste in die Höhe ziehen.

18

19

Der Unbekannte beabsichtigte gar nicht als solcher fortzuexistieren; er war, nach seiner Mitteilung, ein Engländer, der sich aber schon seit langen Jahren in Deutschland heimisch gemacht und der einen stillen, freundlich gelegenen Ort suchte, wo er seine Tage beschließen könne. Diesen Ort hatte er nun in dem Städtchen Marbach entdeckt, fragte nach dem Kirchhof, wo er sich ein Plätzchen für sein Grab erkiesen wolle, und bestellte den Notar, um sein Testament aufzusetzen.

Nun sah der Engländer aber gar nicht aus, als ob er seinem Ende so nahe wäre; er gehörte überhaupt zu der Klasse von Leuten, bei denen man nie beurteilen kann, ob sie jung oder alt sind; er kam einem auch nicht vor, als ob er jemals klein gewesen und groß gewachsen sei, vielmehr glich er einem Stück, das in einer Versteigerung nicht verkauft worden ist und nur so herumfährt. Aus seinen Papieren aber, die er dem Notar vorwies, ergab sich, daß er wirklich schon ziemlich bejahrt war. Als Zeuge zu der Testamentsaufsetzung wurde unter andern der Hausbesitzer gebeten, und dieser Ehrenmann war höchlich überrascht und gerührt, als der Engländer nach so kurzer Bekanntschaft ihm ein recht anständiges Legat bestimmte; auch die Armen der Stadt waren nicht vergessen und ein schon früher festgesetztes Vermächtnis für seine Haushälterin erneuert. Der Engländer versicherte dem gerührten Hausbesitzer, daß es ja ganz natürlich sei, daß die Familie, in deren Schoß er seine letzten Tage verlebe,

auch ein Andenken an ihn behalte, und das Verhältnis zwischen Hausherr und Mietsmann gestaltete sich durch diese freundliche Fürsorge recht gemütlich.

20 Obgleich nach all diesem scheint, daß der Engländer nach Marbach gekommen war, um daselbst zu sterben, so vernachlässigte er die Pflicht der Selbsterhaltung keineswegs. Sein einziges Studium, seine ausschließliche Lektüre waren medizinische Werke; das System aber, nach dem er seine Diät einrichtete, war eigentlich aus keinem davon genommen. Sobald er sein Zimmer im Besitz hatte, ließ er den Schreiner holen und befahl ihm, die Füße seiner Bettstelle gänzlich abzusägen; denn da nach seiner Ansicht der Dampf sich nach oben zog, so behauptete er in der gesunden Luft zu schlafen, wenn er möglichst niedrig gebettet war. Seine Kost bestand fast ausschließlich aus Gerstenschleim, Kalbsbraten und gelben Rüben, welche letztere er in solchen Massen einkaufte, daß er das ganze Jahr hindurch Vorrat hatte. Das Thermometer war sein bester Freund, den er fast beständig bei der Hand hatte, um nachzusehen, ob das Zimmer die richtige Temperatur habe. War es zu kühl, so mußte augenblicklich geheizt werden, und wäre es im höchsten Sommer gewesen; war es zu heiß, so ließ er eine große Wasserkufe ins Zimmer tragen, um die Luft abzukühlen, und war sehr übler Laune, wenn diese Maßregel keine gehörige Wirkung tat. Große Fußwanderungen gehörten auch zu seiner Diät, und es nahm sich sonderbar aus, wie er unterwegs mit eigentümlicher Gewandtheit sich Zuckerpasten in den Mund warf, die er in seinem großen Ärmel verborgen hielt; solches, behauptete er, sei ganz vorzüglich für die Brust und den Atem – kurz, er war unerschöpflich an Mitteln, das menschliche Leben zu verlängern, und konnten seine Erben das Glück der Hoffnung gründlich kennenlernen.

Die Kunde, daß das lederfarbene Subjekt ein Engländer sei und bereits ein Testament gemacht habe, verlieh ihm im Städtchen einiges Ansehen. Man glaubte auch, seine lederfarbene Haut und Kleidung sei nur so eine Art Reiseüberzug zur Schonung, wie über einen Regenschirm, und er würde eines Tags schön und elegant hervorgehen. Dem war aber nicht so; er war und blieb derselbe, und eine vorteilhafte Farbe war's für seine Märsche: er hätte sich im Straßenstaube baden können, ohne sich im mindesten zu verändern. Auswanderungen waren dazumal selten und englische Sprachkenntnis so wenig gekannt und gesucht als spanische. Als aber ein lebendiger Engländer auf dem Platze war, überkam doch einen strebsamen ältlichen Herrn die Lust, Englisch zu lernen, und er lud zu

diesem Zweck den Herrn Cramble zum Kaffee ein, der, wie aus dem schon Erzählten hervorgeht, des Deutschen vollkommen mächtig war. Zuerst wollte man die Konjugationen kennenlernen, also mit den Fürwörtern beginnen: »Was heißt: Ich?« fragte der Deutsche. – »I«, antwortete der Engländer. – »Ei? Nun das ist ja ganz gut behalten! Du?« – »Thou« – »Sau« sprach der Deutsche nach, »thou« berichtigte der Engländer; »tsau« versuchte der Schüler wieder, »nicht tsau, thou!« schrie der Lehrer, »sehen Sie, so!« und er zeigte ihm, wie man die Zunge an die Zähne drücken müsse, um den englischen Zischlaut hervorzubringen. Der Schüler wollte es noch besser machen und streckte die Zunge heraus; da wollte aber weder thou noch Sau hervorkommen, und der indignierte Herr beschloß, an eine so grobe Sprache keine Mühe mehr zu wenden.

21

Herrn Crambles Haushälterin, ein anständiges Frauenzimmer von guter Herkunft, aus einer andern Stadt, in der er sich früher niedergelassen gehabt hatte, um dort seine Tage zu beschließen, hatte sich durch ihre schutzlose Lage und das bedeutende Legat bestimmen lassen, diese Stelle zu übernehmen, mußte aber die Aussicht auf ein eigen Kapitälchen gar sauer verdienen. Der Herr Cramble war ganz erstaunlich sparsam und erwartete natürlich, daß sie durchaus in seine ökonomischen Pläne eingehe. An englischen Komfort schien er keine Ansprüche zu machen; es wurde zum Beispiel nie auf einem Tischtuch gespeist aus dem einfachen Grunde, weil ein Tisch eher gewaschen sei als ein Tischtuch; von Kaffee war keine Rede, verdünnten Gerstenschleim, lauwarm getrunken, erklärte er für das zweckmäßigste Frühstück; auch liebte er durchaus nicht, wenn sie andern Umgang pflog, und somit war ihr Dasein ein ziemlich freudloses; ihr guter Ruf war übrigens nicht in der mindesten Gefahr bei ihm. Nur die Aussicht auf die Erbschaft, die ihr doch wenigstens dereinst ein trauliches eigenes Jungfernstübchen sicherte, gab ihr Geduld und Ausdauer. Sehr überrascht aber war sie, eines Morgens folgende Zuschrift zu bekommen:

»Liebwerteste Jungfer Henriette Steinin!

Da ich zwar von meinem Schwager, der Gschwisterkind zu des Notars Schreiber in Ihne Ihrem Wohnort ist, vernommen, daß der engellische Herr Grembel, bei dem ich auch seine Haushaltung gefirt habe, Ihne in seinem Testament ein Vermächtniß vermacht hat, so halte ich das übrigens für wüst von Ihne, einer armen Person das Ihrige abzunehmen, wo der Herr Grembel in sein Testament hier mir auch so ein Legat vermacht hat und ich ihn bis zu seinem Tode bereits nicht verlassen hätte, außer

22

daß er sagte, daß ich keine Bildung genug hätte, vor was der eine Bildung braucht zu ihm seine Gelberüben zu schaben und Gerstensuppe zu kochen, weiß ich allerdings nicht. Und laße Ihnen wissen, daß ich es insofern vor alle Gerichte bringen werde und laße es vor den König kommen so einer armen Persohn ein Legat zu berauben.

Ihre dienstwillige
Barbara Rothin.«

Herr Cramble, dem die Haushälterin dies Dokument mitteilte, kam gar nicht aus der Fassung; er habe dieser früheren Haushälterin allerdings ein Legat bestimmt gehabt, aber nur auf den Fall, daß sie bis zu seinem Tode in seinen Diensten bleibe; dies frühere Legat und Testament hebe sich aber von selbst durch das neuere, gültige auf.

Der Fräulein Henriette war die Sache dennoch bedenklich; die gelben Rüben kamen ihr immer unschmackhafter, der Engländer immer dauerhafter vor, und sie beschloß, irgend einen Sperling in der Hand diesem Kraniche auf dem Dache vorzuziehen. Sobald sie ein anderweitiges anständiges Unterkommen, wenn auch ohne Aussicht auf Legat, gefunden, sagte sie Herrn Cramble ihre Dienste auf. Er bedauerte sehr, daß sie ihr Glück so mit Füßen trete, tröstete sich aber bald über den Verlust.

Mittlerweile hatte sich Herr Cramble überzeugt, daß Marbach noch nicht die rechte Stätte für seinen letzten Ruheplatz sei; er glaubte ihn aber gefunden zu haben in einem kleinen Städtchen etliche Stunden davon. Auch einer Haushälterin bedurfte er wieder; die Ansicht der gekränkten Jungfer Barbara, daß es nicht viel Bildung brauche, um seine gelben Rüben zu schaben, schien ihm einzuleuchten, und so warf er diesmal sein Auge auf die ehrbare Tochter eines kinderreichen Schreinermeisters in Marbach.

23 Das Mädchen bezeigte anfangs gar wenig Lust, Herrn Cramble aber war es Ernst mit der Sache; er beschied Vater und Mutter samt der Tochter in seinen neuen Wohnort, ließ dort in ihrer Gegenwart vor Notar und Zeugen ein abermaliges Testament in bester Form verlesen, in dem ihr ein noch ansehnlicheres Legat als ihren Vorgängerinnen zugesichert war, falls sie ihn vor seinem Tode nicht freiwillig verlasse. Das war doch gar zu verlockend für fürsorgliche Eltern, und sie stellten der Luise ihre zukünftigen Aussichten, wenn der Engländer einmal das Zeitliche gesegnet, aufs glänzendste vor: sie sei ja jung und stark, und er könne doch nicht umhin, einmal zu sterben, irgend einmal; und die Luise gab nach und richtete sich in dem neuen Haushalt ein.

Der Engländer aber war nicht lange an dem neuen Aufenthaltsort, als er abermals fand, daß das noch kein geeigneter Platz zum Abscheiden sei; somit zog er samt der Luise in ein viel entlegeneres Städtchen. Da sie in der Korrespondenz nicht stark war, so blieben die Ihrigen jahrelang ohne Nachricht von ihr, bis endlich wieder einmal ein Brief ankam.

Der Schreiner erbrach ihn und durchlief den Inhalt, um ihn vorzulesen; plötzlich rief er ganz erfreut aus: »Ach, denk nur, Weib, der Engländer ist richtig gestorben, das hätt' ich ihm doch nicht zugetraut!« – »Ist's wahr?« rief die Frau, »aber das ist doch schön von ihm; weiß man's gewiß?« Die Geschwister eilten herbei, um den Grund des elterlichen Vergnügens zu erfahren: »Ja, denket, der Herr Grembel ist gestorben, und die Luise bekommt jetzt schon das schöne Erbe, und sie ist doch erst vier Jahre bei ihm, und er ist nicht einmal so gar alt geworden, erst zweiundsiebzig, da hätt' man's ihm noch gar nicht zumuten können; er hätt' ja auch achtzig oder gar neunzig alt werden können, wie der alte Torwart selig.« Und alles war ganz voll Dank und Rührung, daß der Herr Grembel richtig gestorben war.

Seit er Marbach verlassen, war der Engländer noch in vier oder fünf Städten und Städtchen herumgekommen, bis es mit dem Sterben ernst geworden war; in jedem hatte er ein Testament gemacht, in dem die Ortsarmen und sein jeweiliger Mietsherr bedacht waren. All diese Willensmeinungen wurden nach den Landesgesetzen von selbst ungültig; die Luise aber war auf dem Platz geblieben als Siegerin über all die Henrietten, Barbaras, Lotten und Friederiken, die als frühere Haushälterinnen bedacht gewesen waren; sie stand mit ihrem Legat noch im letzten Testament. Nachdem sie ihrem verblichenen Gebieter einen redlichen Tränenzoll geweiht, zog sie ab mit dem Erbe, das sie zu einer gesuchten Partie in ihrem Stande machte, ja das ihr noch Aussicht gab auf irgend einen jungen Kaufmann oder Apotheker, der ein eigenes Geschäft gründen wollte.

Wer und woher Cramble war, hat sich erst nach seinem Tode genau herausgestellt. Er war von Natur ein Handlungskommis zu Liverpool, der durch den Gewinn des großen Loses aus einer bescheidenen, fast dürftigen Existenz mit einem Schläge in die Fülle des Reichtums versetzt worden war.

Von da an hatte er das Festland nach Norden und Süden, Osten und Westen bereist, zuerst um Lebensgenuß, zuletzt um eine Grabstätte zu suchen. Ein bedeutendes Darlehen, das er einem ungarischen Grafen zur Herstellung seiner Güter gab und um das ihn dieser betrogen, hatte seinen

Reichtum bedeutend geschmälert. Von daher stammte seine Sparsamkeit und fast zynische Lebensweise, von daher wohl auch das Mißtrauen, das ihn bewog, jede Dienstleistung durch Aussicht auf ein Erbe zu erkaufen.

Und ein eigentümlicher Hohn des Schicksals! Er, der jahrelang keinen Lebenszweck gekannt, als sich ein friedliches Grab zu sichern, sollte auch dies nicht ohne Schwierigkeit finden. Er hatte sich im Tode erst noch recht nach Herzenslust ausgestreckt, und als man den Sarg, dem ein anständiges kleines Geleite, bestehend aus einigen Nachbarn und dem Vater der Luise, folgte, ins Grab senken wollte, fand sich, daß dieses zu kurz war. So mußte denn erst das Grab verlängert werden, während die betrübte Trauerversammlung sich verlief und Herr Cramble in einsamer Größe in seinem Sarge auf dem Kirchhof stehen blieb.

25

Das also ist die Geschichte von dem Engländer, dessen bewundertste Tat die war, daß er richtig gestorben ist. Ruhe seiner Asche!

3. Ein ungerächtes Opfer

Ich erinnere mich, daß ich hie und da in den Straßen von Marbach einen Mann von gedrücktem Aussehen herumschleichen sah, der besonders rasch und scheu auf die Seite wich, wenn ihm einer der Beamten des Städtchens begegnete. Es mochte weiter niemand mit ihm zu tun haben, obschon er ein äußerlich geordnetes Leben führte und ein fleißiger Mann war. Was es aber war, das die Menschen von ihm scheuchte und seinem Auge den scheuen Blick gab, das sagten sich nur hie und da im Vertrauen ein paar ältere Leute, denen seine Geschichte bekannt war.

Er war ein Schuster und vor etwa dreißig Jahren als schmucker Bursche von der Wanderschaft zurückgekehrt. Das halbe Städtchen war damals zusammengelaufen, als es hieß: »Des Steiners Wilhelm ist von der Wanderschaft da und hat eine Frau mitgebracht von ›da drinnen ›raus¹, und sie hat Kleider, schöner als die Frau Oberrichterin, und schwätzt ganz welsch.« Wirklich hatte er ein gar hübsches, fein aussehendes Weibchen bei sich, das ihm aus Sachsen, wo er bei ihrem Vater in Arbeit gestanden hatte, ins Schwabenland gefolgt war. Es gab viel Verwunderns, Redens und Fragens; seine »Freund'«² konnten sich lange nicht darein finden, das zarte, »herrenmäßig« aussehende Frauenzimmer als ihres Wilhelms

1 Aus dem Ausland.

2 Verwandten.

Weib anzusehen; besonders war ihr fremder Dialekt ein Gegenstand des Erstaunens und heimlichen Gekichers.

Er hatte ihr goldene Berge versprochen, dem guten Kinde, bis sie sich entschlossen hatte, ihre Heimat zu verlassen: wie es eine gar schöne und fürnehme Stadt sei, wo er daheim, und fast das ganze Jahr Sommer; wie er sein eigen Haus dastehen habe, und wie bei ihm zu Hause ein Schuhmacher noch etwas ganz andres vorstelle als in Sachsen. Auch sei von Marbach noch keiner so weit herumgekommen wie er; da könne es ihm gar nicht fehlen, die allerbeste Kundschaft zu bekommen, er werde Geld verdienen wie Heu. Dann lasse er sie alle zwei Jahre in einer Kutsche heimführen zum Besuch bei ihren Eltern. Was sagt ein Mensch nicht alles, um zu seinem Zweck zu kommen!

26

Der Wilhelm mochte wohl ein gut Teil davon selbst glauben und fast ebenso enttäuscht gewesen sein wie sein junges Weib, als er durch die krummen Straßen seiner Vaterstadt zog und sie in die trübe Hinterstube eines baufälligen Hauses führte, das sein Anteil an dem väterlichen Nachlaß war und zu dem er noch als Ausding den »Bide«, einen blödsinnigen Vetter, zu übernehmen hatte, der seither bei seiner Schwester in der Kost gewesen war.

Die junge Frau schickte sich indes, so gut sie konnte; auch tat Wilhelm sein Möglichstes, ihr doch für den Anfang einen guten Eindruck zu geben. Er veranstaltete im Gasthof eine Nachfeier seiner Hochzeit, die in Sachsen begangen worden war, wozu er die ganze Verwandtschaft einlud, und der Stadtzinkenist, ein Schulkamerad von ihm, blies dabei eine vielbekannte Weise, die gewöhnlich bei Hochzeiten gespielt wird und welcher der Volkswitz den traurigen Text unterlegt hat:

27

»Du meinst, wir blasen dir Wecken und Wein,
Und wir blasen dich ins Elend 'nein.«

Ein Glück, daß das Weibchen nichts wußte von dem Text, sonst hätte ihr die Musik wie eine böse Mahnung an ihre traurige Zukunft klingen können. Obgleich sie bereits eine Regung von Heimweh spürte, so strengte sie sich doch an, freundlich zu sein und wenigstens mit einem Lächeln auf die vielen Fragen zu antworten, die sie in der breiten schwäbischen Mundart gar nicht verstand. – Solange die Familie noch vermutete, sie sei reich, wurde sie von dieser recht »geehrt«, auch hie und da aus Neugierde von einer der angesehenen Bürgersfrauen zu einem Kaffee eingela-

den, weil man sie gern über ihre Heimat ausfragen und ihr »g'späßiges Gewelsch« anhören mochte.

Nun sollte die Haushaltung der jungen Leute beginnen. Hinsichtlich des Vermögens seines Weibes hatte sich Wilhelm sehr getäuscht; ein paar hübsche Kleider und Häubchen bildeten den Hauptbestandteil ihrer Mitgift, die nebst seinen geringen Ersparnissen eben hinreichte, um die ersten Einkäufe an Hausrat und Leder zu bestreiten. Doch gab's in der ersten Zeit Arbeit in Hülle und Fülle; jedermann wollte sehen, wie's der Wilhelm nun verstehe, seit er »so weit 'rum« gewesen sei und so fürnehm spreche; denn er redete eigentlich noch viel sächsischer als seine Frau.

Ein paar junge Herren bestellten sich bei Wilhelm Stiefel, in der Hoffnung, die hübsche Meistersfrau zu sehen, und sogar des Herrn Oberamtmanns Töchter ließen sich Schuhe bei ihm machen. Leider war aber seine Arbeit gar nicht so vortrefflich, und da er, um recht schnell zu der gerühmten Einnahme zu kommen, die gewöhnlichen Preise verdoppelte, so verlor sich die Kundschaft bald, und er hatte nur noch in der Verwandtschaft zu arbeiten, wo man ihm den halben Preis abdingte und auch diese Hälfte kaum bezahlte.

28 Karoline, seine Frau, konnte sich aber eben gar nicht zurechtfinden in dem schwäbischen Hauswesen. Schon am ersten Tag hatte sie ihren Wilhelm gefragt, ob er denn auch schon ein »Mehdchen« gemietet habe. Der Wilhelm, um sie noch bei guter Laune zu erhalten, vertröstete sie, man könne eine Magd erst aufs Ziel dingen, sie müsse sich eben indes behelfen; Holz und Wasser könne ihr ja der Bide tragen. Vor dem Bide und seinem simpelhaften Lachen fürchtete sich aber Karoline entsetzlich und wagte kaum ihn anzusehen; er hingegen schien großes Wohlgefallen an ihr zu finden, was er ihr durch freundliches Angrinsen und allerlei Gebärden zu zeigen suchte. Er nannte sie immer »Mädle«, eines der wenigen Worte, die er aussprechen konnte und mit dem er nur junge hübsche Gestalten bezeichnete.

So sollte nun Karoline die Haushaltung besorgen, daneben dem Manne im Handwerk helfen und mit ihren zarten, weichen Händen aus rauhem Hanf den Schustersdraht spinnen; sollte kochen, waschen und putzen, alles allein. Obgleich selbst eine Schusterstochter, war sie der harten Arbeit ungewohnt; sie hatte ihre feinen Händchen fast nur zum Spitzenklöppeln gebraucht, eine Arbeit, die hier niemand schätzte und begehrte. In der Familie verlor sich die Bewunderung für sie gar bald, als sich herausstellte, wie sie eben in der Haushaltung »gar nichts« sei; die Schwägerin schlug

die Hände über dem Kopf zusammen, als sie nach Tee fragte, um ihn zum Abendessen zu bereiten: das habe sie ihr Lebtag nicht gehört, daß »sottige« (solche) Leut' beim g'sunden Leib Tee trinken; das solle sie den Privatleuten lassen und Wassersuppe kochen und einen Hafen voll Grundbirnen. Als es aber gar im Städtchen bekannt wurde, daß sie auf die saure Milch Zucker und Zimt gestreut habe, da berief man den Wilhelm, wo er ging und stand, um sein hoffärtiges und »aushausiges« Weib, die so wunderliche Bräuch' anfangen, so daß er oft ganz wild heimkam.

Als nun nach und nach die Kundschaft ausblieb und das Geld immer seltener wurde; als Leder bezahlt werden sollte und nichts dazu im Hause war; als das Weib, wie die Schwester meinte, für die Haushaltung mehr Geld in einem Tage verbrauchte als sie in acht, da wurde der Mann mehr und mehr übler Laune. Er vergaß, was er selbst wohl hätte wissen können, daß der Frau ein schwäbischer Haushalt fremd sein mußte, und ließ es immer härter sie entgelten, daß er sie getäuscht. Das arme Weib strengte sich nach Kräften an, ihn zufrieden zu stellen; aber da niemand sie mit Liebe zurechtwies, griff sie's immer ungeschickt an. Der Bide stand ihr treulich bei, wo er konnte, und sie gewöhnte sich an ihn; ja das arme Kind wurde bald froh, in dem Grinsen dieser halbtierischen Züge und seinen unbeholfenen Hilfeleistungen die Beweise einer Zuneigung und Freundlichkeit zu sehen, die sie vergeblich suchte bei dem Manne, dem zulieb sie Vater und Mutter verlassen hatte. Sie verkaufte heimlich ihre ganze Kleiderherrlichkeit, weil sie des Mannes Schelten und Toben über ihren Hausverbrauch fürchtete. Ihr Herz hatte an den Fähnchen gehangen, sie waren ja noch von daheim! Es war ihr, als sei sie nun allein auf der Welt, seit sie ihr letztes gutes Kleid um geringes Geld in die Hände einer Unterkäuferin gegeben hatte.

Um seine Wahl besser ins Licht zu stellen und das geringe Beibringen seiner Frau zu beschönigen, hatte Steiner den Verwandten versichert, sein Schwiegervater sei eigentlich reich, er habe nur nichts »von ihm geben können«, weil gar viel im Geschäft stecke; aber wenn's ans Erben gehe, bekomme sein Weib noch schwer Geld. Da kam aber eines Tags aus Sachsen die Botschaft, Michael Lange, der Vater der Schusterin, sei gestorben, und sein Nachlaß habe eben zugereicht, die Schulden zu decken. – So war denn beiden die letzte Hoffnung vereitelt: dem Wilhelm auf das Erbe des Schwiegervaters, das er sich doch selbst besser vorgestellt hatte; der Karoline die Aussicht auf die Heimkehr, die noch ihr einziger Trost gewesen war. Auf die Kutsche hatte sie längst verzichtet, das arme Kind;

sie wäre ja gerne mit bloßen Füßen heimgewandert! Und nun erst, da ihr die Heimat abgestorben war – ihre Mutter war längst tot –, bemächtigte sich ihrer ein verzehrendes Heimweh, das sie immer untauglicher machte zu den Hausgeschäften.

31 Zwei Kinder, die sie geboren hatte, vermehrten nur ihr Unglück; der Mann gestattete kein Kindsmädchen, er meinte, der Bide könne wohl die Kinder zuzeiten hüten; auch ging dieser Bide wirklich mit grinsender Zärtlichkeit und möglichster Vorsicht mit den Kleinen um. Aber der vermehrten Arbeit bei geschwächtem Körper und immer größerer Verarmung war Karoline nicht gewachsen, und als die Kinder, schon schwächlich im Lebenskeim, im zarten Alter dahinstarben, da bemächtigte sich ihrer immer tiefere Schwermut. Der Bide betrachtete sie oft traurig, wenn er sie so in stummem Jammer dasitzen sah, und schob ihr sein eigenes, sparsam zugeschnittenes Brotstück hin: »Da, Mädle, iß!«, weil er kein Leid kannte als den Hunger.

Der Mann, um der Trübsal seines Hauswesens zu entfliehen, verfiel auf den gewöhnlichen Ausweg der Leute seines Schlags: er legte sich aufs Trinken. Daß dies das Schicksal des armen Weibes nicht verbesserte, läßt sich denken. – Eines Abends hörte man ein wildes Geschrei in Steiners Hause; man eilte herzu und fand Steiner ringend mit dem Bide, der eine bis dahin allen unbekannte bärenmäßige Stärke zeigte, man konnte den Schuster kaum von ihm losmachen. Das Weib lag in dumpfem Schluchzen am Boden mit verhülltem Gesicht und antwortete auf keine Frage. Erst nach und nach brachte man von Steiner selbst heraus, daß er sein Weib hatte mit Schlägen mißhandeln wollen, der Bide aber sich wie wütend dazwischen geworfen und ihn fast umgebracht habe. Von da an sprach das Weib kein Wort mehr; die Hände vors Gesicht geschlagen, saß sie den ganzen Tag in einem Winkel der Stube; nur hie und da schlich sie leis wie ein Schatten umher, um die notdürftigste Nahrung zu nehmen. Der Bide aber hütete sie den ganzen Tag mit großer Sorgfalt und ließ den Schuster ihr nicht nahekomen; nachts, wenn er genötigt war, seine Schlafstätte zu suchen, zog er langsam rücklings ab und drohte dem Mann noch mit geballter Faust. – Steiner mußte notgedrungen eine Magd halten; aber das bleiche Weib schien die Flüche nicht mehr zu vernehmen, die er wegen dieser vermehrten Ausgabe über sie hindonnerte.

32 Eines Morgens vor Tage läutete es am Hause des Ortschirurgen. Er glaubte ein Gespenst zu sehen, als die schwermütige Schustersfrau unten stand, die von vielen fast vergessen war, weil sie so lange nicht mehr ans

Tageslicht gekommen. Entsetzt sah er, als er sie einließ, daß ihr Kleid voll Blut war. Mit leiser Stimme, aber in ganz ruhigem Tone und mit klaren, vernünftigen Worten sagte sie ihm, ihr Mann habe sie ins Herz gestochen, sie werde nun sterben. Sie entblöste ihre Brust und zeigte eine tiefe Wunde am Herzen, die augenscheinlich mit der Ahle gemacht war. Der Chirurg verband das ohnmächtig gewordene Weib eilends und ließ sie nach Hause bringen. Den Schuster fand man hinten im Höfchen mit verstörtem Aussehen. Er sagte, er suche sein Weib; sie sei vor Tage aufgestanden, habe das Haus verlassen, er fürchte, sie habe sich ein Leid getan, seine Ahle sei blutig. Wirklich fand man in der Stube neben dem Bett die blutige Ahle am Boden. Das arme Weib aber erwachte nicht mehr zu Leben und Besinnung, sie starb vor Abend.

Die Bodenkammer, wo der Bide schlief, war von außen fest verriegelt; der Schuster sagte, das habe immer so sein müssen, damit dem unvernünftigen Menschen kein Leid geschehe. Der Bide polterte an der Tür, bis man öffnete. Als er in die Stube kam, wo das sterbende Weib lag, fiel er mit einem entsetzlichen Jammergebrüll bei ihr nieder; dann stürzte er sich wie wütend auf den Schuster, den man Mühe hatte vor seinen Angriffen zu schützen.

Der Schuster ward auf die Aussage des Chirurgen vor Gericht gefordert. Er leugnete hartnäckig, seinem Weibe ein Leid getan zu haben. Es wisse ja jedermann, daß sie schwermütig sei und daß solche Leute immer an Selbstmord denken; sie habe schon lange sich etwas am Leben tun wollen, er habe ihr deshalb kein Instrument in der Hand gelassen; nun habe sie aber doch die Ahle erwischt. – Das arme Opfer war auf ewig verstummt, ihr gestörter Geisteszustand war bekannt, kein Kläger konnte mehr auftreten. Der Schuster wurde von der Instanz entbunden. Den Bide konnte man nicht mehr in seinem Hause lassen, jener wäre seines Lebens nicht sicher gewesen; man brachte den Blödsinnigen im Armenhause unter.

Aber fortan schlich der Schuster fast so still und bleich umher wie einst sein armes Weib, das in der fremden Erde eine bessere Ruhe gefunden als auf ihr. Niemand sprach mit ihm, und wo er von ferne den Richter sah, vor dem er in Untersuchung gewesen, da lenkte er weit ab, um ihm nicht zu begegnen. – Er beerbte einen entfernt wohnenden kinderlosen Bruder und wurde ein vermöglicher Mann, aber das brachte ihm kein Glück. Lange Jahre schleppte er ein freudloses Leben hin, und als er starb, folgten nur die nächsten Anverwandten seiner Bahre. Sie gruben

sein Grab weitab von dem seines Weibes, damit das ungerächte Opfer den Toten nicht aufstören möge aus seiner Ruhe.

4. Das unterbrochene Hochzeitsfest

Vor dem Tore des Städtchens stand ein hübsches Haus, das der »neue Konditor« erbaut hatte, der erst kürzlich hereingezogen war. Ein Konditor war eine wichtige Erscheinung; seither hatte man bloß einen Zuckerbäcker gehabt, der in einem finstern Laden hauste und von dessen Dasein man nur zur Weihnachtszeit Kenntnis nahm, wo große Lebkuchen in Herzgestalt bei ihm zu haben waren.

Herr Protzel, der neue Ankömmling, war überdies auch der erste Gewerbsmann, der es wagte, sich zu den Honoratioren des Städtchens zu zählen, welche Anmaßung zuerst mit etwas scheelen Augen gesehen, aber am Ende doch geduldet wurde. Hatte er ja einen Sohn, der Medizin studierte, wenn auch der Erfolg noch etwas zweifelhaft war, und seine Tochter, die rotwangige Rike, ein gutmütiges, etwas einfältiges Mädchen, hatte, wie man aus sicheren Quellen wußte, bereits eine Liebschaft mit einem Juristen gehabt und war jetzt mit einem Pfarrer versprochen.

Eines Abends zeigte sich eine besonders lebendige Bewegung in und vor dem Protzelschen Hause. Vor diesem stand ein bereits hochbepackter Wagen, auf dessen Gipfel immer noch neue Möbel, mit bauschigen Betten dazwischen, geladen wurden, lauter Stücke, die lange vorher schon auf der Straße ausgestellt gewesen und einen Kreis von Kindern und anderem schaulustigen Volk um sich versammelt hatten.

Herr Protzel, der dicke Papa, ging geschäftig umher und half dem Fuhrmann, der mit Seufzen die Last betrachtete, die seine dürren Mähren morgen zu schleppen hatten. Rike bewegte sich mit einem Kopf voll Papilloten am Fenster hin und her und trug ihren Hochzeitstaat zusammen. Der Sohn Theodor schaute sehr vornehm in einer roten Zerevismütze dem Treiben zu und half insoweit, als er von den bereitgestellten Speisen reichlich kostete. Die Frau Mama wußte vollends nicht, wo ihr der Kopf stand; sie sollte fürs Einpacken sorgen, Brezeln rüsten zum morgigen Frühstück, einen Schinken zur heutigen Nachtkost, ferner etliche haltbare Speisen, die sie der Rike mitgeben könnte, daneben noch den Brautstaat besichtigen und einen Tee bereit halten für den Bräutigam, der jeden Augenblick erwartet wurde; denn man wird aus all diesen Anstalten

leichtlich ersehen haben, daß der Tag gekommen war, wo der Herr Pfarrer seine Braut heimholen wollte.

Die Eltern waren trotz aller Wehmut des Abschieds höchst vergnügt, ihre Rike nun bald als Frau Pfarrerin zu sehen; Rike selbst aber schien nicht in sehr bräutlicher Stimmung. Selbst der Brautstaat machte ihr wenig Freude, und sie bemerkte gegen die Mutter einmal halblaut, sie möchte doch wissen, was wohl der Ferdinand dazu sagen würde. Von der Frau Mama ward sie wegen dieser unpassenden Erinnerung gehörig ausgezankt. »Hätte der Ferdinand etwas von dir gewollt, so hätte er sich lange zeigen können, eh' der Pfarrer um dich angehalten, und statt daß du nun Gott danken solltest, daß sich so ein guter Anstand zeigt, denkst du noch ...« Der mütterliche Redefluß ward unterbrochen durch das Anrasseln der stattlichen, wenn auch etwas baufälligen Kutsche, aus welcher der Herr Pfarrer schon längst mit zarter Sehnsucht den Kopf herausstreckte.

Die ganze Familie zog ihm zu froher Begrüßung entgegen, auch das Bräutchen faßte sich, ließ sich die bräutigamliche Zärtlichkeit gefallen und erfreute und verwunderte sich gebühlich über den schönen Schal, den ihr der Bräutigam verehrte. 35

Einige bedenkliche Omina warfen freilich ihren Schatten in die Vorfriede des Festes: Jungfer Mine, die uns schon bekannt ist, hatte versprochen, eine Biskuittorte von ihrer eigenen Meisterhand zu liefern; die Hanne aber war auf der Schwelle des Bäckerhauses über einen der Möpfe gestürzt, der ihr unberufenerweise nachgelaufen war, und die edle Masse floß ungebakken in den Staub. Das blaue Taffetkleid, das die Nähterin in tiefer Nacht noch für die Mama gefertigt, wurde aus nächtlichem Versehen mit grünen Fransen garniert, und andre waren in Marbach nimmer aufzutreiben – aber mit großer Seele setzte sich die Familie Protzel über diese Unfälle weg und beschloß, sich dessenungeachtet zu amüsieren. 36

Die Gesellschaft saß beim Nachessen, und der Herr Tochtermann malte eben den glänzenden Empfang aus, den ihm wahrscheinlich seine Gemeinde zugedacht. Rike ging hinaus, um ein neues Gericht aufzutragen; da stand auf der Treppe des Nachbar Zimmermanns Suffiele (Sophie) und winkte ihr eifrig, herunter zu kommen: es wolle sie jemand heimlich sprechen. Wer stellt sich das Erstaunen und den Schreck des armen Bräutchens vor, als drunten der Ferdinand stand, der flotte Jurist, der ihr vor einem Jahre drei Monate lang so eifrig den Hof gemacht und an einem schönen Mondscheinabend ihr das Versprechen ewiger Liebe abgenommen, der aber seither nichts mehr von sich hatte hören lassen, obgleich

er bereits im »Merkur« angezeigt, wo er seinen Wohnsitz als Rechtspraktikant genommen, und obgleich Rike durch eine Freundin ihn von der Bewerbung des Pfarrers hatte in Kenntnis setzen lassen.

Da ihre Unterredung ohne Zeugen war, so weiß niemand, wie heftig er dem armen Kinde zugesetzt, mit was für schrecklichen Dingen er gedroht, im Falle sie ihm den Pfarrer vorzöge. Genug, Rike kam zum Tisch zurück mit rotgeweinten Augen, die aber auf Rechnung der bräutlichen Bewegung geschrieben wurden. Die Mama trieb alles bald zur Ruhe, da der Herr Helfer schon auf morgens sechs Uhr zur Kopulation bestellt war, damit das junge Ehepaar noch zu rechter Zeit in dem etwas entlegenen Wohnort des Pfarrers eintreffen könne. Rike aber versah sich in aller Stille mit einem Hausschlüssel und legte Hut und Mantel bereit.

Am andern Morgen ward es schon um vier Uhr laut im Hause; die Mama mochte dem Töchterlein wohl noch den Schlaf gönnen, als aber der Dehmes erschien, um die Braut zu frisieren, da mußte sie denn doch geweckt werden. – Den Dehmes darf ich aber nicht vergessen, wenn ich von Marbach spreche; war er doch lange Jahre das Faktotum des Städtchens, und wenn er nicht gestorben wäre, so hätte man gar nicht geglaubt, daß es möglich sei, ohne den Dehmes auszukommen. Er hieß eigentlich Nikodemus und war der Sohn eines getauften Juden, selbst ein guter Christ, ein kleines, wuseliges Männchen, das mit seinen kurzen Beinchen in einem Tage weiter kam als andre mit langen in zwei. Er war ursprünglich seines Handwerks ein Friseur, aber er war auch ein Kürschner, er konnte auch Hühneraugen ausschneiden, Flecken herausmachen und Warzenvertreiben; er machte den Vorschneider und Aufwärter bei Gastmählern, den Vorreiter bei Schlittenfahrten, den Expresßboten bei wichtigen Angelegenheiten, den Leichenbitter bei Sterbefällen, kurz, er war in allem zu Hause, der Dehmes, und spezieller Hausfreund in den meisten Familien.

Trotz all seiner Kunst konnte er aber diesmal die Rike nicht frisieren, denn – die war nirgends zu finden. Mit Entsetzen kam die Mama aus ihrem leeren Schlafzimmer, wo sie dem Anschein nach gar nicht geruht hatte. Ein furchtbarer Tumult entstand im Hause; das Suffiele, die schon lang' spioniert hatte, war bald bei der Hand und berichtete, wie gestern abend »im Dämmer« ein fremder Herr die Jungfer Rike zu sprechen begehrt habe und wie er, soviel sie von weitem habe sehen können, ganz »zweifelhaftig« (verzweifelt) mit ihr getan habe. An ihrer Beschreibung erkannte man alsbald den Ferdinand, und der Gedanke an eine Entführung versetzte die ganze Familie in maßlose Empörung. Der Student fluchte,

daß in dem Nest kein Reitpferd zu haben sei, er wollte sie bald eingeholt haben und blutig die Schmach seines Hauses rächen; der Pfarrer sprach davon, die zwei dünnen Schimmel einspannen zu lassen, die ihm ein dankbares Beichtkind zur Hochzeitsreise geliehen, und so den Flüchtigen nachzusetzen; die Mama lief mit der Blondenhaube umher, die sie verkehrt auf hatte, und berief die ganze Nachbarschaft zu Rat und Hilfe.

Da gab der benachbarte Bäcker an, er habe vor Tage ein Frauenzimmer mit einem Herrn dem Torturm zulaufen sehen. Nun ging der Mama ein Licht auf: »So sind sie am Ende nur bis zur Base Turmbläserin geflüchtet!« – Die Turmbläserin, eine Verwandte der Frau Protzel, war eine ehrwürdige alte Frau, deren eingefallene Wangen und bescheidene Haltung sehr im Kontrast standen mit dem Namen, den man ihr beilegte, weil sie als Witwe des vormaligen und Mutter des jetzigen Stadtzinkenisten die kleine Wohnung auf dem Turme innehatte, von dessen Altan alle Sonntage durch ihren Sohn und dessen fünf musikalische Sprößlinge eine volltönende Chormusik geblasen wurde.

So klonn also die erschütterte Familie, mit Ausnahme des Bräutigams, die Turmtreppen hinan. Die Frau Base Turmbläserin, eine gar rechtschaffene Frau, war bereits auf und empfing sie sehr verlegen; ihre Tochter war gleichfalls verblüfft, sie erwiderten aber auf die hastigen Fragen, sie wüßten nichts und hätten niemand gesehen. – Die beiden Herren begannen indessen ohne weitere Umstände eine Hausdurchsuchung – kein sehr großartiges Unternehmen in dem beschränkten Lokale. Bald wurde denn auch die zitternde Rike unter dem Bette der Frau Base hervorgezogen; schwieriger war es, den Rechtspraktikanten aufzufinden; endlich entdeckte man ihn in einem Möbel, dessen Name nicht wohl genannt werden kann und das wegen der Bauverhältnisse des Turms hier in so großartigen Dimensionen vorhanden war, daß es sogar dem ziemlich hochgewachsenen Juristen zum Schlupfwinkel dienen konnte. Der Entdeckte versuchte durch ein äußerst martialisches Gesicht seine etwas mißliche Situation zu heben, ward aber mit einem solchen Hagel von Vorwürfen und Lamentationen überschüttet, daß er, davon eingeschüchtert, endlich erklärte, wenn Rike den Pfarrer ihm vorziehe, so trete er zurück. Die arme Rike ließ sich durch die Drohungen des Vaters und den Jammer der Mutter bald bewegen, mit ins Haus zurückzukehren. Der Bräutigam empfing sie ohne Vorwürfe, und der Dehmes sollte sein Werk an dem ziemlich verstörten Kopf der Braut beginnen; aber inmitten seiner Arbeit sprang sie immer

wieder auf: »Nein, ich kann nicht, ich kann von dem Ferdinand nicht lassen!«

Inzwischen hatte sich der Herr Helfer in der Kirche eingefunden, in welcher bereits eine ziemliche Anzahl schaulustiger Frauenzimmer versammelt war; auch übte auf der Orgel der Schulmeister mit dem fähigeren Teile der Schuljugend ein Hochzeitslied ein – aber kein Brautpaar erschien. Endlich ward der Mesner als Bote ausgesandt. Die Frau Mama vertröstete ihn: »Sie kommen bald!« Der Bräutigam stürzte in Rikes Zimmer, deren Toilette noch lange nicht vollendet war, und beschwor sie, nun doch sich zu entschließen und zu eilen – vergeblich! Der Mesner erschien zum zweitenmal mit ziemlich brummigem Ton; das Volk harrete auf der Straße. Ich war damals noch ein Kind und war nebst meinen Geschwistern eine Stunde früher aufgestanden, um doch auch den Hochzeitszug zu sehen. Wir guckten uns fast die Augen aus – kein Brautpaar. Endlich erscholl die Kunde, es werde nichts aus der Hochzeit, die Rike wolle schlechterdings den Pfarrer nicht.

40 Das Volk zerstreute sich, der Herr Helfer ging nach Hause, die Jungfrauen und die singende Jugend zogen sich zurück; im Hause Protzel stieg aber der Tumult und die Verwirrung auf den höchsten Grad. Rike ergriff den Ausweg, beständig zu heulen und zu schreien; die Mama schlug sich auf ihre Seite und suchte sie in Schutz zu nehmen; der Bräutigam bestellte seine Pferde, rannte indes verzweifelt umher und stieß den Kopf gegen die Wand, zum Glück aber mit vorgehaltenen Händen; der Sohn putzte Pistolen, um sich mit dem Ferdinand zu schießen, welcher gefährliche Plan jedoch nicht ausgeführt wurde; Papa Protzel wetzte ein Tranchiermesser und erklärte, er wolle zuerst Frau und Tochter, dann sich selbst erstechen; vergaß aber wieder die blutdürstigen Gedanken über dem Anblick des verzierten Hochzeitschinkens, der mit den Namenszügen des Brautpaares geschmückt und zu dessen Zerlegung das geschliffene Messer
41 eben geschickt war.

Der Bräutigam fuhr ab. Was er und seine Gemeinde für Gesichter gemacht haben, als ihm daheim eine Deputation entgegenkam mit der singenden Schuljugend und einem bekränzten Hammel, der die Inschrift trug:

»Weil unsere Frau Pfarrerin ist so brav,
So bringen wir ihr ein junges Schaf –«

davon schweigt die Geschichte, und es kam keine Kunde darüber nach Marbach.

Die Familie Protzel verweilte nicht mehr lange in dem Städtchen; ungünstige Vermögensverhältnisse veranlaßten den Mann, sein neuerbautes Haus zu verlassen und einen andern Wohnort zu wählen.

Die arme Rike aber hatte ein trauriges Geschick. Für den Rechtspraktikanten hatte, scheint es, nur die Aufgabe Reiz gehabt, sie noch am Hochzeitsmorgen im Sturm zu erobern; als sie sein unbestrittener Besitz war, verlor sie Reiz und Wert für ihn. Durch allerlei Intrigen brachte er sie in den Verdacht eines Liebesverhältnisses mit seinem Bruder und ergriff diesen Vorwand, sich gänzlich von ihr loszumachen. Der Bruder aber hatte auch nicht Lust, sie zu übernehmen, und so blieb das arme Kind sitzen, verlassen und vergessen; man hat in Marbach nichts mehr von ihr gesehen.

Seither ging aber in Marbach der Geistliche zu einer Trauung erst dann in die Kirche, wenn das Brautpaar bereits zur Stelle war, und noch lange war das unterbrochene Hochzeitsfest ein Gegenstand gründlicher Erörterungen und Besprechungen in allen Zirkeln des Städtchens.

5. Der alte Frey

Die schönste Zierde der freundlich gelegenen kleinen Stadt bildet »der schimmernde Gürtel des Schwabenlandes«, der gute, heimische Neckarfluß. Ich glaube kaum, daß er sonst irgendwo auf kurzer Strecke so mannigfache und reizende Ansichten bietet wie hier. Einmal, an einer Biegung zwischen dunklem Weidengehölz, wo er nach der Volksmeinung so tief sein soll, »daß es über ein Haus hinaus ginge« (ein recht dehnbarer Begriff), gleicht er einem stillen, geheimnisvollen See, so unmerklich fließt er dahin, so unbewegt spiegelt sich das Ufergebüsch in seiner lautlosen Flut. Bald rauscht er gar fröhlich über helle Kieselsteinchen und schlingt sich um die schattige Nachtigalleninsel, wohin im Frühling die romantische Jugend rudert, um Veilchen zu pflücken und dem Philomelengesang zu lauschen, oder die schöne und vornehme Welt der nahen Garnisonsstadt auf buntbewimpelten Schiffen Lustfahrten macht. Leiser zieht er vorüber an der grünen Bleichinsel, und gelbe Seerosen mit ihren saftigen Blättern decken das stille Gewässer; dann fließt er wieder stolz hinaus ins offene Land und achtet nicht der stillen Murr, die durch eine gespenstische Brücke zwischen dunklen Weiden sachte herbeischleicht, um ihr trübes Wasser

mit seinem klaren zu vereinen. Selbst da noch bleibt er schön, wo er als Kanal durch Menschenhände für praktische Zwecke in Anspruch genommen ist; silberschäumend stürzt er sich eine künstliche Schleuse hinab, durch die der Horkheimer Schiffer seinen bescheidenen Kauffahrer und der »Jokele« sein Floß schwellt. Und wie belebt ist sein Gewässer zur Sommerzeit! Nicht nur durch die stattlichen Enten- und Gänseherden des Müllers, sondern auch durch das lustige Völkchen der »Wasserkinder«, die Sprößlinge der umwohnenden Fabrikarbeiter und Müller, ein fröhliches Nereidengeschlecht, das den ganzen lieben Tag, aller überflüssigen Hülle beraubt, im Wasser plätschert oder im Uferkies spielt, wenn sie nicht als unbetene Hilfe das rastlose Schiff des Fährmanns schieben und zum Schreck seiner Passagiere in ihrem Naturzustand unter die anständige Menschheit hineinhüpfen.

Oh, ich könnte euch tagelang erzählen von den Schönheiten meines heimatlichen Neckars, zu Nutz und Frommen all derer, die nicht Zeit und Geld haben, eine Rheinreise zu unternehmen.

Das war nun aber zunächst nicht meine Absicht, sintemal wir gegenwärtig gar reich sind an Naturstudien.

Wenn ihr vom Neckarstrand aufseht zu dem grünen Rebenhügel, von dem das Städtchen über seine altersgrauen Mauern hinunterblickt, so fällt euch wohl ein hübsches stattliches Haus in die Augen, das sich außerhalb der Mauer an diese anlehnt und zwischen Traubengeländen und Obstbäumen gar einladend aussieht. Daneben hat es etwas Geheimnisvolles, indem man nirgends einen Eingang sieht; erst seitwärts erblickt man eine Türe, die über einen gepflasterten Hofraum ins Haus führt, was ihm ein fast orientalisches Ansehen gibt.

Der Eigentümer dieses wohlumschlossenen Besitztums hauste zur Zeit, als ich ihn kannte, fast ganz abgeschieden, ohne Verkehr mit der Außenwelt, in seinem Hause und Garten; ein rüstiger Greis mit einem rötlichen, stark ausgeprägten Gesicht, der seine geistige und körperliche Frische aus manchem Strudel gerettet, an dem minder kräftige Naturen gescheitert wären.

Er wollte nicht viel mehr von der Welt hören, der alte Frey, er hatte sie gründlich satt bekommen! Nur wenigen, bei denen er noch an aufrichtiges Wohlmeinen glaubte, stand seine Pforte gastlich offen. Unter diese wenigen gehörte mein Vater, und zwischen ihm und dem alten Frey fand ein steter Austausch kleiner Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten statt, bei dem wir Kinder bereitwillig das Botenamt übernahmen. Bald

schickte der alte Frey selbsterzogene, schöngefiederte Kapaunen, die mit einem Gegengeschenk von uraltem Kirschengesicht vergolten wurden; dann wieder köstliche Trauben, auf die ihm der Vater seltene Obstsorten mit wunderbaren Namen: Götterapfel aus der Moldau, rosenfarbener Sommertaubenapfel usw., als Gegengruß sandte; oder kam zur Weihnachtszeit auserlesenes Hutzelbrot, das Herr Frey eigenhändig verfertigt hatte und zu dessen Erwidrung die Mutter eine Pastete verfertigen mußte.

Für uns fiel dann stets ein reicher Botenlohn an Leckerbissen aller Art ab; namentlich erinnere ich mich eines schönen Morgens, an dem wir beschlossen, den Tag über zu fasten, um uns in der Enthaltbarkeit zu üben, wie in Campes Robinson geschrieben steht, wo aber selbige edlen Vorsätze elendiglich untergingen an den Regensburger Striezeln und Nürnberger Kringeln, die uns der alte Frey verehrt hatte. Gar manchmal hat uns auf dem Heimweg vom Neckarbad ein freundlicher Ruf in seinen Garten gelockt zur freien Weide unter den Johannis- und Stachelbeeren. Die Kindheit, leichtherzig und vergeßlich, wie sie scheint, bewahrt doch solche Guttaten in treuem Gedächtnis; darum sind die wohlfeilen Freundlichkeiten, die ein Kinderherz erfreuen, gewiß nicht in Sand gesät.

Der alte Frey hatte nicht jederzeit so abgeschlossen in seiner Feste gehaust, nicht immer seine Freundlichkeit auf so wenige beschränkt. Es gab eine Zeit, wo die grünen Hügel um seinen Weinberg her widerhallten von dem Gekrach der Herbstschüsse, von dem Jubel fröhlicher Zecher; wo die Fluten des Neckars rot erglänzten von den Raketen und Feuerkugeln, die bei seinen Herbstfesten emporstiegen; wo man Champagner aus Schoppengläsern trank und die Holderküchlein gebacken am Baume hingen; wo der alte Frey, damals in Fülle der Manneskraft, mit fürstlichem Übermut Geldmünzen unter die balgende Straßenjugend warf.

Solche Zeiten übersprudelnder Lebenslust und stürmischer Gastlichkeit pflegen wohl am leichtesten zu der Salomonischen Weisheit zu führen: »Alles ist eitel«, und mehr als ein Timon ist aus solch teurer Schule hervorgegangen.

Wer aber war denn der alte Frey, und woher stammte der Reichtum, den er mit so vollen Händen um sich warf? In den Augen des Volkes gibt ein schnell erworbener Besitz häufig ein dämonisches Ansehen, und so hörte man allerlei geheimnisvolles Geflüster über ihn, solange er noch in der Fülle seines Wohllebens war. Unheimliche Gerüchte liefen um über die Quelle seines Reichtums, zumal da man behauptete, er glaube an keinen Gott und keinen Teufel; man sehe ihn nachts wie wütend in seinem

Garten umherrschen, er habe seine Seele den Mächten der Finsternis verschrieben um Geld und Gut; auch verstehe er zu »knüpfen«, d.h. den Fall der Würfel im Spiele zu lenken. Ja auch das Geheimnis, das den Tod seiner ersten Gattin deckte, sollte eine dunkle Tat verhüllen; man flüsterte davon, er habe sie in einem Wutanfall mit der Papierschere erstochen.

Wir aber wollen diese Geheimnisse ruhen lassen und uns an die Wirklichkeit halten. Der Frey war kein Engländer und kein indischer Nabob, er war sozusagen »nicht weit her«, ein eingeborenes Stadtkind. Aber von erlauchtem Geschlecht war er doch, wenngleich nur eines schlichten Bäckers Sohn; der erste Dichter des Schwabenlandes, der Ruhm und Glanz der kleinen Stadt, war sein leiblicher Vetter; ja, Freys Mutter hatte eine Zeitlang den Kleinen der Frau Hauptmann Schiller, ihrer Base, mit ihrem eigenen Knaben zugleich gestillt, und so hatte Frey dieselbe Muttermilch mit ihm getrunken. Und er war stolz auf diese glorreiche Verwandtschaft; ja er rühmte sich selbst eines Funkens von dem Dichtergeiste seines großen Milchbruders. Zeuge des waren einige poetische Inschriften, die da und dort an Bäumen und auf Steinen in seinem Garten angebracht waren; ich glaube aber seinem Dichterruhme mehr zu nützen, wenn ich der Phantasie des Lesers überlasse, sich diese Verse selbst vorzudichten, als wenn ich sie anführe.

46 Vor langen Jahren war der Frey als ein rüstiger Bäckergezell in die Welt hinausgewandert, ein rasches, heißes, junges Blut und ein heller Kopf; es ging Wien zu, dem Athen der Bäcker. Wie es ihm in der Fremde ergangen, das kann ich im einzelnen nicht erzählen, aus dem einfachen Grunde jenes Juden: »i weiß aa nit«; er kam in die stürmische Periode der Kriege mit Frankreich, und wenn er sich nicht als Krieger ins Schlachtgetümmel stürzte, so gelangte er doch dazu, sich selbst und dem Vaterlande zu dienen als Proviantkommissär.

Die Sage verlautet nicht, daß er jemals persönlichen Anteil am Kampf genommen; zum Pulverriechen kam er jedenfalls. Der Glanzpunkt seiner Erinnerungen war, wie er einmal ganz in der Nähe des Generals Wurmser eine Talschlucht hinabgeritten, in einen Grund, wo das österreichische Heer sich aufstellen sollte. Mit dem praktischen Scharfblick, der ihm überall eigen war, sah er bald, wie höchst unsicher die Position da unten werden würde; er teilte die Bemerkung leise einem Subalternoffizier mit, der hieß ihn schweigen; er wagte sich an den Adjutanten. »Was Donnerwetter will so ein Mehlwurm wissen!« schnauzte der ihn an; da faßte er sich ein Herz und ritt an den General hinan: »Aber Herr, so gehen wir

alle zum Teufel!« Der schaute ihn mit großen Augen an, fluchte aber nicht; nach einer Weile ließ er halten und untersuchte mit dem Fernrohr nochmals das Gelände. »Und Gott straf mich, er hat's geändert!« rief der alte Frey im höchsten Triumph; »weiß Gott, wir wären alle zum Teufel gegangen!«

Mit einem Orden ist trotz dieses Verdienstes der Frey nicht heimgekehrt, wohl aber mit Errungenschaften von greifbarem Werte.

Eine geraume Zeit war verstrichen, seit der muntere junge Bäckerknecht in die Fremde gezogen, als eines Tages in das alte Städtchen ein stattlicher, wohlgekleideter Herr einfuhr, in dem wenige den Frey erkannt hätten. Er zeigte sich bald als der alte aufgeräumte Bursche, freundlich und treuherzig gegen alte Jugendgenossen; aber seine Lebhaftigkeit hatte sich zur Heftigkeit gesteigert, und eine eigentümliche innere Unruhe schien ihn zu rastloser Beweglichkeit zu treiben. Er nahm das Erbe seiner Väter in Besitz, führte einen neuen Bau dazu auf, vergrößerte Garten und Weinberg und begann nun ein Leben herrlich und in Freuden, wie das des reichen Mannes im Evangelium. 47

Das Gerücht von dem Bäcker, der als Millionär aus der Fremde gekommen, verbreitete sich mit reißender Schnelligkeit in der Gegend, und der Frey durfte nicht verlegen sein, wie er's angreifen wolle, ein Haus zu machen; Gäste und Besuche von nah und fern kamen dieser Absicht freundlichst entgegen. Ob's just eine Million war, die er erworben, wollen wir nicht behaupten; doch wäre ein gewöhnlicher Wohlstand in wenigen Wochen aufgezehrt worden von dem Leben und Treiben, wie er's daheim führte.

Zum alten Handwerk wollte er nicht mehr zurück, obwohl er als Ehrenbezeugung zum Obermeister der Zunft ernannt wurde und das Geschäft, das er so gut verstand, zum Privatvergnügen bis zu seinem Tode mit Lust und Liebe getrieben hat; zu wissenschaftlichen Beschäftigungen befähigte ihn weder seine frühere Laufbahn und Erziehung noch seine stürmische Natur, und so wurde er bald in Kreise getrieben, die seinen Durst nach Lebensgenuß und sein hingebendes, offenes Wesen noch mißbrauchten und steigerten.

Da der Frey seinen Reichtum beim Militär und durch das Militär erworben, so hielten die Krieger der nahen Garnisonsstadt sich verpflichtet, die Nemesis zu spielen und ihm diesen verjubeln zu helfen. Seit Menschengedenken war's in keinem Hause zu Marbach so in Saus und Braus hergegangen wie nun unter dem Dache des Frey. Zu Fuß, zu Roß und zu

Wagen besuchten ihn seine kriegerischen Freunde, bald mit einem Pferde, bald mit einem Hunde, die zu verhandeln waren, bald zu einer Spielpartie, bald zu einem Schmaus ohne Titel. In den Zwischenzeiten fuhr oder ritt Frey in die Garnisonsstadt und bewirtete sie dort im Gasthof. Der Dämon der Spielwut faßte ihn mit festen Krallen und hätte wohl seinem Reichtum ein schnelles Ende gemacht, wenn er nicht wirklich mit fabelhaftem Glück gespielt hätte, was ihn, wie schon gesagt, in den Verdacht magischer Spielkünste brachte und bald einmal zu einem tragischen Schluß geführt hätte. Ein reicher Wirt der Gegend hatte bis tief in die Nacht mit ihm gespielt und furchtbar verloren. Wütend über Frey, dem er die Schuld daran beimaß, führte er auf diesen, der arglos neben ihm stand, als er zum Heimritt aufstieg, einen gewaltigen Hieb mit der Reitgerte: »Da, das gehört auch noch dein!« und ritt im Galopp davon. Der Frey aber war nicht der Mann, der sich solches bieten ließ; er riß einem dabeistehenden Offizier den Säbel aus der Scheide und rannte dem Wirt nach, mit so wütender Hast, daß er nur mit äußerster Mühe eingeholt und abgehalten werden konnte, sich tot zu rennen.

In den Augen des Volkes galt er, wie ich schon erwähnte, für eine Art von Doktor Faust und sein Reichtum für eine Gabe finsterer Geister, und gar viele schüttelten bedenklich den Kopf, wenn der Jubel und Trubel aus seinem Hause und Weinberge herüberdrang. Minder übernatürliche Vermutungen schien man in Wien über den Ursprung seines Besitzes zu haben: das Militärgouvernement, das es für ein ausschließlich soldatisches Vorrecht hielt, aus Kriegszeiten Vorteil zu ziehen, beschied ihn nebst einigen andern ehemaligen Proviantkommissären vor eine Untersuchungskommission nach Wien. Sie waren aber alle gar nicht neugierig, zu wissen, was man ihnen dort mitzuteilen habe, und sind samt und sonders ungehorsamlich ausgeblieben.

»Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht;« geht er zu Wein, so mag's wohl noch rascher mit dem Brechen gehen. Ob dem Frey plötzlich oder allmählich die Augen darüber aufgingen, daß er auf dem Wege zu gänzlichem Ruin an Leib und Seele sei, das ist mir unbekannt. Aber aufgegangen sind sie ihm, und mit all der Energie seiner starken Natur entschloß er sich, mit seiner bisherigen Lebensweise ganz und gar zu brechen, und er tat es rasch, entschieden, solange es noch Zeit war, recht anständige Trümmer seines Vermögens zu retten.

Mit den Herbstfesten und Champagnermahlzeiten, mit der gefüllten Spielbörse und den durchjubelten Nächten schwanden auch die Tafelfreun-

de, schwand sein fröhlicher Mut und sein Glaube an aufrichtige Freundschaft; er zog sich zurück in seine Burg und ward nur noch selten außerhalb seines Gartens erblickt.

Einer sprudelnden, sanguinischen Natur wie der seinen war ein verhältnismäßig doch rascher Glückswechsel nicht gut gewesen; er hatte ein wildes, fast wüstes Leben und Treiben geführt, und sein gutes Weib, die zweite Gattin, die aus der Stelle einer Haushälterin zu dieser Würde aufgestiegen war, hatte oft schwer unter seiner Heftigkeit zu leiden. Aber ein guter Grund seines Wesens: Offenheit, Freigebigkeit, männliche Geradheit und bürgerliche Ehrenhaftigkeit, war ihm auch während des Strudels seiner wilden Zeit eigen geblieben.

In Stille und Zurückgezogenheit, unter dem Einfluß der milden, schönen Natur, die ihn umgab, so oft allein mit den Gedanken, »die sich untereinander verklagen und entschuldigen«, hat sich wohl ein anderer Geist Bahn gebrochen in seinem Herzen. Im Äußern ist er der alte geblieben, lebendig, auch wohl heftig, frisch und kräftig; aber dennoch war's ein anderes geworden mit ihm.

50

Wenn er die wenigen Freunde, für die seine Burg noch offen war, mit der natürlichen Herzlichkeit seines Wesens und der zeremoniösen Höflichkeit der alten Zeit bewillkommte; wenn er Kinder herbeirief und beschenkte oder wenn er mit seinem noch frischen, ausdrucksvollen Gesicht einsam in seinem Garten saß und hinunterblickte auf den blauen Neckar: da sah er aus wie einer, dem seine Bürde vom Herzen genommen ist.

Allein mit seinem guten Weibe, die er neben seinen ausgelassenen Freunden gar oft mit geringschätzigem Übermut behandelt hatte, wandte sich sein Herz jetzt wieder mehr ihr und der alten Einfachheit der Sitten zu, in der er aufgewachsen war. Ehrbar und demütig, wie in jungen Jahren mit Vater und Mutter, besuchte er Kirche und Abendmahl mit ihr und betete regelmäßig mit lauter Stimme den Morgen- und Abendsegen.

Es war an einem sonnigen Tage des Spätherbstes, als mein Vater einmal wieder seinen alljährlichen Besuch beim alten Frey machte. Das Beste, was sein Haus vermochte, schmackhafte Fische und edler Wein wurden in der Rebenlaube im Garten aufgetragen, und heiter wie immer, wenn auch allmählich gebeugt unter der Last der Jahre, saß der alte Mann neben seinem Gast.

»Jetzt sitzen wir nimmer oft so beisammen«, sagte er mit heiterer Miene. »Ei, Sie sind ja noch rüstig wie ein Fünzfziger«, meinte der Vater. »Herr, das ist Ihr Ernst nicht! Aber Sie denken wohl: der alte Frey bleibt

schon noch eine Weile sitzen; so ein alter halblahmer, blinder und geisteschwacher Kerl taugt doch nicht ins Himmelreich. Aber ich bin gewiß«, fuhr er mit erhobener Stimme fort, »der allmächtige Gott kann und wird mich einst verjüngen, und dann wird sich's zeigen, daß in dem alten Knorren doch noch ein gesundes Mark war.« Das war der letzte Besuch beim alten Frey gewesen.

51

In seinen Knabenjahren hatte der Frey einmal mit seinem berühmten Milchbruder in einem Kämmerlein geschlafen. Mit lauter, herzhafter Stimme, wie er's daheim gewöhnt war, verrichtete er seine Abendandacht; in seinen stillen Gedanken gestört, fuhr ihn Schiller an: »Dummer Esel, kannst denn du nicht leis beten?« – »Kann nichts leis tun!« war die lakonische Antwort des Frey, und da hatte er recht; leise ging's nicht her bei ihm, bis in seinen Tod nicht. In einer Nacht, nicht lange nach jenem Besuch des Vaters, weckte er seine Frau: »Alte, ich kann nicht schlafen, ich glaub', es ist Matthäi am letzten mit mir.« – »Um Gottes willen! Ich will ein Licht machen, zum Doktor springen!« – »Nichts, Alte, gar nichts, da bleibst! Jetzt sitz auf, wir wollen ein Lied singen.« In gewohntem Gehorsam richtete die Frau sich auf, und mit seinem kräftigen Baß stimmte der Alte das Lied an: »O Jerusalem, du schöne usw.« Mit ungebrochener Stimme sang er es durch, begleitet von den etwas zitternden Tönen der Frau; dann legte er sich zurück: »So, jetzt schlaf wieder! Ich will auch schlafen.« Beruhigt durch seinen kräftigen Gesang legte sich die Frau an seiner Seite nieder. Als der helle Morgen anbrach, schlief er noch und ist nicht wieder aufgewacht.

Das war der alte Frey.

Möge der allmächtige Gott, dessen Auge besser als das unsrige das rechte Mark in dem alten Stamm erkannt, die zuversichtliche Hoffnung seiner letzten Tage erfüllt haben!

52

Bilder aus einer bürgerlichen Familiengalerie

1. Der Schmuck der Urahne

So schön ist mir in meinem Leben nichts wieder vorgekommen, wie mir als Kind die sogenannte Gaststube meiner Großmutter erschien. Dieses Prunkzimmer, noch etwas feierlicher als heutzutage ein Salon, war nicht zur Beherbergung von Gästen bestimmt, sondern wurde nur geöffnet, um die höchsten Familienfeste darin zu begehen; darum lag noch ein ganz besonders feierlicher Hauch auf seiner Herrlichkeit. Es war nicht eben im Rokokostile möbliert, die Einrichtung war aus Stilen verschiedener Zeitalter zusammengesetzt. Da war eine künstlich eingelegte Kommode, die noch aus dem siebzehnten Jahrhundert stammte, reich beladen mit bemalten Tassen aus neuerer Zeit, die rührende Inschriften trugen: »Zum Angedenken aus treuem Herzen«, »Aus Liebe und Dankbarkeit« usw. Da waren allerlei Stickereien von der Hand dankbarer Nichten und junger Enkel-töchter, ein Fußschemel mit einem höchst mißlungenen Stück, das zwischen Lamm und Hund in der Mitte stand; ein riesiger Ofenschirm, worauf ein winziger Pfau gestickt war, prächtige Spiegel in altertümlichen Goldrahmen, moderne Stühle mit gestickten Blumensträußen, und noch mehr solcher Prachtstücke.

Das Schönste aber, dessen Beschauung mir und meiner Cousine selbst noch in reiferen Jahren die meiste Freude machte, waren die zahlreichen Familienbilder, mit denen die Wände geschmückt waren, von der Zopfperiode und noch weiter zurück bis auf die neueste Zeit: alte Herren mit Haarbeuteln und Buckeln, denen aus jedem Zug der behagliche Wohlstand eines Bürgers der guten alten Zeit blickte; jüngere Herren à la Werther in blauen Fräcken und gelben Westen. Viel vollständiger noch war die Frauengalerie; nur schien, wenn die Bilder getreu waren, Schönheit leider nicht zu den erblichen Vorrechten unsres Stammes zu gehören. Das reizendste Bild war immer das der Großmutter selbst, ein zierliches Lockenköpfchen, mit einem schalkhaften Strohhütchen bedeckt.

Die Großmutter pflegte auch unsre laute Bewunderung ihrer ehemaligen Schönheit äußerst wohlgefällig aufzunehmen und wurde nicht böse über unsere ungläubige Verwunderung darüber, daß sie jemals so schlank gewesen. Sie war noch in hohem Alter eine schöne, stattliche Frau, aber von gewaltigem Umfang.

Neben dem ihrigen hing das Bild der Urgroßmutter, schon in höherem Alter gemalt, aus deren Zügen der ungebeugt kräftige Geist sprach, der sie zur Heldin der Familie machte; ich will euch später noch von ihr erzählen.

Nach oder vielmehr vor zwei andern Ahnfrauen, von denen wenig zu sagen war, kam das Bild einer stattlichen Frau Pfarrerin, so ziemlich in der Jugendblüte gemalt, mit überaus schlanker, spitz zugeschnürter Taille, sehr roten Wangen, lächelnder Miene und einer ansehnlichen Habichtsnase; ihr Ehemann in geistlichem Ornat, der aussah wie ein Osterlamm, schaute mit ziemlich einfältigem Gesicht nach seiner Enehälfte hinüber.

54 »Aber, Großmutter, wer ist denn die alte häßliche Frau im schwarzen Kleide, die über dem Ofen hängt?« fragten wir eines Tages, nachdem wir die erwähnten Bilder besichtigt. »Wenn die auch zur Familie gehört, so ist das Geschlecht, wie es scheint, erst später in die Schöne gewachsen. Schade für den schönen Schmuck, den sie trägt! Und was sie für einen romantischen Namen hat!« Neben dem Bilde stand mit sehr deutlichen Buchstaben geschrieben: »Fraw Anna Barbara Rumpelin, geborene Krummbeinin.«

»Häßlich?« rief die Großmutter; »o ihr einfältigen Dinger! da sieht man den Unverstand der Jugend. Sie war ja schon eine Frau bei Jahren, als sie gemalt wurde.« – »Aber, Großmutter, du bist ja auch alt und bist doch viel schöner.« – »Ei was«, fuhr sie etwas besänftigt fort, »es kann nicht alle Welt schön sein, und mein seliger Mann hat mich auch nicht wegen der Schöne genommen. Wenn ihr nur beide zusammen halb so viel Verstand hättet als eure Urahne, die Frau Rumpelin, geborene Krummbeinin! Seht ihr denn nicht, daß das ein grundgescheites Gesicht ist? Wenn ihr wüßtet, was diese Frau alles erlebt und durchgemacht hat, ihr wäret nicht so vorschnell. Und was ihren Namen betrifft, der euch nicht gefällt, so war das ein rechtschaffener und ehrbarer Name, und noch dazu ein recht angesehener. Wißt ihr, daß ihr Mann Vogt war, was dazumal noch vornehmer gewesen ist als heutzutage ein Oberamtmann? Ich zweifle, ob es eine von euch so weit bringt. Doch wartet, ich will euch etwas zeigen von der Frau Ahne, die euch so häßlich vorkommt.«

Die Großmutter ging und kam bald zurück mit einem uralten Holzkästchen von absonderlicher Form, das die Jahreszahl 1658 trug. Auf dem Deckel war der König David abgebildet, der die Bathseba belauscht, aber mit dem allerhöchsten Anstand. Die Bathseba war sehr sittsam in die Tracht des sechzehnten Jahrhunderts gekleidet, welche auch die zahlreiche

Dienerchaft trug, die auf dem Bilde zu sehen war, und tauchte bloß die Spitzen ihrer Füßchen ins Wasser; auch der König David, mit der Krone und der nie fehlenden Harfe versehen, trug unter dem Königsmantel ein geschlitztes Wams und Pluderhosen. Daneben war die Inschrift angebracht:

55

»David, sust ein heilig Mann,
Bösen Lust nit zehmen kann.
Drumb begeht er ohne Scheu
Ehbruch, Mord, Verrätereï.«

Dieses Kistchen öffnete die Großmutter und zog aus einem seiner verborgenen Schiebfächer ein Schmuckstück, dasselbe, das auf dem Porträt der Frau Rumpelin abgebildet war. Es war ein sogenannter Anhänger, einen Vogel darstellend, in überaus schöner, kunstreicher Arbeit, aus weißem Schmelz, mit feinen Goldadern durchzogen und mit Rubinen geschmückt. Dieses Kleinod hing an einem feinen, schweren Goldkettlein, dessen außerordentlich fest ineinandergefügte Glieder mit der äußersten Gewalt auseinandergezerrt schienen.

»Davon gäbe es nun wohl eine Geschichte«, sagte die Großmutter, nachdem wir das Kleinod gehörig angestaunt hatten, »und wenn ihr mich nicht ärgern wollt mit euren naseweisen Bemerkungen, so dürft ihr die Schrift lesen, welche der Herr Pfarrer Schneck, ihr Tochtermann, nach Angabe der Frau Rumpelin über die Geschichte des Schmucks aufgeschrieben hat.« – »Ei, warum hat sie die Frau Rumpelin nicht selbst aufgeschrieben?« – »Weil sie, wie dazumal die meisten Frauen, nur notdürftig schreiben konnte.« – »Aber, Großmutter, in den Rittergeschichten haben es alle die Fräulein in einem Kloster gelernt.« – »Eure Urahne ist kein Romanfräulein und in keinem Kloster gewesen, sie war gut evangelischen Glaubens.« – »Aber die Geschichte, Großmutter – nicht wahr, es ist gewiß eine Liebesgeschichte?«

»Was Liebesgeschichte! Meint ihr, die Mädchen seien dazumal schon gewesen wie jetzt, wo sie im vierzehnten Jahre schon groß in Verlegenheit sind, was sie mit ihrem vollen unverstandenen – ja unverständigen – Herzen anfangen sollen; wo sie an ihrem sechzehnten Geburtstag schon gebrochene Herzen haben und deklamieren: ›Fahret wohl, ihr goldgewebten Träume!‹ und dann im vierundzwanzigsten doch recht froh sind, wenn sich ein Angestellter um sie bewirbt? Sie versichern dann sich selbst, der sei eigentlich ihre erste und einzige Liebe und sie hätten sich vorher

56

nur in der Person geirrt. Nein, Kinder, die Geschichte von dem Schmuck unserer Urahn ist aus einer ernsthaften, betrübten Zeit, wo man nicht an solche Narrenteidungen dachte; wo man Not hatte, sein Leben durchzubringen, und keine Zeit zu Liebesgeschichten.«

Endlich verstand sich die Großmutter dazu, uns das Dokument mitzuteilen, dessen Inhalt ich hier so treu wie möglich wiedergebe.

Es war im Jahre 1658, als sich Herr Balthasar Rumpel, Vogt zu S., mit der ehrbaren Jungfrau Anna Maria, Tochter des Herrn Pfarrers Krummbein zu W., ehelich verlobte. Das Land war nach dem schrecklichen Kriege von Hunger, Seuchen und bitterlicher Armut übel verheert und vielfältig durch Marodeurs heimgesucht, die in Stadt und Land ungestört ihr Wesen trieben. Obgleich Herr Krummbein selbst schwer gelitten hatte durch solch böse Zeiten, so taten doch er und seine Tochter, was in ihren Kräften stand, den Bedürftigen aus ihrer Gemeinde mit Trost und Hilfe beizuspringen. Bei solcher Gelegenheit sah der Herr Vogt Rumpel, der von Amts wegen die zumeist heimgesuchten Örter besuchte, die Jungfer Anna, und da er bald erkannte, wie tugendsam und verständig sie sei, so freite er in aller Form um sie bei ihrem Vater.

Herr Pastor Krummbein, der sich solcher Ehre nicht versehen hatte, willigte gar freudig ein, da er sein liebes Kind in so bedrängten Zeiten gern in der Obhut eines angesehenen Mannes wußte. Nicht also Frau Kunigunde Rumpelin, die Mutter des Vogts, eine stolze, hoffärtige Frau, aus adligem Geschlecht geboren, die längst bei sich beschlossen hatte, daß ihr Sohn wieder ein adlig Fräulein heimführen solle. Sie war sehr aufgebracht, daß er eine arme Pfarrerstochter ehelichen wollte, und verweigerte beharrlich ihre Einwilligung zu dieser Heirat. So sehr dies den Herrn Rumpel betrübte, der sein Leben lang ein gehorsamer Sohn gewesen, so wollte er doch nicht von seiner Liebsten ablassen und hoffte, ihr Verstand und ihre Tugenden würden noch das Herz der Mutter gewinnen. Solche Hoffnung erfüllte sich aber nicht, denn am 14. November des Jahres 1658 starb Frau Rumpelin, ohne vorher ihren Sohn durch ihre mütterliche Einwilligung erfreut zu haben. Auf das Andringen seiner Braut schloß Herr Rumpel sein Ehebündnis mit ihr erst im Frühjahr des Jahres 1659, nachdem er seine Mutter gehörig betrauert hatte.

Als nun Jungfrau Anna am Morgen ihres Hochzeitstags ihre Feierkleider zurichtete, überbrachte ihr der Bräutigam ein gar zierlich und köstlich gearbeitetes Kleinod, ein weißes Vögelein mit goldenem Gefieder von zierlicher Schmelzarbeit, das an einem schweren Goldkettlein hing, welches

dicht am Halse schloß. Das Kettlein war so künstlich und fest geschmiedet, daß es durch keine Kraft und Geschicklichkeit der Welt eröffnet werden konnte, außer mit einer besonders dazu gearbeiteten Zitternadel, die dem Schmuck beigefügt war. Dieses Kleinod übergab er ihr mit den Worten: »Liebwerteste Jungfer Braut, lasset dies köstliche Kleinod, so ein Ahnherr meiner Mutter aus Welschland gebracht zum Geschmuck seiner Braut und das derweile jedwede Braut unseres Hauses getragen, ein Symbolum sein der Liebe, die unsere Herzen also fest umschlingt, daß sie alleinig gelöst werden können durch ein Werkzeug derselbigen Hand, die sie zusammen gefügt – durch den Tod, den uns dereinst der Herr sendet.«

Jungfrau Anna nahm ihres Liebsten Geschenk mit freundlichem Dank; aber dennoch machte ihr der Anblick des Geschmeides das Herz schwer, und sie entschloß sich nur ihm zulieb, es anzulegen. – Herr Rumpel hatte Juliane, die ehemalige Leibmagd seiner verstorbenen Mutter, gedingt. Als nun diese der Braut behilflich war bei ihrem Anzug und eben das feine Kettlein festschloß um den Hals, sagte sie mit einem Seufzer: »Gebe Gott, daß dieses Geschmeide mehr Segen bringe, als die gestrenge Frau selig hineingewünscht!« Wie die erschrockene Braut sie um den Grund solcher Rede befragte, vertraute ihr die Magd, daß die verstorbene Frau noch in ihrer letzten Stunde versucht habe, den Sohn von seinem Vorhaben abzubringen. Sie habe ihm aus ihrem Schmuck das Kettlein gereicht und ihn mit glatten Worten gebeten, es derjenigen Jungfrau zu übergeben, die sie als Tochter erwählen wolle. Der Sohn aber habe ihr mit fester Stimme erwidert: »Frau Mutter, ich werde das Geschmeide um den Hals der tugendsamen Jungfrau legen, die ich mir erwählet und die Eurer Liebe und Eures Segens würdig ist.« Als ihn die Mutter so standhaft gesehen, habe sie ihn in großem Zorn entlassen, und nachdem er sich entfernt, mit zorniger Stimme gerufen: »So er das kostbare Geschmeid der Pfarrersdirn anhenket, so soll es ihr auch zum Fluch werden. Möge sie erwürget und erstickt werden mit dem Kettlein!« Und auf solch gottlose Rede sei sie unversöhnt verschieden.

Diese Mitteilung bekümmerte die Braut schwer; sie wollte ihren Herrn nicht betrüben durch Verschmähung seiner Gabe, und doch hatte ein entsetzliches Grauen sie befallen vor dem verwünschten Geschmeide, so daß sie nicht wagte, es anzulegen. Da hörte sie das einzige Glöcklein, das der Kirche aus dem Kriege geblieben war, wie es sie an den Altar rief, wo ihr Vater harrte, um ihr Ehebündnis einzusegnen. Und sie gedachte des allmächtigen Gottes, dessen Gnade höher stände denn aller Menschen

Zorn; sie befahl ihm ihren Leib und ihre Seele und hieß die Magd das Kettlein schließen in Gottes Namen.

In Betracht der schweren Zeiten, unter denen ihr Ehestand begann, getröstete sie der Vater mit den Worten des Psalms: »Der Herr ist deine Zuversicht, der Höchste ist deine Zuflucht. Es wird dir kein Übles begegnen, und keine Plage wird zu deiner Hütte sich nahen. Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, daß sie dich behüten auf allen deinen Wegen.« – In der bräutlichen Kammer aber vertraute Anna ihrem Herrn die grausige Geschichte, die ihr Juliane berichtet, und sie bat ihn inständig, er wolle mit ihr beten, daß durch Gottes Gnade der Fluch der harten Mutter von ihnen gewendet werde.

59 Sie erhoben ihre Herzen in brünstigem Gebet zu dem allmächtigen und allbarmherzigen Gott, welcher dereinst den Fluch gewendet von dem unschuldigen Weibe des Tobias; welcher den Fluch in Bileams Munde in Segen verwandelt hatte, daß er auch von ihrem Ehebunde, der begonnen hatte in seiner Furcht und Liebe, den Unsegen abwenden wolle, den die Mutter in verblendetem Herzen über sie verhängt; daß er sich ihnen so gnädig erweisen möge, daß ihnen dereinst vergönnt sei, der Mutter, die sie verflucht, den Segen in die Ewigkeit zu bringen. – Als sie nun so recht von Herzen gebetet hatten, da sahen sie einen ganz besonders hellen und klaren Stern, der gerade in ihre Kammer hereinschien. Da ward es ihnen leicht und getrost ums Herz, und sie sahen fröhlichen Mutes ihrem Ehestand entgegen.

Es waren wohl zwölf Jahre nach dem vergangen, und ihr einzig Töchterlein Barbara stand schon im elften Jahre, als Herr Rumpel und seine Frau von der Kindtaufe bei einem befreundeten Schöppen zurückkehrten. Da erscholl urplötzlich das Geschrei: »Die Rotmäntel, die Rotmäntel!« Herr Rumpel war kaum fortgeeilt, um Mannschaft aufzubieten gegen dieses wilde und grausame Kriegsvolk, von dem nur noch versprengte Horden im Lande herumsengten und plünderten, als ein Haufe von ihnen ins Haus einfiel, die zwei Knechte niederstieß und anfang zu plündern. Frau Anna nahm ihr Töchterlein auf den Arm, konnte aber nicht entkommen; sie ward mit den Mägden in eine Kammer gestoßen, bis das übrige Haus geplündert wäre.

Da saß sie nun mit ihrem Kinde und den heulenden Mägden in tiefer Nacht und in großen Ängsten. Es wäre nicht schwer gewesen, in den Hof hinabzusteigen, aber da stand einer der Rotmäntel, um Wache zu halten. Plötzlich rief Barbara, die ihre Arme um der Mutter Hals geschlungen

hatte: »Mutter, deine Kette! Tu deine Kette herunter! Man nimmt sie dir sonst.« Nun gewahrte Frau Anna, daß sie noch in ihren Feierkleidern war und das Kettlein mit dem Kleinod am Halse trug; die Nadel aber, die es allein öffnen konnte, lag fern in ihrem Schmuckkästchen. Da gedachte sie mit Grausen und Entsetzen des Fluches ihrer Schwiegermutter, der sich nun erfüllen mußte; denn bei der Art und Weise dieser räuberischen Horden war nicht anders zu denken, als daß sie ihr den Schmuck vom Halse reißen und, da sie das Kettlein nicht öffnen konnten, sie elend erwürgen würden.

60

Während draußen der wüste Lärm tobte und sie nicht wußte, wo ihr Gemahl sei; während sie jeden Augenblick erwartete, die Rotmäntel würden in ihr Gemach eindringen, versuchten sie und die Mägde auf alle Weise, das Kettlein zu öffnen, aber es ging nicht. In dieser höchsten Todesangst hob sie ihre Augen gen Himmel, und ihr deuchte, sie sehe denselben Stern, der vor zwölf Jahren in ihre Hochzeitskammer geschienen. Da faßte sie wieder Mut, und unter Anrufung des göttlichen Beistandes riß sie an dem Kettlein mit aller Macht. Und siehe! Seine eisenfesten Fugen gaben nach, und wunderbarerweise zog sich die Kette dergestalt, daß sie diese über den Kopf streifen konnte. So war sie von der größten Angst erlöst und begann zu hoffen. Da sie die andern Gesellen ferne im Hause herumtoben hörte und den Hof leer sah bis auf ihren Hüter, versuchte sie, diesen mit dem Kleinod, dem die Mägde noch ihre Halsschnüre beifügten, zu bestechen, daß er sie ziehen lasse. Der Kerl, ohnehin grimmig, daß er an der Beute verkürzt werden solle, ließ sich durch den Schmuck bewegen, die Frau mit Kind und Mägden durch das Fenster in den Hof entrinnen zu lassen. Freilich half ihm diese Beute nichts, denn er wurde noch in selbiger Nacht in einem Streit darüber von einem Gesellen erschlagen.

Frau Anna verbarg sich mit dem Kinde in einem Keller, wo sie in beständiger Todesangst verharrten. Da, als der Morgen tagte, hörten sie auf einmal freudiges Geschrei und vernahmen Herrn Rumpels Stimme, der nach ihnen rief. Sie eilten aus ihrem Versteck in seine Arme. Es war ihm gelungen, ordentliche Militärmannschaft aufzutreiben, bei deren Anblick das Gesindel mit den eilig zusammengerafften Bündeln jählings die Flucht ergriff. Als nun einer der Rotmäntel mit seinem Pack an dem Kinde Barbara vorbeilief, sah dieses der Mutter Kettlein daraus hervorthängen. Das kecke Kind riß daran und erhaschte mit einem Ruck die Kette mitsamt dem nun so wunderbaren Kleinod.

62

Groß war der Schaden, den die freche Streifbande der ganzen Stadt und besonders dem Herrn Rumpel an Haus und Eigentum zugefügt hatte. Durch den Fleiß und die Sparsamkeit seiner Frau und einen fast wunderbaren Segen wurde ihm aber alles wieder reichlich ersetzt, und er und Frau Anna erfreuten sich in Frieden eines hohen Alters.

Das Kleinod, das sie in so große Gefahr gebracht hatte und hernach doch das Mittel zu ihrer Rettung geworden war, hat Frau Anna nie mehr getragen; nur auf ihrem Bilde ließ sie es zum Andenken noch schildern und hat es sorgfältig aufbewahrt. Vor ihrem Tode übergab sie es ihrer Tochter mit dem feierlichen Beding, daß es für alle Zeiten als Eigentum der ältesten Tochter in der Familie verbleiben und heilig verwahrt werden solle. Und wie die Mutter ihres Mannes einen Fluch gelegt hatte auf das Geschmeide, also legte sie nun den Segen darauf: Solange das Kleinod im Besitz der Familie ist, soll häuslicher Friede und Segen nicht von ihr weichen.

So lautete die Geschichte vom Schmuck der Urahne. Sie ist freilich nicht sehr romantisch, aber wahr. Die Großmutter entließ uns ziemlich ernst gestimmt; beim Abschied aber wandte ich noch einmal den Kopf: »Aber, Großmutter, es ist doch eine Liebesgeschichte dabei; wenn der Herr Rumpel nicht in die Jungfer Krummbeinin verliebt gewesen wäre, so hätte es keinen Schmuck und keinen Fluch und keinen Segen gegeben.« – »Ihr naseweises Volk, ihr könnt warten, bis ich euch wieder einmal eine Geschichte erzähle!«

2. Der Kroatenähne

In des Vaters Familie wurde ein Bild aufbewahrt, das den Kindern immer Gegenstand einer geheimen Scheu und ehrfürchtiger Bewunderung war. Es stach freilich gar auffallend von den zahmen Bildnissen von Papa und Mama ab. Es stellte einen Kriegermann dar aus der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs in der abenteuerlichen Tracht der Kroaten. Unter dem breitkrem-pigen, herabgeschlagenen Hute blitzte ein feuriges Paar Augen mit einem trotzigem und doch wieder treuherzigen Blick hervor; ein sonnverbranntes Gesicht mit einem gewaltigen Schnurrbart paßte vollkommen zu der fremdartigen Soldatentracht. Das Bild ward immer als der »Kroatenähne« bezeichnet und selbst von den Dienstboten mit einiger Scheu betrachtet.

Lange erfuhren wir Kinder nicht, welche Bewandnis es mit diesem Ahnherrn habe, bis eines Tags der Christian heulend aus der Schule kam:

»Mutter, ich habe mit des Schreiners Gottlieb Händel gehabt; da sagte er: es sei kein Wunder, daß wir so wild seien, unser Urgroßvater sei ja auch ein Kroat und ein Menschenfresser und halb wild gewesen.«

Die Mutter nahm diese Beleidigung nicht hoch auf, und des Christians Tränen waren bald getrocknet, als sie ihn versicherte: »Was den Kroaten betrifft, so ist dein Urahn herr allerdings ein kroatischer Hauptmann gewesen, aber kein Menschenfresser; er ist als ein guter evangelischer Christ hier auf seinem schönen Hofgute gestorben; man heißt den Platz heute noch den ›Kroatenhof‹. Ruf einmal den Fritz und den Heinrich und den Konrad und die drei großen Mädchen! – die kleinen brauchen's noch nicht zu wissen – so will ich euch erzählen, wie sich's mit dem ›Kroatenähne‹ verhalten hat.«

Die Zuhörerschaft war bald versammelt, höchst begierig, den langerwünschten Aufschluß zu erhalten, den die Mutter nun endlich folgendermaßen erteilte.

Ihr wißt es, Kinder, von dem Vater und vom Herrn Schulmeister, wie zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges unsre Stadt besonders hart mitgenommen wurde. Obschon man eine gute Obrigkeit hatte, die es verstand, mit den feindlichen Kriegsführern ein Wort zu reden, so hörten doch die Einquartierungen nicht auf, und man war besonders vor der wilden Mannschaft, die im Dienste der Kaiserlichen kam, niemals seines Lebens und Eigentums sicher; dazu wurden die Lebensmittel entsetzlich teuer. Regierender Bürgermeister hier war damals Herr Brenner; der hatte eine einzige Tochter, Magdalene, das schönste Mädchen in der ganzen Stadt. Dazu war sie von hohem Geiste und sehr verständig, der Liebling des Herrn Pastors, der sie von Jugend an unterrichtet und sich an ihrem frühzeitigen Verständnis der Heiligen Schrift ergötzt hatte. Man sagt, sie habe eine so schöne, zarte, weiße Haut gehabt, daß man den roten Wein habe durch ihren Hals fließen sehen, und so klare, blaue Augen, daß sie einen Schein von sich gegeben.

Die Magdalene, obwohl recht brav und sittsam, war doch ein keckes, unerschrockenes Mädchen. Als einst die Nachricht kam, daß ein Regiment Kroaten im Anzug sei und in der Stadt werde einquartiert werden, da schlossen die meisten Bürger ihre Weiber und Töchter in die Keller ein, damit ihnen nichts geschehen solle von den wüsten Soldaten. Aber die Magdalene wollte sich das nicht gefallen lassen: sie lasse sich nicht einsperren wie ein Tierlein, sie wolle selbst sehen, wie es ihrem Vater ergehe, und so ist sie im Hause geblieben.

Beim Bürgermeister wurden ein Hauptmann und zwei Gemeine einquartiert, die sich ordentlich aufführten. Der Hauptmann ist ein schöner, stattlicher Mann gewesen, obgleich er etwas wild aussah und einen schrecklichen Bart hatte. Er hat von der ersten Stunde an, da er im Hause war, kein Auge von Magdalene verwendet. Als sie das bemerkt, hat sie sich von ihm abgezogen und ihm immer kurzen Bescheid gegeben. Nur als sie am zweiten Tage von des Vaters Knecht hörte, daß einer der Soldaten sich gegen das Kriegsgesetz verfehlt habe und eine grausame Strafe erhalten solle, da faßte sie sich ein Herz und sprach den Hauptmann beweglich an, dem armen Burschen die Strafe zu schenken, was er ihr im Augenblick bewilligte.

65 Am Abend des dritten Tages, ehe der Hauptmann abziehen mußte, sprach er mit Magdalene und fragte sie, ob sie als sein Weib mit ihm ziehen wolle. Er sei jetzt auf dem Heimweg begriffen, sei von gutem Geschlecht und habe daheim ein schönes Besitztum. Magdalene sagte ihm mit kurzen Worten, daß sie keine Lust habe, ihr Vaterland zu verlassen, und daß sie nimmermehr einen Kroaten und einen Katholiken heiraten werde. Mit dem Zusprechen konnte der Kroat wenig umgehen; als er fand, daß er verschmäht sei, stieß er in heftigem Zorn seinen schweren Pallasch auf den Boden und sprach kein einziges Wort mehr.

Am andern Morgen früh mußten die Kroaten abziehen; der Hauptmann hatte sich mit seinem Gaul im stillen auf den Sammelplatz begeben und von keiner Seele Abschied genommen. Eine Viertelstunde darauf ritten die Kroaten in hellem Galopp hinaus; man hat sie gern gehen lassen. Warum aber die Magdalene Brenner gemeint hat, sie müsse die Soldaten abziehen sehen, das kann ich selbst nicht sagen. Als des Hauptmanns Trupp vorbeiritt, war des Bürgermeister Brenners Haustür offen, und drinnen auf dem untersten Tritt der Treppe stand Jungfer Magdalene und schaute zu. Der Hauptmann hatte schon von weitem nach dem Hause hingeschielt, und als er Magdalene im Flur sah, sprang er wie der Blitz vom Gaul, hinein in das Haus, faßte sie bei der Hand und wollte sie fortziehen. Magdalene weigerte sich und umschlang mit ihrem Arm, um sich zu halten, den großen hölzernen Knopf am Treppengeländer. Der Hauptmann, schnell wie das Wetter, reißt seinen Säbel heraus, haut den Knopf damit ab, ohne der Jungfer ein Leid zu tun, nimmt sie mitsamt dem Treppenkopf auf den Arm wie ein Kind, springt auf seinen Gaul und reitet mit ihr in gestrecktem Galopp seinen Kameraden nach. Die

Treppe mit dem abgehauenen Knopf steht heute noch im Hause, wo jetzt der Färber Zoller wohnt; da könnt ihr sie sehen.

Der Bürgermeister sah eben zum Fenster hinaus und schrie jämmerlich auf, als er sein Kind wie im Sturmwind davonfliegen sah. Es waren eine Menge Leute auf den Straßen und an den Fenstern, und da gab es ein entsetzliches Schreien, Laufen und Rennen. Man wollte nach, aber wie? Nachreiten war eine Kunst: die guten Gäule hatten sie mit fort und ihre schlechten dagelassen. Alles, was Füße hatte, sprang ihnen nach und guckte, so weit man den Staub noch sehen konnte; dann kehrten sie um und wußten nicht was. Der Bürgermeister aber war wie gelähmt an Seel' und Leib und mußte bald sein Amt abgeben; er sei nur noch wie ein Schatten herumgegangen.

66

Wie es der Magdalene ergangen ist, die seither ihres Vaters Liebling und die vornehmste Jungfer der Stadt gewesen, allein unter einem Haufen Kroaten, auf einem wilden Pferd, durch dick und dünn, das kann man sich wohl nicht arg genug vorstellen. Das kann ich euch aber sagen, weil man es nachher aus ihrem eigenen Munde gehört hat, daß es den Hauptmann selbst erbarmte und gereute. Er hat sie in Ehren gehalten wie seine Schwester, sie gehütet wie seinen Augapfel und für sie gesorgt, so gut er nur konnte. Zurückbringen konnte er sie nicht mehr, oder wollte er nicht, und so hat er sie denn unverletzt in das Kroatienland gebracht. Dort hat sie eingewilligt, seine Hausfrau zu werden, und weil er ein gutes Herz hatte und die Magdalene ihm unbeschreiblich lieb war, so hat sie zufrieden mit ihm gelebt, obwohl sie das Heimweh fast umgebracht in dem fremden Lande, unter den fremden Leuten mit dem fremden Glauben. Es war dort alles katholisch, und nur mit der größten Heimlichkeit durfte sie in der Bibel und in dem schönen geistlichen Liederbuch lesen, die sie unter ihres Mannes Kriegsbeute gefunden hatte.

67

Es war ihr oft, als werde ihr Mann mit jedem Tage milder und freundlicher, und sie gewann ihn recht von Herzen lieb. Sie gewährte, daß er sich oftmals in das Kämmerlein schlich, wo sie ihre Andacht zu verrichten pflegte. Einmal ging sie ihm leise nach und fand ihn, wie er in ihrer Bibel las und die hellen Tränen über sein rauhes Gesicht liefen. Er schaute auf, blickte sie freundlich an und sagte: »Magdalene, ich glaube, wie es da drinnen steht, so ist's recht.« Da erzählte er ihr zu ihrer herzlichen Freude, wie er einmal zufällig in ihre Bibel geschaut und seitdem fleißig darin gelesen; wie er daraus anders beten gelernt als an seinem Rosenkranz, und wie er nun von Herzen wünsche, seinem Gott hinfort

in ihrer Weise zu dienen. Mit Freudentränen dankte sie Gott, daß er sie darum in die Hand eines wilden Kroaten hatte fallen lassen, daß sie ihm an ihrer Hand einen frommen, lebendig glaubenden Gatten zuführe. Als er einmal so weit war, fand er bald, daß er mit dem neuen Glauben in dem alten Lande nicht bleiben könne; da ist es der Magdalene nicht mehr schwer geworden, ihn zu bewegen, daß er mit ihr in ihre liebe Heimat ziehe.

68 Das geschah etwa zehn Jahre, nachdem Magdalene war von dem Kriegsmann fortgeführt worden. Ihr könnt euch denken, wie die Leute aufgeschaut haben, als es einsmals hieß, die Magdalene Brenner sei wieder da mit dem Kroaten. Es soll ein Laufen und Rennen der Leute gewesen sein, fast so arg als an dem Tage, da er mit ihr fortgeritten war. Sie sei dazumal noch eine recht schöne Frau gewesen, und es ist schade, daß von ihr kein Bildnis mehr da ist. – Der alte Bürgermeister lebte noch; er sei aber fast vor Freude gestorben, als er sein einziges Kind wiedersah, gesund und wohlbehalten, und er hat gar nichts dagegen gehabt, daß sie Frau Hauptmännin geheißen wurde.

Der Kroat hatte auch ein schönes Vermögen mitgebracht. Das Geld war damals rar im Lande, Güter bekam man spottwohlfeil, nur die Häuser darauf waren verbrannt. Da kaufte er sich einen schönen Hof draußen vor der Stadt, wo es B. zugeht, und baute ein Wohnhaus darauf. Dort hat der Kroat mit seiner Frau in Stille und Frieden noch viele Jahre gelebt. Der alte Bürgermeister ist auch zu ihnen hinausgezogen.

69 Der Hauptmann soll ein stiller und gottesfürchtiger Mann gewesen sein, der recht fleißig zur Kirche ging. Die Leute haben aber doch noch eine gewisse Scheu vor ihm behalten, und wenn er abends durch seine Felder wandelte, behaupteten sie, er mache allerhand seltsame Zeichen in die Luft, womit er die Wetter bannen könne. Unrechtes hat man nichts von ihm gehört, mag aber wohl sein, daß er hierzulande nie so recht daheim wurde und oft umgetrieben ward vom Heimweh nach seinem entfernten Vaterlande. Die Kinder soll er unaussprechlich liebgehabt haben, und die haben auch bald seinen großen Schnauzbart nicht mehr gefürchtet.

Sein einziger Sohn, der ihm erst hier geboren wurde, ist der Vater eures Urgroßvaters gewesen. Soldatenblut ist aber scheint's keines von dem Kroaten übriggeblieben, denn wir haben seither keine Militärperson in der Familie gehabt.

Auf der Seite seines Bildes seht ihr unser Familienwappen, das von ihm stammt; den flammenden Stern darin hat er seiner Frau zu Ehren aufge-

nommen, sowohl wegen ihres Namens, als auch um anzudeuten, daß sie für ihn dem Sterne Bethlehem gleich war und ihn zu seinem rechten Heile geführt hat. – Und so verhält es sich mit unserm Urahn, dem Kroaten, der ein Menschenfresser und halb wild gewesen ist.

3. Die drei Zöpfe

Es gibt unterschiedliche Zöpfe. Das wurde auch die selige Ururgroßmutter mit Staunen gewahr, als ihre drei Buben, die man allesamt bei einem auswärtigen Präzeptor untergebracht hatte, der besonders berühmt in der Dressur war, in der ersten Vakanz nach Hause kamen. – Hatte sie doch alle drei vor der Abreise eigenhändig gewaschen und gestrählt, eigenhändig ihre widerspenstigen Haare mit Puder, Talg und Wachs behandelt, bis sie nach hinten gestrichen und dort zu einem steifen Zopf vereinigt waren, mit einem nagelneuen schwarzen Florettbande umwunden, so daß sie der Garde des Königs Friedrich Ehre gemacht hätten, wie sie abzogen, gleich gekleidet in glänzenden gestreiften Eternell, und die Zöpfe auf ihren Rücken tanzten.

70

Ja, es gibt unterschiedliche Zöpfe; wie verschieden sahen die Buben jetzt aus! Der älteste, der Heinrich, der ein hübscher Bursch war und allzeit gern den Herrn spielte, der hatte sich nimmer mit dem simplen Zopf nach väterlicher Weise begnügt, sondern er hatte extra ein paar Buckeln vorn, die gar zierlich ins Gesicht standen, und an dem Zopf noch eine besondere Schleife mit flatterndem Band als Zierat; so hatte er's bei dem Gefolge eines durchreisenden Fürsten gesehen, und so hatte er's mit der Hilfe von Präzeptors Heinrike zustande gebracht. Christian, der jüngste, machte mit seinem dünnen Schwänzlein keine solchen Ansprüche, das war nach wie vor säuberlich nach hinten gestrichen; nur das florettseidene Band hatte er an den Heinrich verhandelt und statt dessen ein altes Sackband mit Tinte schwarz gefärbt und damit den Zopf umwickelt. Der zweite aber, der dickbackige Gottlieb, der allzeit das Bequeme liebte, der hatte die Haare nur oben zusammengebunden und ließ sie nach unten frei, wie er solch fliegendes Haar schon bei Leichenbegleitungen gesehen; er meinte, so tue sich's auch. Was hatte die gute Mama für eine Not, bis sie die drei Zöpfe wieder zurecht gesalbt und in den normalen Zustand gebracht hatte! Auch gab man den Knaben am Schluß der Ferien ein Geleitschreiben an die Frau Präzeptorin mit, worin selbe höflich ersucht

wurde, doch auch auf die Zöpfe der ihr anvertrauten Jugend zu achten und sie nimmer in so skandalösem Zustand nach Hause zu schicken.

Ob die Zöpfe von nun an in Ordnung geblieben sind, das weiß ich nicht; so viel aber weiß ich, daß jene Vakanzzöpfe bereits den künftigen Charakter der Buben vorbildlich darstellten. Heinrich, der war und blieb der Elegant; Christian kümmerte sich just nicht darum, ob sein Zöpfchen dick oder dünn, in Florettseide oder in Sackband gewickelt war, wenn er nur sonst sein Schäfchen ins Trockene brachte; Gottlieb aber, der wollte nichts als es gut haben auf der Welt, und weil's einmal ohne Zopf nicht ging, so wollte er sich den seinen wenigstens so bequem machen als möglich. Wenn der Herr Pate jedem der Buben einen Marktgrotschen verehrte, so durfte man gewiß sein, daß sich Heinrich eine unechte Stecknadel und Gottlieb eine Wurst kaufte; Christian hingegen steckte den seinigen in einen Sparhafen, einen irdenen, von der sinnreichen Sorte, die nur eine Öffnung oben haben und die man zerschlagen muß, wenn man den Inhalt wieder haben will.

71

Mit stattlich gediehenen Zöpfen wurden die herangewachsenen Knaben zur bestimmten Zeit nacheinander auf die Universität spediert, um allda ihre Studien zu vollenden. Heinrich und Christian kamen ins berühmte theologische Stift, allwo jede honette Familie wenigstens einen Sprößling haben mußte; Gottlieb hatte eigentlich seine Laufbahn durch verschiedene Schreibstuben gemacht, sollte aber doch noch die gemeinen Rechte und etwas Humaniora studieren, um für ein städtisches Amt tauglich zu werden.

Die Zöpfe haben sie mitgenommen und redlich wieder heimgebracht. Keiner ist gewichen aus dem Gleis der angestammten Zucht und Sitte, wenn es auch da und dort kleine Abschweifungen gab. Heinrich war ein sehr strebsamer Geist; aber trotz seiner Begabung brachte er es zum Jammer von Papa und Mama niemals zum Primus. Er trieb allzeit Nebenstudien, Italienisch, Französisch, Heraldik und andre Allotria, und verletzte, wo er konnte, die heilige Stiftsordnung, um mit etlichen »Jungen von Adel« Jagdpartien und Fechtübungen mitzumachen; und nur seiner Rednergabe und, wie die böse Welt sagt, den auserlesenen Weinproben in Fäßchen, mit denen der Papa die Herren Professoren beehrte, hatte er's zu danken, daß er noch mit Ehren seine theologischen Studien absolvierte und nicht mit dem Kainszeichen eines hinausgeworfenen Stifflers durch die Welt schweifen mußte.

Gottlieb, der band sich seinen Zopf bequem; er studierte gehörig, wenn auch nicht hitzig, aß und trank, so viel ihm schmeckte, ohne es in beiden Stücken zu übertreiben. So oft die regelmäßige Geldsendung vom Papa ankam (der alte Herr hielt streng auf feste Termine, obwohl er die Söhne nicht knapp hielt), schaffte sich Heinrich eine bordierte Weste, ein zierliches Petschaft oder irgend sonst einen Artikel an, mit dem er, trotz der strengen Kleiderordnung, die den Stifflern Kutten vorschrieb, in seinen adligen Zirkeln Staat machen konnte, oder reichte es zur Miete für ein Reitpferd oder zu einem weltlichen Buch. Der Gottlieb aber, der lud seine Brüder zu einem Abendessen ein, wobei drei fette Enten verspeist und in edlem Uhlbacher des Papas Gesundheit getrunken wurde; er lachte dabei den Christian herzlich aus, der sich die Schlegel und Flügel der Ente fein säuberlich in ein Papier wickelte, um noch etliche Tage daran zu zehren. Sein Geld hatte Christian sorgsam verwahrt zu spärlichstem Gebrauch; er hatte seit seinen Knabenjahren bereits den dritten Sparhafen so weit gefüllt, daß nichts mehr hinunterfiel; unversehrt standen sie mit ihren dicken Bäuchen in einem geheimen Schiefach seines Pults und lachten ihn mit ihren schiefen Mäulern an.

72

Aber den Zopf behielt er bei und auch das Florettband; seine äußere Erscheinung blieb jederzeit anständig, wenn sie gleich immer dünner und spitziger wurde.

Es gibt unterschiedliche Zöpfe. Das zeigt sich klärlich, wenn man die Bildnisse der drei Urgroßonkel aus ihren reifen Jahren betrachtet. Da ist zuvörderst der Heinrich, der hübsche Mann mit den feingeschnittenen Zügen, dessen Zopf als zierlicher Haarbeutel schalkhaft zwischen den schön geordneten Buckeln hervorblickt. Der feine dunkle Rock ist mit einem Orden geschmückt, und nur ein Paar zierliche Priesterkräglein bezeichnen noch den Theologen; mit spitzen Fingern nimmt er eben eine Prise aus der goldenen Tabatiere mit einem vornehmen Bildnis in seiner Hand und schaut lächelnd nach dem fürstlichen Lustschloß, das seitwärts durch ein Fenster zu sehen ist.

Heinrich war immer ein etwas leichtes Blut; der Westwind, der von jeher so viel Unsamem von Frankreich zu uns herüberwehte, hat ihn besonders stark angehaucht, und gar manchmal war er nahe daran gewesen, des respektablen Namens seiner Väter unwert zu werden. Er hatte es verschmäh't, als ehrbarer Vikarius unter den Fittichen des Papa sich zum gleichen Beruf vorzubereiten; seine hübsche Gestalt, seine feinen Manieren

73

und die französische Sprachkenntnis hatten ihm eine glänzende Stelle als Hofmeister von zwei jungen Prinzen verschafft. Dieser Beruf führte ihn an fremde Höfe, in Bäder mit Spielbanken, in die Salons schöner Damen, ebenso viele Klippen für den welt- und lebenslustigen jungen Mann, und gar manche Kalypso hätte den Mentor beinahe eher als seine Telemachs festgehalten.

Aber der solide Geist des Vaterhauses, die Zucht der gestrengen Mutterhand, die ihm den ersten Zopf gebunden, hatten ihn nie ganz im Stiche gelassen, und er trug jetzt seinen Haarbeutel mit Ehren als wohlbestallter Oberkonsistorialrat. So war er nun der Stolz und der Glanz der Familie, der Herr Pate von allen Neffen, Nichten, Großnichten und Geschwisterkindeskindern; seinen Eltern wurde bei den damaligen Reiseschwierigkeiten nur einmal die Freude, ihn zu besuchen; aber dieser Besuch und die huldvolle Audienz bei den allerhöchsten Herrschaften blieben auch die Lichtpunkte ihrer Erinnerungen. Ich wollte euch nun gern die Einzelheiten aus dem Leben des Heinrich schildern, die zierlichen Unterhaltungen, die er mit der Frau Fürstin und dero hochfrisierten Hofdamen gepflogen; die geheimen, diplomatischen Sendungen, mit denen ihn der durchlauchtigste Herr beehrt hat; die französischen Lustspiele, die ihm die Hofsitte, unbeschadet seiner geistlichen Würde, zu dirigieren gestattet hatte: aber ich muß die Ausmalung solcher Szenen denen überlassen, die mehr daheim sind auf den Parkettböden der Hofsäle als ich.

74

Nun aber betrachtet Onkel Gottliebs Bild und sagt, ob euch dabei nicht das Herz lacht, wie er dasitzt, mit vergnüglichem Lächeln auf seinem wohlhäbigen breiten Gesicht, den schön geschliffenen Kelch mit funkeldem Wein in der Hand, während ein Aktenstoß zur Seite und das Rathaus im Hintergrund ihn als städtischen Beamten bezeichnen. Was hätte die Mama, die es nimmer erlebt hat, wie er Bürgermeister der guten Stadt H. wurde, was hätte sie für eine Freude, wenn sie sähe, wie er jetzt so guten Muts den dicken stattlichen Zopf, von dem er sich nun nicht mehr beengt fühlt, den Rücken hinunterhängen läßt! Er hatte es auch nicht nötig, sich etwas beengen zu lassen; es war ihm nach seines Herzens Wunsch ergangen, er konnte sich und ändern das Leben leicht machen. Wie behaglich schaute einem schon von weitem seine Behausung auf dem Markt entgegen, mit dem blankpolierten Türschlosse, den spiegelhellen Scheiben, durch die man reichbefranzte Vorhänge sah! Da war alles Fülle und Wohlbehagen, die gastliche Tafel des Herrn Bürgermeisters war weit be-

rühmt in Stadt und Land. Er ließ sich niemals mit ausländischen Produkten ein: Austern, Kaviar und Champagner wurden in dem soliden schwäbischen Hause vermißt; aber alle guten Landeskinder: delikate Spargeln, feine Pflaumen und Aprikosen, Krebse, Forellen und Aale, auserlesene Trauben und reine Landweine von den edelsten Jahrgängen zierten die Tafel und erfreuten der Menschen Herz. Der Hühnerhof nährte Geflügel aller Art, Kapaunen, welsche und deutsche Hühner, Tauben und Gänse, die jederzeit bereit waren, ihr Leben im Dienste der Menschheit zu verhauchen. Es war kein Wunder, wenn angesichts dieser Herrlichkeit ein Bäuerlein meinte: wenn er der preußisch' König wär', er tät' sich nicht lang plagen mit dem Krieg, sondern zusehen, ob er nicht auch so ein »Deinstle« (Dienst) bekommen könnte. Daß aber Gottlieb daneben sein Amt tüchtig und eifrig verwaltete, Zeuge des ist der schöne Silberpokal, den ihm die dankbare Stadt für seine Verdienste verehrte und der als wertes Familienerbe noch bis heute aufbewahrt wird.

75

Auch der jüngste, der Christian, war zu Ehren und Würden gekommen; auf seinem Bildnis hat ihn der Maler mit großen Buchstaben als Seine Hochwürden den Herrn Spezial M*** bezeichnet. Besagtes Bildnis wurde ursprünglich auf Kosten des Stiftungsrats für die Sakristei im Akkord gemalt, den Mann à zwei Gulden, und ist daher kein künstlerisches Meisterstück, doch soll es ausgezeichnet getroffen sein.

Demnach ist der Onkel Spezial just keine *beauté* gewesen, erstaunlich lang und schmal; sein Gesicht hat die gelbliche Farbe und die spitzen Linien, wie man sie vorzugsweise bei Leuten findet, die für »ziemlich genau« (ein milder Ausdruck für geizig) gelten; sogar der Zopf entspricht dem übrigen: er ist auffallend lang, dünn und spitz.

Ich habe es noch nicht herausgebracht, ob die Leute reich werden, weil sie geizig sind, oder geizig werden, weil sie reich sind; es wäre eine interessante philosophische Examensaufgabe.

Bei dem Onkel Spezial schien beides in angenehmer Wechselwirkung zu stehen; reich war er unbestritten, und geizig ebenso gewiß, soweit sich solches mit Anstand und Schicklichkeit vertrug.

Das Zehentwesen hatte er bei seinem Vater daheim recht gründlich studiert, und somit war er, bei seiner natürlichen Begabung zum Sparen, vortrefflich befähigt zum Betriebe auch der materiellen Seite des Dekanatsamtes. Übrigens ging er im Erwerben und Sparen niemals so weit, daß er seinem geistlichen Ansehen geschadet hätte, »der Zopf, der hing stets

hinten«. Der üppige und liberale Haushalt des Bruders Gottlieb war ihm ein Greuel; er brauchte keinen solchen zu führen, war er doch sicher, wenigstens zwanzigmal des Jahres bei den jeweiligen Visitationen einen ausgesuchten Schmaus zu genießen, woran die Frau mit den lieben Kleinen auch Anteil nahm und wovon jedesmal eine vollgepackte Schachtel mit Viktualien, gar oft noch ein Schinken, ein Säckchen dürres Obst oder ein gefüllter Schmalzhafen bei der Heimfahrt in die Kutsche gepackt wurde. Da jede Frau Pfarrerin die beste Köchin sein wollte, so waren diese Schmausereien so reichlich, daß man gar lange aus der Erinnerung zehren und sich daheim mit Gemüs und Kartoffeln behelfen konnte.

76

Ein Spezial war damals noch eine ganz andre Respektsperson als heutzutage; den Pfarrern lag sehr viel daran, bei dem hochwürdigen Herrn in Gnaden zu stehen, damit ein günstiges Zeugnis dem Bericht ans Konsistorium beigelegt werde; darum hatten die Bötinnen vom Dorf fast allwöchentlich ein Küchengrüßlein für die Frau Spezialin im Korbe, also daß diese unter der Hand einen Kleinhandel mit Spargeln, Tafelobst und fettem Geflügel in die Residenz trieb, da solche Leckerbissen zu kostbar für die eigene Tafel erfunden wurden. Ein Wochenbett, das sagte der Onkel Christian im Vertrauen seinem Bruder Gottlieb, konnte er allezeit zu dreißig Gulden Reinertrag anschlagen.

Für Dienerschaft brauchte der Onkel Christian auch nicht viel auszugeben; der Mesner (Küster) war so eine Art von Haussklave im Spezialhause; er trug der Frau Spezialin im Winter den Fußsack in die Kirche und erwartete sie an der Pforte mit dem Schirm, wenn's regnete; er machte den Aufwärter bei den alljährlichen Disputationessen, die der Dekan gegen anständige Vergütung zu halten genötigt war, wobei er zum Dank für seine Bemühung ein paar von den Rettichen, die er selbst als Beitrag zur Mahlzeit der Frau Spezialin verehrt hatte, »für seine Kinderlein« nach Hause mitbekam; er durfte in seinen Freistunden im Dekanatgarten arbeiten und sogar im verschlossenen Stalle Holz spalten. Seine Frau und Töchter leisteten Beistand bei Waschen, Putz- und Nähereien, ohne daß ihnen einfiel, eine andre Belohnung zu erwarten als die drei Lebkuchen nebst einigen aufgefärbten Bändern, die sie zum Weihnachtsgeschenk erhielten.

77

Einige Gastlichkeit mußte freilich das Dekanathaus notgedrungen ausüben; es war ja bei Jahrmärkten und sonstigen wichtigen Veranlassungen die natürliche Heimat der Pfarrfrauen; auch wurde je und je ein Pfarrtöchterlein auf längeren Besuch geschickt, um der Frau Spezialin hilfreiche

Hand zu leisten und zugleich Haushaltungskunst und feine Manieren von ihr zu lernen. Einmal erlaubte sich sogar ein junger unerfahrener Pfarrer, den Herrn Spezial wiederholt zu Gevatter zu bitten. Die Antwort, die er beim zweiten Versuch erhielt, ist so klassisch, daß ich nicht umhin kann, sie unverkürzt im Original mitzuteilen.

»Hochwohlehrwürdiger, Hochgelehrter, Insonders
Hochgeehrter Herr Gevatter!

Ich gestehe aufrichtig, daß ich einem abermaligen Ansinnen an mich und meine Frau zur Patenstelle von Ihrem neugeborenen Söhnlein nicht entgegengesehen habe. Meine Frau steht mit dem Löblichen Pfarrhaus in T. weder in einer Verbindung, noch hat sie eine gesucht, ich aber befinde mich mit Eurer usw. in einem amtlichen Verhältnis; aber ich bin in den Jahren schon so weit vorgerückt, daß ein Taufpate von meiner Seite für sein geistig- oder leibliches Wohl wenig oder nichts erwarten kann. Als Dieselben vor einem Jahr diesen Antrag an uns machten, so war es von Ihnen konsequent gehandelt, da Sie mir damit Anlaß gaben, mich durch das Patengeschenk der besonderen Verbindlichkeit zu entledigen, worin ich gegen Euer Hochehrw. usw. wegen zweimaligen Neujahrs- und den meinen beiden Töchtern gemachten Hochzeitsverehrungen stand. Nachdem Sie nun den vollen Ersatz dafür erhalten haben, so vermutete ich umso weniger, daß Ihre Absicht auf ein ferneres Geschenk von meiner Seite gehe, als Dieselben zum Hauptgrund der wiederholten Gevatterschaft unsre ununterbrochen fortgesetzte Gewogenheit angeben, und es sonderbar wäre, wenn diese noch von mir bezahlt werden sollte, hingegen entsage ich auch in Zukunft allen Geschenken von Ihnen.

78

Wahr ist es, daß durch die jährliche Visitation Ew. Hochehrw. meine Gegenwart Kosten verursacht, allein, nicht zu gedenken, daß mir daher doppelt angenehm war, wenn ich Dieselben mit der Frau Liebsten in meinem Hause wieder bewirten konnte, so werde ich auch mit dem besten Willen, wenn mein Amt mich ferner nach T. ruft, ihren lieben Kindern eine angemessene Verehrung machen, denn um meinetwillen geschieht doch der Aufwand nicht allein. Dies vorausgesetzt, so bezeuge ich unsre wahre Teilnahme an der abermaligen glücklichen Entbindung der Hochwerten Frau Liebsten, und bin ich auch mit meiner Frau zur Annahme der Patenstelle aus christlicher Gesinnung bereit, mit dem herzlichsten Wunsch, daß Gott den Reichtum seiner Macht und Gnade an der Frau

Wöchnerin wie an dem Säugling durch Leben und Wohltat in jeder Rücksicht verherrlichen und auch das Wachstum des lieben älteren Söhnleins begleiten möge.

Noch muß ich, teils aus Freundschaft, teils aus Amtspflicht die Bemerkung machen, daß mir und anderwärts die über den eigentlichen Bluts- oder Seitenverwandten noch sonstige Anzahl von Gevatterleuten aufgefallen; ich habe derselben niemals über fünf, meistens weniger gehabt, und ohne Taxe sind einem Privatmann von unsrer Klasse auch nie mehr erlaubt; dabei bedenken Sie noch den widrigen Eindruck, der einem Vorgesetzten und religiös denkenden Manne gegeben wird, wenn ein noch junger Geistlicher mit einer der heiligsten Handlungen eine kaufmännische Spekulation treibt!

Nach unsrer vielseitigen Empfehlung verharre ich noch mit schuldiger Hochschätzung

Euer
Hochehrwürden

gehorsamster Diener.«

Ob der Herr Pfarrer auf diesen Brief hin seinen frechen Antrag zurückgenommen, ist mir nicht bekannt geworden.

Ja, das mußte man dem Onkel Christian lassen, wenn er seinen Zopf auch mit gefärbtem Sackband umwand, so hatte er doch verstanden, sein Schäfchen trocken zu bringen, und wenn er seine Ersparnisse noch im irdenen Spartopf hätte aufbewahren wollen, er hätte einen bestellen müssen so groß wie ein Schulglobus.

Der Herbst ist der eigentliche Schwabenfrühling. Das lasse ich mir nicht nehmen, so absurd es klingen mag. Es steht dies gewiß im Zusammenhang mit der Sage, daß dem Schwaben der Verstand erst mit dem vierzigsten Jahre komme. Wir Schwaben haben zwar recht frühlingswarme Herzen und können gar schöne Lenzgedichte machen mit den verpönten Reimen: ziehen, blühen, Rose, Schoße, Mai, frei oder Treu; auch will ich dem Mai gewiß nichts Schlechtes nachreden: aber das muß ich doch im Vertrauen sagen, daß ich im Schwabenlande selten einen Frühling erlebt habe, in dem die Kirschenblüte nicht erfroren und die Apfelblüte nicht verregnet worden ist.

Frühlingslust, recht allgemeine volle Frühlingslust paßt für ein südlich Volk, dessen milder Boden ohne Mühe und Arbeit seine Früchte spendet.

Was aber weiß unser Landmann von Maienwonne und Blütenlust, der eilen muß, seinen Dünger auf die Wiese zu bringen, und dessen Winter-vorräte zu Ende sind! Auch die lieben Kinderlein, die man in Frühlings-bildern und Liedern im Ringeltanz auf dem Rasen abbildet, sind des Veilchenpflückens gar bald satt und seufzen nach der Zeit der materiellen Naturgenüsse: der Kirschen und Pflaumen und Birnen. Aber wie gesagt, ich bin weit entfernt, dem Frühling zu nahe zu treten, mit dem ich persönlich sehr intim stehe; nur müßt ihr mir zugeben, daß die rechte Freude erst da ist, wo jung und alt, reich und arm teilnehmen kann, wo von allen Hügeln Schüsse knallen und Schwärmer glänzen; wo der Segen vom Himmel auch die härtesten Herzen mildtätig gemacht hat und wo der ärmste Bettelknabe doch mit ein paar Äpfeln im Sack an einem Raine liegen und sich einen schönen Abend machen kann mit einigen halbausgebrannten Fröschen, die er von einem Herbstfeste erhascht hat.

80

»Es geht in Herbst« ist ein schwäbisches Trost- und Entschuldigungswort bei kleinen Mängeln, in die man sich mit Humor fügen muß. »Der sieht aus, als ob ihm der Herbst erfroren wäre« bezeichnet einen hohen Grad von Trübsal und Niedergeschlagenheit; kurz, der Herbst ist der rote Faden, der sich durchs Schwabenleben zieht; darum laßt's euch nicht zu viel werden, wenn in diesen Bildern der Herbst eine häufige Rolle spielt.

Macht mir nicht den Einwurf, daß in einem großen Teil von Schwaben keine oder saure Trauben wachsen. Herbst muß doch sein! Die mit den sauersten Trauben jublieren am lautesten, und die, so gar keine haben, halten Kartoffelherbste und putzen acht Tage zuvor schon ihre alten Pistolen und neuen Büchsen, um sie recht laut krachen zu lassen.

Im Herbst allein sieht man keine neidischen und keine verhungerten Gesichter; im Herbst braucht keine Hand müßig zu sein, die sich rühren kann; das kleinste Mädchen schneidet ihr Kübelein mit Trauben, der kleinste Bube arbeitet mit den Füßen und lacht schelmisch hervor aus der Bütte, in der er auf und nieder tanzt. Im Herbst zieht der fröhliche Bursche in die Ferien heim und bringt ein frisches Leben in das verrostete Philistertum kleiner Städte.

Darum liegt für ein schwäbisches Herz ein süßer, geheimnisvoller Reiz in dem Duft des feuchten Herbstnebels, wenn er zum erstenmal wieder sich in die warme Sommerluft wagt, eine Erinnerung an fröhliche Herbstnächte, wo auflodernde Jugendlust und süße Wehmut wie Mondschein und Fackelglanz ihre magischen Lichter in junge Seelen werfen.

81

Auch die drei Brüder hatten sich von ihren Knabenjahren an des Herbstes gefreut. Sie hatten als Buben Versteckens in den Bütten gespielt und abwechselnd des Vaters Trauben zu Wein getreten, von denen sie zuvor im geheimen reichlichen Zehnten gezogen; sie hatten als Studenten um das lodernde Fackelfeuer das »*Gaudeamus igitur*« angestimmt, nicht einmal den Onkel Christian ausgenommen, der sogar an einem Herbstabend das Herz seiner nachmaligen »Frau Liebsten« erobert hatte. So dachten sie denn als Männer:

»So hab' ich's gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und getan,
Nicht will ich's als Kaiser entbehren.«

Der Bürgermeister hatte sich den bestgelegenen Weinberg gekauft und ein schönes Lusthaus darin gebaut; da wurde denn der Herbst in Vergnügen und Herrlichkeit gefeiert, daß man weit und breit davon sprach, und von den vornehmsten »Regierungsherren«, die dazu gebeten wurden, bis zu dem niedrigsten Schützenbuben, der sich um die Behütung des Weinbergs Verdienste erworben, wußte jeder zu rühmen von dem fröhlichen Abend und dem freigebigen Herrn Bürgermeister. Auch Onkel Christian, zu dessen Stelle ein schöner Weinberg gehörte, tat ein übriges; es wurde ein Schinken abgesotten und Käse angerührt zu der Weinlese; ja, es durfte sich jeder seiner Knaben ein halb Dutzend Schwärmer dazu anschaffen!

Wie aber sollte der arme Heinrich den Herbst feiern in einer sandigen Residenz, wo kaum Kartoffeln wuchsen? Wohl gab es an der Hoftafel hie und da Trauben, in Gewächshäusern gezogen; aber was war das gegen eine Platte voll heimischer Silvaner, Rotwelsch und Muskateller? Die erlesenen Trauben, die ihm Bruder Gottlieb einmal in einer Schachtel geschickt, waren auf den schlechten Wegen bei dem Mangel an ordentlicher Transportgelegenheit als ungenießbarer Most angekommen; sein Amt aber gestattete ihm nie, zur Herbstzeit eine Reise in die alte Heimat zu machen. – Da sprach er denn einmal seine Herbstsehnsucht recht wehmütig in einem Briefe an den Bruder Bürgermeister aus, und der wußte Rat zu schaffen. Es war in einem gesegneten Herbstjahr, als der Oberkonsistorialrat eben mit seiner Frau beim Kaffee saß und ihr vom schwäbischen Herbst erzählte; da kam ein plumper, schwerer Tritt die Treppe herauf, und eine derbe Stimme fragte: »Sind der Herr Konsestore daheim?« Noch

ehe er nachsehen konnte, wer draußen sei, klopfte es mit der Faust an die Tür, und herein trat ein vierschrötiger Mann in der württembergischen Bauerntracht, mit einem sogenannten Reff auf dem Rücken, das voll bepackt war mit Schachteln, und an der Seite mit kunstreich verpfropften Krügen behängt. »Gutenabend, Herr Konsestore, en schöne Gruaß vom Herr Burgamoister, und da sollet Se au d'Trauba und da süaße Mohst versuacha!«

83

Nun war's eine Freude! Da lagen sie wohlgebetet und unversehrt im grünen Rebenlaub: Silvaner und Rotwelsche, Gutedel, Veltliner und Muskateller; daneben süßer Most in den Krügen, der just den kleinen »Stich« hatte, mit dem er am angenehmsten zu trinken ist, über Berg und Tal, über holperige Pfade und Flußfähren sicher getragen auf dem breiten Rücken des Matthes, des Leibweingärtners vom Bruder Gottlieb, der sich gegen reichliche Vergütung dazu verstanden hatte, seine Zöglinge selbst gut an Ort und Stelle zu bringen. Der Konsistorialrat, der feine Hofmann, vergoß helle Freudentränen über dies Stückchen brüderlicher Liebe; die Frau Fürstin selbst mußte mit höchsteigenem Munde die Erstlinge dieser süßen Schwabenkinder kosten, und bei einer fröhlichen Abendgesellschaft wurde in altem und neuem Wein die Gesundheit des freigebigen Bruders getrunken. Der Matthes, der der Meinung war, er sei fast bis ans Weltende gereist, so daß er nächstens über die Erdkugel hinuntergefallen wäre, wurde so herrlich gepflegt und reichlich beschenkt, daß er gern versprach, im nächsten Jahre wiederzukommen, als er nach drei Tagen abzog, seine Schachteln gefüllt mit den feinen Würsten, die das vornehmste Produkt der neuen, traubenarmen Heimat des Heinrich waren.

Seitdem zog Jahr für Jahr der ehrliche Sendbote durch drei deutsche Lande, um dem Heinrich den herbstlichen Brudergruß zu bringen, dem auch der Christian sein Scherflein beifügte, und es hat die Herzen der Brüder warm erhalten und das Gedächtnis an die Heimat jung und grün.

Wenn Ceres und Proserpina durch Samen und Blüten sich Grüße gesandt haben, warum sollten ein württembergischer Bürgermeister und ein fürstlicher Oberkonsistorialrat nicht durch Trauben und Würste in Rapport miteinander treten?

Das ist das netteste Stücklein, das ich euch zu erzählen weiß von den drei Urgroßonkeln mit den unterschiedlichen Zöpfen.

84

4. Die Urgroßmutter

Es gilt bekanntlich für ein Abzeichen und Standesvorrecht altadliger Geschlechter, einen Hausgeist zu besitzen, der in einem Gewölbe des Stammschlusses verborgen liegt und bei feierlichen Gelegenheiten um Mitternacht seine grausige Runde macht, um wichtige Änderungen anzukünden. In bürgerlichen Geschlechtern ist man auf die Ehre eines Familiengespenstes nicht sonderlich erpicht und bildet sich nichts darauf ein; denn während adlige Geister nur das Hochwild der Verbrechen: Mord, Totschlag, Hochverrat und dergleichen erjagt haben, so sind die bürgerlichen Gespenster dagegen betrügerische Kaufleute, ungerechte Richter, wenn nicht gar gemeine Diebe; drum gilt es bis in die alleruntersten Schichten der Gesellschaft für etwas Entsetzliches, wenn eins aus der Familie »geistweis gehen« muß.

Eine andre Art von stillen, vergessenen Hausgeistern aber liegt fast in jedem Hause, in irgend einem staubigen Winkel der Rumpelkammer; Geister, die nur erlöst werden, wenn es eine große Katastrophe, einen Sterbefall, einen Auszug in der Familie gibt, und die man gar häufig unbesehen verbrennt. Diese stillen Hausgeister sind die verjährten Familienbriefe, die in alten Kisten und Schachteln, den bescheidenen Archiven bürgerlicher Häuser, aus Pietät aufbewahrt werden, bis man sie am Ende aus Verzweiflung über den wachsenden Grust ins Feuer wirft.

Hinter solch ein Familienarchiv bin ich denn auch einmal geraten und habe die armen Briefe vom Feuertode errettet. Und schade würde es gewesen sein, wenn sie untergegangen wären!

Freilich habe ich keine wichtigen Geheimnisse und »dunklen Taten« darin entdeckt, aber viel langvergessene Vergeßmeinnichte, getrocknete Rosen, die einen Teil ihres Dufts Jahrzehnte durch bewahrt haben; Liebesbriefe mit Zöpfchen aus der Zeit, als der Großvater die Großmutter nahm; schöngedruckte Hochzeits- und Leichenkarmina, worin gar rührende Stellen zu finden, zum Beispiel:

»O wie schön war sie an jenem Tage,
Wie errötete ihr Angesicht,
Als sie auf des Freiers Frage
›Sie sind allzugütig‹ spricht!«

Da fand ich denn auch den Lebenslauf der Urgroßmutter, von ihr selbst beschrieben. Er ist gar schlicht und in kurzen Worten abgefaßt: denn der Selbstkultus, den man heutzutage mit Tagebüchern, Selbstbeschauen und Reflexionen über seine eigene werthe Person feiert, war zu jener Zeit noch ziemlich unbekannt. Aber aus diesen einfachen Andeutungen, ergänzt durch die Überlieferungen der Familie, weht ein so frischer, kräftiger Hauch, ein Hauch von dem »Geist des Glaubens und der Stärke, des Gehorsams und der Zucht«, wie er unsrer Väter Eigenthum war, daß ich denke, er könnte auch in unsrer vielseitigen Zeit da und dort noch eine Stirn erfrischend berühren.

Sie war, um diesmal recht gründlich mit der Genealogie zu beginnen, eine Urenkeltochter der Frau Anna Rumpelin, von welcher der Familienschmuck herkommt, recht aus altwürttembergischem Blut; ihre Vorfahren waren Oberamtleute, Hofgerichts*apfocaden* (wie sie selbst schreibt), Pfarrer und abermal Pfarrer; die Mama war eine Pfarrtochter, der Papa eines Pfarrers Sohn und selbst ein Pfarrer, und weil der so brav gewesen ist, so hat die Mama nach seinem Tode noch einmal einen Pfarrer geheiratet. (In diesem Pfarrkonglomerat war es denn auch kein Wunder, daß einer ihrer Brüder, als schüchterner Student um seine Familie befragt, verlegen antwortete: »Bitte um Verzeihung, meine Mutter erster Ehe war eine geborene Pfarrerswitwe.«)

So war es denn natürlich, daß auch sie einen Pfarrer nehmen mußte. Aus ihren Jugendtagen sind keine Briefe mehr vorhanden, und ihre Herzensgeheimnisse, wenn sie welche gehabt, ruhen mit ihr im Grabe; so aber, wie sie in ihrem Leben und aus ihren Briefen sich darstellt, war sie von den klaren lebenskräftigen Gemüthern, die in Traum und Wachen der höheren Führung nicht vorgreifen und darum auch keine schweren Herzenskämpfe zu bestehen haben. Ein junger Geistlicher der Gegend, Herr Magister Trutz, hatte sein Auge auf sie geworfen, als sie noch ein sehr junges, blühendes Mädchen war; sie aber die ihrigen just nicht auf ihn. Ihre selige Schwester hat oft mit Lachen erzählt, wie sie einmal zusammen Flädlein gebacken; der Urgroßmutter war eins verbrannt, sie hob es lachend in die Höhe: »Da sieh, das ist so schwarz wie der Magister Trutz!« An selbigem Tage aber kam der Magister Trutz in einem nagelneuen schwarzen Rock und hielt um die Jungfer Regina feierlichst an. Gehorsam der Eltern Willen ist sie seine Gattin geworden und hat alsbald ihre Aufgabe mit der Freudigkeit eines frommen Gemüths, mit der Kraft und Frische ihrer klaren Seele begriffen und gelöst.

Der Pfarrer Trutz war ein frommer, friedlicher und tiefgelehrter Mann, aber gar stille und in sich gekehrt; er beschäftigte sich mit mechanischen Künsten und chiliastischen Berechnungen und konnte sich so darein vertiefen, daß er gar oft der praktischen Amtspflichten darüber vergaß. Da verstand es nun die junge Frau, zu sorgen, daß seine träumerischen Abwesenheiten niemand störend auffielen. Sie wußte mit ihrem hellen, praktischen Blick ihm einen Teil der Seelsorge abzunehmen, ohne daß es so aussah; sie wußte sein Interesse fürs wirkliche Leben anzuregen und hielt den häuslichen Herd warm und hell für ihn, wenn er nach langen einsamen Stunden wieder dahin zurückkehrte.

So hat er sie hoch und wert gehalten als den freude- und friedebringenden Engel seines Lebens, und *sie* hat aus der Tiefe seines Wesens den Ernst und die Kraft des Glaubens geschöpft, auf die sich erst mit Sicherheit ein frisches und fröhliches Leben und Wirken erbauen läßt.

87 Einmal hat ihre Fassung eine schwere Probe durchgemacht. Sie war mit ihrem Manne auf eine neue Stelle gezogen und ging am ersten Sonntag nach seiner Antrittsrede, wie es einer christlichen Pfarrfrau geziemt, in die Kirche, ehrbar und feierlich in Schwarz gekleidet.

Den Pfarrer mußte man auch auf Berufswegen seinen eigenen Gang gehen lassen: oft saß er mit Tagesanbruch schon in der Sakristei und bereitete hier im stillen seine Predigt vor; oft kam er erst, wenn der Gesang schon begonnen hatte, in die Kirche. Die neue Gemeinde hatte von diesen Seltsamkeiten noch nichts gehört; nur der Schullehrer, ein alter Bekannter, wußte davon.

Es wurde ein langes Lied vor dem Gottesdienst gesungen; von dem vierten Vers an schaute die Frau Pfarrerin nach der Sakristeitür, der Pfarrer kam nicht; man sang das Lied zu Ende, der Schullehrer fügte hinten noch gar einen schönen Schnörkel hinzu, der Pfarrer kam nicht. Die Gemeinde wurde unruhig; die Buben hinten im Chor, die man *ex officio* zur Kirche getrieben und die bis jetzt mechanisch das Lied hergebrüllt, hofften nun mit innerem Jubel auf irgend ein Ereignis; aller Augen hefteten sich auf den Stand, hinter dessen Gittern die Pfarrfrau saß, ruhig, würdig, das offene Gesangbuch in der Hand; auf welchen Nadeln, das fühlte nur sie. Der Pfarrer kam nicht.

88 Sie winkte dem Schullehrer mit den Augen, der ging in die Sakristei, um nachzusehen. Da stand der Pfarrer auf dem Tisch mit gefalteten Händen, augenscheinlich in heftiger Bewegung. »Aber um Gottes willen, Herr Pfarrer, wo bleiben Sie? Die Gemeinde wartet!«

Ohne ein Wort zu sagen, stieg der Pfarrer von seinem Tisch herab, dem Schulmeister voran in die Kirche und auf die Kanzel. Seine Predigt, die er mit zitternder Stimme begann, wurde bald so kräftig und salbungsvoll, daß die Gemeinde sein Zögern vergaß, bis sie auf dem Nachhausewege die Köpfe wieder darüber zusammensteckte.

Die Frau Pfarrerin ging wie immer mit gemessenem Anstande nach Hause, sorgte ihrem Mann für frisches Weißzeug, das er jedesmal nach der Predigt brauchte, und erst beim Mittagessen begann sie mit teilnehmender Frage: »Ist dir unwohl geworden?« – »Das nicht, Frau; aber schließ die Tür, so will ich dir sagen, was mir begegnet ist! – Ich stand in der Sakristei und sang der Gemeinde das Lied nach, als ich aus einer Ecke ein klägliches Weinen wie von einem kleinen Kinde hörte. Ich öffnete die Tür nach der Straße, um zu sehen, ob draußen vielleicht ein Kind allein geblieben sei; die Straße aber war leer und ganz still. Sobald ich die Tür geschlossen, hörte ich dasselbe Geschrei wieder aus derselben Ecke; ich sah scharf hin: da stieg aus dieser Ecke eine lange, große Schlange und wand sich langsam auf mich zu; ich stieg auf den Stuhl, sie schlang sich darum; da stieg ich auf den Tisch und begann zu beten; sie zog sich langsam zurück – und so hat mich der Schulmeister gefunden.«

Nun war die Urgroßmutter zwar eine starke Seele, aber durchaus kein »starker Geist« und weit entfernt, die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen zu leugnen; da sie jedoch die seltsamen Stimmungen ihres Mannes kannte, dachte sie, es könne eine seiner Einbildungen sein, und suchte ihn zu beruhigen. Am nächsten Sonntag trat er schon während des ersten Liederverses hastig auf die Kanzel und erklärte nachher seiner Frau, daß er dieselbe Erscheinung wieder gehabt und die Sakristei nimmer betreten könne. Die Urgroßmutter berief am folgenden Tage einen vertrauten Maurer, mit dem sie vor Tagesanbruch in die Sakristei ging; sie ließ in der unheimlichen Ecke das Wandgetäfer abreißen und nachgraben. Da fand sich tief im Grunde ein uralter, halbvermoderter Reiterstiefel, in dem ein Kindergerippe stak. Die Urgroßmutter ließ den Stiefel verbrennen und das Gerippe begraben, ohne ihrem Manne eine Silbe davon zu sagen.

Mit großer Mühe bewog sie ihn doch, am nächsten Sonntag wieder in die Sakristei zu gehen. Diesmal aber kam er ruhig zur rechten Zeit auf die Kanzel und hat von Stunde an nichts mehr bemerkt. Welches Geheimnis aber sich an den schauerlichen Fund knüpfte, hat die Urgroßmutter nie ergründen können.

Fünfzehn Jahre in Freud und Leid hat sie mit diesem Manne verlebt, sein Licht in trüben, seine Stütze in schwachen Stunden, und allmählich hat ihr heller Sinn die dunklen Schatten zerstreut, die sich so oft um seine Seele gelagert. Da starb er und hinterließ sie in tiefem Witwenleid; sie hatte ihn geliebt, nicht nur wie ein rechtschaffenes Weib ihren Herrn und Gemahl liebt, nein, auch wie eine Mutter ihr Kind, um das sie Sorge tragen muß Tag und Nacht.

Ihre Sache war es nun aber nicht, sich mit ihrer Trauer in ein Witwenstübchen zu begraben und dort bei Spindel und Nadel stille und unbewegt ihre Tage zu verleben; noch viel weniger wäre es nach ihrem Sinn gewesen, mit dem ansehnlichen Vermögen, das ihr Gemahl ihr hinterlassen, in einer großen Stadt die reiche Witwe zu spielen und das Leben zu genießen. Arbeit war das Element ihres Lebens.

Nun ist nicht zu fern von dem Orte, wo ihr Mann begraben liegt, ein altes Schlößchen Hohenentringen; es knüpfen sich keine ritterlichen Sagen an das einfache Gemäuer, das ohne vornehme Ansprüche von seiner Höhe niederschaut auf die schönen Kornfelder und Wiesen, die dazu gehören. Das Schlößchen, das kurz nach ihres Mannes Tode verkauft wurde, hat sich die Urgroßmutter zum Sitz erkoren. Das Haus war öde und unwohnlich, die Güter verwahrlost, die Ställe verdumpft – vor dem allen fürchtete sie sich nicht; das war recht das Element für ihren betriebsamen Geist.

90 Es war im Spätherbst, als sie abends mit ihrem zehnjährigen Töchterlein in dem kleinen Dorfe ankam, das am Fuß des Schloßbergs liegt. Sie wollte keine Nacht unter fremdem Dach schlafen; daher traf sie gleich die nötigsten Anstalten im Schlößchen für ihr Nachtlager. Das kleine
91 Mädchen ließ sie so lange im Wirtshaus im Dorf. Als sie spät vor Schlafengehen das Kind heraufholte, sagte ihr dies: »Aber Mutter, die Bauern im Wirtshaus haben recht aufgeschaut, wie ich ihnen erzählt, daß du einen ganzen Sack voll Geld mit hast.« – »Einfältiges Ding«, rief die Mutter ärgerlich, indem sie ihr für die unzeitige Prahlerei ein paar Ohrfeigen verabfolgte, »konntest du nichts Dümmeres sagen? Es ist ja gar kein Geld.« Das Töchterlein schwieg erschrocken und begriff nicht recht, warum sie dieser unerwartete Einschlag getroffen, während sie doch nur ihre Mama hatte in Ansehen bringen wollen.

Der Urgroßmutter war's bedenklich; sie schlief diese erste Nacht mit einer jungen Magd ganz allein im Schlößchen, da sie sich die übrige Dienerschaft aus dem Orte selbst herziehen wollte, und war so ganz

schutzlos. Viel Lärm zum voraus wollte sie nicht machen; als die Magd und das Kind schon im Schlaf lagen, suchte sie im stillen nach einer Waffe; sie fand nichts Taugliches für ihren Zweck als das Küchenbeil, das nahm sie denn an ihr Bett, welches sie im großen Saal des Schloßchens, der nach vorn ging, hatte aufmachen lassen, und legte sich angekleidet schlafen, nachdem sie sich und ihr Kind in Gottes Hut befohlen.

Nach Mitternacht erwachte sie an einem leisen Geräusch, sie setzte sich auf und lauschte. Am Fenster wurde von außen ein Stück aus dem Laden geschnitten; durch die Öffnung kam eine Hand, der es gelang, das schlechtverwahrte Fenster von außen sachte aufzudrücken. Inzwischen hatte sich die Urgroßmutter leise erhoben, ging ans Fenster und führte mit ihrem Beil einen kräftigen Streich auf die besagte Hand; mit einem heftigen Schrei ward diese schnell zurückgezogen; sie hörte einiges Geräusch wie von einer fallenden Leiter, dann ward's still. Nach einer Weile öffnete sie das Fenster, um hinabzusehen, ob kein Verwundeter drunten liege, aber sie hörte und sah nichts mehr. So machte sie denn Licht, setzte sich aufs Bett und las in ihrer Bibel, bis der Morgen anbrach.

Sie sprach kein Wort von dem nächtlichen Abenteuer, schickte aber beizeiten die Magd zu dem Wirt im Dorf, daß er ihr einen Tagelöhner sende zum Abpacken ihres Hausrates. Die Magd brachte einen; der Thomas aber, meldete sie, zu dem sie der Wirt zuerst geschickt, der liege krank im Bett, er habe sich beim Holzhacken gestern abend spät in die Hand gehauen.

Die Urgroßmutter wußte nun, woran sie mit dem Thomas war; sie schwieg über die Sache, der Thomas wahrscheinlich auch; von Stund an blieb sie aber unangefochten auf ihrer kleinen Burg. Da begann sie nun zu schalten und zu walten recht nach ihres Herzens Lust; ihre Äcker waren bald die schönsten, ihr Vieh das stattlichste, ihre Dienstboten die bestgezogenen in der Gegend. Im Sommer hatte sie die Hände voll zu tun, bis sie die Runde machte auf Feld und Wiesen und ein scharfes Auge hielt auf Knechte und Mägde. Im Winter wurde ihr die Zeit auch nicht lang; da holte sie nach, was die damalige überpraktische Zeit an ihrer Erziehung versäumt hatte, machte sich Auszüge aus den besten Schriften, schrieb ihre eigenen Betrachtungen über Zeit und Leben, in sehr ungekünstelter Sprache zwar und mit vielen Schreibfehlern, aber aus der Tiefe eines klaren, frommen Gemüts, das seines Weges sicher war. Über alle Ereignisse ihrer inhaltreichen Zeit führte sie genaue Tagebücher, und es ist ergötzlich

zu sehen, wie in ihren Hauskalendern Weltbegebenheiten und häusliche Ereignisse friedlich Seite an Seite stehen.

D. 1. Okt.

Hat der estreichisch General Laudon die Stadt Schweidniz ihberfallen.
Die Schweizerkuh gekalbet, es wigte 60 Pfund.

28. Nov.

Hat der Herzog den General Rieger auf den Aschberg geschickt. wer
da stehet der sehe zu daß er nicht falle.
Vier Scheffel Denkel an den Müller Schwarzen verkauft. a 6
fl.

Am 5ten Januar

die Kaiserin Elisabeth von Rußland gestorben.
Die große Sau gemezget, hat drei und einen halben Zentner
gewohgen.

93

Ihr Töchterlein bildete sie mit Liebe und Fleiß heran und lehrte sie tüchtig die Hände rühren und den Kopf brauchen.

Der Weg vom Schlößlein in das Dorf und in die Nachbarschaft war zuzeiten oft unzugänglich, und doch gab es für die große Ökonomie gar vieles zu besorgen; daher war die Urgroßmutter zu häufigen Ausflügen genötigt, so wenig sie Zeit und Lust zu Vergnügungsreisen hatte. Da schulte sie sich denn ein zahmes Ackerpferdlein ein, auf dem sie ihre Güter bei schlimmem Wetter besuchte und ihre Geschäftsreisen machte; und sie hat als sehr alte Frau noch mit einigem Vergnügen erzählt, wie sie in ihrem Federhütchen einmal durchs Feld geritten sei und ein Bauer sie gefragt habe: »Wo will denn die schöne Jungfer hin?« – »Und meine Sophie war doch schon zwölf Jahr alt!« fügte sie bei.

So lebte sie auf ihrem Schlößchen in großem Frieden, wenn auch nicht in Ruhe; aber zu lange sollte die Herrlichkeit nicht dauern. Es konnte nicht fehlen, daß die schöne stattliche Frau, deren häusliche Tugenden weitumher bekannt wurden, die Augen gar manchen Witwers und Ledigen auf sich zog; aber sie entschloß sich gar schwer zu einer zweiten Heirat, sei es aus Treue für den ersten Gatten, sei es, daß sie sich gern der goldenen Freiheit in ihrem bewegten Wirkungskreis freute. Endlich aber gelang es doch dem Herrn Pfarrer Weddler, einem ehrbaren Witwer, die schöne

Witwe von ihrem Schloß herab in sein freundliches Dorf Rebenbach zu führen, wie des langen und breiten in einem anmutigen Hochzeitskarmen erzählt ist, das also beginnt:

»Geehrteste Frau Braut! Hier kommt ein Hochzeitsstrauß
Vom Weilenberger Markt, aus wohlbekanntem Haus.
Ganz kürzlich war ich erst nach Weilenberg gekommen,
Da hab' ich alsobald die Neuigkeit vernommen:
Frau Pfarrer Trutzin ist Herrn Pfarrer Weddler's Braut,
Und Dienstag werden sie zu Rebenbach getraut« – usw.

Der Pfarrer Weddler war nun ein Mann ganz anderer Art als der erste Gemahl: groß und stattlich, wie er jetzt noch in der schön gepuderten Lockenperücke aus seinem Bilde herabschaut, ein Mann, der als Hofmeister die Welt gesehen, von frischem, lebenskräftigem Sinn, voll Salbung und Selbstgefühl. Da galt es denn zunächst nicht, zu trösten und aufzuheitern, die Bürde des Mannes zu tragen, um ihn in Würde zu erhalten: es galt, sich aufzurichten in aller Kraft und Lebensfülle des Geistes und Körpers, um als »Gefährtin, die ihm entsprechend sei«, dem Mann zur Seite zu stehen.

Zu Sophie, ihrem Töchterlein, das dereinst so zur Unzeit der Mutter Reichtum gepriesen, von welcher der Stiefvater selbst rühmend erwähnt, »daß er sie wegen bewiesener Liebe und Gehorsams als seine eigene Tochter allezeit geliebt«, führte ihr der Gatte noch eine hübsche Tochter und drei kräftig heranwachsende Söhne aus seiner ersten Ehe zu. Die neue Mutter ward mit Freude und Liebe aufgenommen; der älteste Sohn, schon Alumnus, der Poet des Hauses, verfertigte im allerhochfliegendsten Stile ein Gedicht, in dem er sie willkommen hieß, und ein Triumphzug wie der, in dem man die neue Frau Pfarrerin zu Rebenbach einholte, war daselbst seit Menschengedenken nicht gesehen worden.

In dem Pfarrhause, über dem, solange die erste Gattin, eine edle, aber leidende Seele, gelebt hatte, beständig eine leichte Wolke gehangen, gestaltete sich nun in Fleiß und Frömmigkeit ein frisches, frohes und kräftiges Leben. Zwei Töchterlein entsprossen der neuen Verbindung, das Dörtchen, des Hauses Zier und Krone, und die muntere Wilhelmine. Unter den Geschwistern war neidlose Liebe und Eintracht, ein Segen, der sich noch bis auf die Urenkel erstreckt; jede Freude und Ehre, die das eine erlebte, war ein Jubel für alle. Die Mutter führte die Zügel des Hauses mit kräftiger

Hand und schadete ihren Kindern weder durch die weichliche Schonung der guten Stiefmütter, noch durch die lieblose Härte der schlimmen.

95 Eine Hausfrau wie die Frau Pfarrerin in Rebenbach war weit und breit nicht zu finden; die Pfarrfrauen der Gegend machten förmliche Wallfahrten, um neue Vorteile im Gartenwesen und der Viehzucht von ihr zu erlernen; sogar auf den neuen Wein, so höchst einfach und fast unglaublich mäßig sie selbst war, verstand sie sich von Grund aus, so daß sie fast für alle Bekannten im Herbst die Einkäufe zu besorgen hatte. Man schickte ihr junge Töchter von Verwandten und Freunden aus dem halben Vaterlande, um unter ihrer Zucht und Leitung sich zu guten Hausfrauen auszubilden, oder heimatlose, verwaiste Mädchen, die aus dieser Schule gewiß waren, nachher gute Stellen zu finden.

Auf Zucht und Sitte hat die Frau Urgroßmama streng gehalten und keinen Sinn für die Freiheiten der damaligen Poesie gezeigt. Einmal war ein munteres, leichtfertiges Bäschen aus der Residenz zum Besuch da, nicht um sich bilden zu lassen, sondern, wie sie dachte, um zu bilden und um den landpomeranzigen Basen in ihrem neuen Aufsatz mit Pumpelrosen und ihrer neumodischen Kontusche zu imponieren. Das Bäschen war auch musikalisch und trug ein nagelneues Lied vor, das eben erst in der Residenz in die Mode gekommen war; es fing an:

»Komm, Herr Heinrich, komm herein,
Komm, wir sind alleine usw.«

96 Die Urgroßmutter hörte den ersten Vers an. »Wie, Philippine, zeig mir das Lied her!« Wohlgefällig brachte es das Bäschen, verwundert, daß die alte Tante doch noch Geschmack an so was finde. Die Tante nimmt es ruhig in die Hand: »So, jetzt bring einen irdenen Teller und ein Licht herein!« Das Bäschen guckt sie verblüfft an; man weiß aber kein Beispiel, daß jemand versucht hätte zu widersprechen, wenn die Urahe etwas ernstlich befahl. – »So, und nun legst du sogleich den Wisch da auf den Teller und verbrennst ihn vor meinen Augen! Meinst du, so dummes Zeug dürfe vor die Ohren meiner Mädchen kommen? Schäm du dich dein Lebtag, daß du's gesungen hast!«

Das Bäschen hat ohne Widerspruch das Autodafé vollzogen und später keine Versuche mehr gemacht, das Pfarrhaus zu modernisieren. Überhaupt hatte die Urahe, deren Herz selbst ruhig geblieben oder wenigstens gar bald ruhig geworden war, wenig Nachsicht für junge Herzensträume, und

die Stieftochter, die sonst mit voller kindlicher Ehrfurcht an ihr hing, hat davon mit einiger Bitterkeit ein Beispiel erzählt:

»Unter den durchziehenden Truppen, die im Pfarrhause Quartier genommen, ist einmal ein Herr von Strahlenau gewesen, so gar ein schöner junger Mann, und so fein gebildet, so ernst und so gefühlvoll wie gar kein anderer! Er hat mit niemand im Haus so viel gesprochen wie mit mir, und als er uns eines Abends ankündigte, daß er am andern Morgen abmarschieren müsse mit seinem Regiment, da war mir's wie ein Donnerschlag; ich wußte wohl, daß ich ihn nie mehr sehe in diesem Leben. Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen und bin vor Tag aufgestanden, daß ich den Abschied nicht verfehlen soll. Der Strahlenau war noch nicht auf, aber die Eltern und die Schwestern, und allen tat der Abschied leid, und jedes wußte etwas an ihm zu loben. Ich aber konnte fast gar nichts sagen. Da schaute mich die Mutter sehr scharf an und sagte: ›Christiane, ich glaub', du bist ganz begeistert; geh lieber auf den Acker, die Erdbirnen müssen gefelgt sein.‹ Da nahm ich meinen Spaten und ging; wie mir's aber ums Herz war, das kann ich keinem Menschen sagen. Draußen auf dem Acker hörte ich von weitem die Trompetermusik, mit der sie abzogen; da hab' ich mich auf einen Stein gesetzt und geweint und geweint– ich hätte mein ganzes Herz ausweinen mögen! Den Strahlenau hab' ich nimmer gesehen. Die Mutter selig hat's wohl gut gemeint; aber das kann ich ihr doch in meinem Leben nicht verzeihen, daß sie mich nicht einmal Abschied nehmen ließ.«

97

Und doch war ein Element von Poesie in dem Wesen der Urgroßmutter, was sich zumeist in ihrer Neigung zur Einsamkeit zeigte, der sie freilich selten folgen konnte. Ihr liebes Hohenentringen gab sie nur in Pacht und behielt es sich als Eigentum vor, bis sie es später der ältesten Tochter bei ihrer Verheiratung übergab. Dort freute sie sich hie und da der Ruhe und Stille aus dem vielbewegten Treiben daheim; dort schrieb sie ihre historischen Notizen, ihre Bibelstudien, ihre Auszüge nieder und sammelte ihren Sinn aus all den Stürmen, die die Welt erschütterten, zu tiefem, innigem Versenken in den Quell aller Ruhe, und mit besonders klarem Auge und frischer Seele kehrte sie wieder in ihr unruhiges Haus zurück.

Sie bekam genug einzutragen in ihren Kalender, die gute Urahne, und die Zeit wäre ihr fast über den Kopf gewachsen. Die französische Revolution, Napoleon, Deutschlands Schmach und des Unterdrückers kurze Herrlichkeit warfen ihren roten Fackelschein in ihren Abendhimmel.

Kriegszüge überschwemmten das Land, Franzosen, gleich ungebeten als Freunde wie als Feinde; einmal war schon dem Dörflein, das die hohe Brandschatzungssumme nicht erschwingen konnte, Plünderung gedroht; der Urgroßvater, der dank seiner Hofmeisterlaufbahn der französischen Sprache mächtig war, er rettete es durch einen Brief, worin er den Offizier »*pour la gloire de la nation française*« beschwört, das Dörflein wegen seiner, eines Greisen, und seiner alternden Gattin zu schonen. Das Dorf wurde glimpflich behandelt, und das Pfarrhaus bekam eine Sicherheitswache. Das Konzept dieses Briefs wird als Andenken an die Errettung noch in der Familie bewahrt.

98 Es wurde ihr selbst die Ehre und Freude zuteil, den Helden seiner Zeit, den Erzherzog Karl, auf dem Zuge nach Frankreich unter ihrem Dache zu beherbergen; der Prinz soll herzlich gelacht haben, als sie ihn, um ja gewiß des schuldigen Respekts nicht zu verfehlen, mit »Euer Majestät« anredete.

Eine höfliche Frau ist die Urgroßmutter überhaupt gewesen, voller Rücksichten gegen Anwesende und Abwesende, höchlich besorgt, jedermann seinen gebührenden Rang und Titel zu lassen und niemand Anstoß oder Ärgernis zu geben.

99 So führte sie, unter äußeren Stürmen und innerem Frieden, einunddreißig Jahre lang ihre zweite Ehe; die Töchter alle waren, wie sie rühmt, glücklich und ehrenvoll versorgt, die Söhne in Amt und Würden; das Vermögen hatte sich trotz der Kriegslasten und Teuerungen bedeutend vermehrt, und so konnte ihr Mann, als ihn ein schneller Tod abrief, beruhigt über seine irdischen Angelegenheiten die Augen schließen.

Die Urgroßmutter zog nun zu ihrer ältesten Tochter und lebte hier im Herzen des Landes, der verehrte Mittelpunkt, um den sich Kinder und Enkel sammelten, der Kinder höchste Autorität in allen zeitlichen und geistigen Angelegenheiten.

Ein schwerer Fall in den Keller brachte sie um ihre bis dahin so kräftige Gesundheit. Gebückt und fast unfähig zu gehen, saß die sonst so aufrechte und kräftige Gestalt nun im Lehnstuhl. Aber ihr Geist blieb ungebrochen in seiner Frische und Kraft, und die lautere Frömmigkeit, die den Grund ihres durch und durch klaren und wahren Wesens bildete, gab allem, was sie in ihrer einfachen natürlichen Weise sagte, eine tiefere Bedeutung.

In ihr selbst regte sich immer lebendiger das Heimweh nach *der* Heimat, die da alles neu macht. Wie es oft bei alten Leuten zu gehen pflegt, wandte sie sich jetzt mit besonderer Sehnsucht zu den Lieblingsstellen

ihrer Vergangenheit zurück. Das war vor allem ihr liebes Hohenentringen. Und nun ich ihr Bild gegeben, so gut ich vermocht, wird es keine Entweihung sein, wenn ich ihre eigenen Worte wiederhole, in denen sie in ihrer schlichten Weise ihr Verlangen nach diesem stillen Aufenthalt ausspricht.

»Wie erfreulich wäre es vor mich gewesen, wenn ich mein liebes Entringen noch einmal hätte sehen können. Leider ist es zu spät, ich bin zu kraftlos. Es war mein liebster Aufenthalt in meinem Leben. Es war der Ort, wo ich allein ungestört die Güte und Allmacht Gottes am besten bewundern konnte.

Wie vergnügt war ich in der Ernte, wann ich mit der Sonnen Aufgang bei meinen Schnittern war und sahe den Segen Gottes. Wie vergnügt machte mich der Spruch, in dem es heißt: ›Vor dir wird man sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte!‹ Aber wie traurig war es anzusehen, als die schönen Felder so arg von dem vielen Gewild verwüstet worden sind. Der Fürst, der ein Vater seiner Untertanen sein sollte, nimmt ihnen das Brot von dem Munde hinweg. Wir hätten zu selbiger Zeit nicht so teure Zeit bekommen, wann der Fürst sich als einen Vater gezeigt. Nähmen doch alle Fürsten ein Exempel daran!

100

Balsam war es in meine Wunden, wenn ich an den Sonntagen, wo ich nicht in die Kirche konnte, an meinem Saalfenster das Gesang, das man in der Kirche im Dorf singte, nachsingen konnte.

Wie freute es mich, wenn ich bei hellem Mondschein auf den Feldern und Dörfern so eine Stille sah; da fühlte ich den Wert des Gesanges: ›Nun ruhen alle Wälder.‹ Bei Tag so viel Rennen, Laufen und Schaffen, bei Nacht lauter Stille. In meinem Bett hörte ich den Wächter im Dorf den Tag anschreien mit den Worten: ›Wach auf, o Mensch, vom Sündenschlaf, ermuntere dich, verlornes Schaf!‹ Diese Worte rührten mich sehr.

Tausend, tausend Dank dem heiligen, dreieinigen Gott, der mir in so viel Trübsal beigestanden, aus so vieler Gefahr errettet und mir mehr Gutes getan, als ich aussprechen kann. Dort, in jener Welt, will ich's nachholen. Herr, ich bin viel zu gering aller Barmherzigkeit und Treue, die du an mir getan hast!«

Das waren die letzten Worte ihrer Feder, es blieb das letzte Bekenntnis ihrer Lippen; bis zum Ende floß ihr Herz und ihr Mund über von Dank und Freude.

Man findet manchmal, daß ein großes Familienfest, eine besondere Freudenfeier der Wendepunkt eines Glückes oder das Ziel eines Lebens wird. Es macht dies manche ängstlich und scheu vor solchen Festen, aber

mit Unrecht. Wenn die Sonne untergehen muß, warum soll sie nicht noch einmal zuvor recht hell scheinen, ehe sie scheidet?

101 So ein heller Sonnenschein vor dem Untergang war der achtzigste Geburtstag der Urgroßmutter; Kinder, Enkel und Urenkel kamen mit Liedern und Gaben. Die liebste unter allen war ihr ein schönes Bild von ihrem lieben Entrigen; darauf ließ sie so recht die alten Augen ausruhen, und indem sie dem Kreis der Ihrigen all ihre liebsten Geschichten aus der Vergangenheit erzählte, lebte sie ihr ganzes Leben in seinen Lichtpunkten noch einmal durch.

Das blieb ihre letzte Geburtstagsfeier auf Erden – nicht lange stand es an, so folgte ihr der ganze damals so fröhliche Zug nach ihrer letzten Ruhestatt, und ein seligeres Geburtsfest hat ihrer wohl droben gewartet.

5. Das Schlößchen in Beihingen

Wir mögen es uns gestehen oder nicht, wir alle haben ein aristokratisches Element in uns, wie freisinnig wir auch von jeher gewesen oder durch die neue Zeit geworden sein mögen. Nicht allein eine Art von Rangstolz, der sich auch in den alleruntersten Schichten der Gesellschaft nicht verliert und der durch kein Vor- und kein Nachparlament abgeschafft werden kann; ein Rangstolz, der den Schuster, welcher neue Stiefel macht, mit der souveränsten Verachtung auf den Flickschuster, die Stubenmagd mit gnädigster Herablassung auf eine Stallmagd blicken läßt: nein, eine gewisse Bewunderung und Vorliebe für das Hohe und Vornehme zeigt sich selbst bei Kindern so frühe, daß sie unmöglich nur eingelernt sein kann. So hat mich als Kind das Bewußtsein ganz glücklich und stolz gemacht, daß ich einen Großonkel habe, der in einem Schlößchen wohne und also, was ich mir unzertrennlich davon dachte, eine Art von Ritter oder Baron sei.

102 Später erfuhr ich nun freilich, daß der Großonkel nur ein bürgerlicher Hofrat und Beamter der adligen Herrschaft war, der das Schlößchen, das er bewohnte, zugehörte. Das Schloß selbst, das mir als ein Inbegriff ritterlicher Herrlichkeit erschienen war, stellte sich mir nachher als ein verbrauchtes altes Gebäude dar mit engen, winkligen Zimmern. Diese Enttäuschung hatte jedoch wenig zu bedeuten; denn auf dem alten Schlößchen und seinen Erinnerungen ruht ein Zauber, den keine Zeit zerstören kann. Was bedeutete es, ob der Großonkel ein Ritter oder Graf war, oder bürgerlich! Hatte er doch einen fürstlichen Sinn, wo es galt, Fröhliche zu machen, und kein königliches Schloß wird sich rühmen können, so viel

frohe und glückliche Menschen beherbergt zu haben wie das unscheinbare Schlößchen in Beihingen.

Dieses Schlößchen selbst, obgleich alt und verwahrlost und durchaus in gar keinem Stil gebaut, hat doch seine eigentümlichen Reize. Gleich der plätschernde Brunnen in dem stillen Hofe, in dem immer zahlreiche Fische lustig herumschwammen, hat etwas höchst Anziehendes; das mannigfaltige Gesträuch zu den Seiten des Eingangs, der Durchblick durch den Hof in einen grünen behaglichen Obstgarten, die offene altertümliche Treppe und der Dorfbrunnen im Vordergrund, um den sich immer zahlreiche Ortsbewohner gruppieren, gestalten es zu einem ansprechenden Bild niederländischer Schule. Die Wohnräume, obschon unregelmäßig und durchaus nicht elegant, hatten so trauliche Ecken und verborgene Treppen, daß man immer neue Entdeckungen darin machen konnte.

103

Das Leben und die Seele des Hauses war aber der Großonkel selbst. Er gehörte zu den glücklichen Menschen, denen es vergönnt ist, jung zu bleiben bis ans äußerste Lebensziel, nicht auf die für andre so peinliche Weise, wo man das äußere Schattenbild der Jugend festhalten will noch in grauen Haaren und durch jugendliche Gebärden, Teilnahme an jugendlichen Belustigungen und so weiter zur lächerlichen Karikatur wird. Nein, es war die rechte, unverwelkliche Herzensjugend, die Licht und Wärme ausgoß auf ihre ganze Umgebung. Ich sehe ihn noch, den alten freundlichen Mann, wie er oben in der Erkerstube saß, dem gewöhnlichen Wohnzimmer, zu dem der Weg durch eine ungeheure Küche führte, die nicht im Gebrauch stand und wohl vormals als Prunkküche gedient hatte; wie er für jeden Besucher einen herzlichen Willkomm und einen fröhlichen Scherz hatte. Er war ein feiner Mann, der Großonkel, und hatte noch die zierlichen Formen altfränkischer Höflichkeit, das schönste Erbteil der Rokokozeit. Aber diese Höflichkeit kam vom Herzen, aus einem Gemüte, das keiner Seele wehe tun konnte; darum war es jedermann wohl ums Herz dabei, man fühlte sich in einer heitern Atmosphäre, in die kein unfreundliches Element eindringen konnte.

Willkommen war im Schlößchen jedermann und zu jeder Zeit. Es war das Paradies der Kinder, die in dem alten Hause, in den obstreichen Gärten einen unverkümmerten Tummelplatz fanden und für welche Tante Beate jederzeit Süßigkeiten in Bereitschaft hatte. Wo hätte der Osterhase reichlicher gelegt, das Christkind schöner beschert als in Beihingen? In jeder der zahlreichen Familien, die im Schlößchen ihren Mit-

telpunkt hatten, bewahrt man noch etwas von den Herrlichkeiten, mit denen die Kinderwelt in Beihingen erfreut worden war, als Reliquien.

Es war das erste Reiseziel jedes neuen Brautpaares in der Familie, da man stolz war, dem neu aufgenommenen Gliede die Freuden einer Familienheimat zu zeigen, wie wohl wenige Geschlechter sich einer rühmen konnten. Es war die Heimat der Jugend, wo die Studenten der Familie sicher waren fröhliche Ferien zu erleben; wo die jungen Mädchen sich erholen durften von Waschen, Gartenarbeiten und all den Geschäften, die man dazumal noch von einer erwachsenen Tochter verlangte; es war der angenehmste Ausflug für alte und junge Frauen, für die alten Herren und die geplagten Geschäftsmänner, die dem Onkel verwandt oder befreundet waren und die um den runden Tisch bei dem vortrefflichen Wein und guten Kaffee alle Lebenslasten vergaßen im Gespräch mit dem immer heitern Manne, dessen ganze Vergangenheit nur ein unerschöpflicher Schacht ergötzlicher Bilder schien.

In den Zeiten seiner allerbesten Laune stieg er immer zurück in die Erinnerung an die unschuldigen Schelmenstreiche seiner Kindheit. Er ermüdete andre nie mit diesen Reminiszenzen, wie es wohl sonst bei alten Leuten der Fall ist, denen man nur aus Gefälligkeit zuhört; er wuchs so hinein in jene Zeit, daß man selbst mit ihm zum Kinde wurde.

Die Mutter wollte ihn einmal nicht auf die Straße gehen lassen, bis er das Schwesterchen in Schlaf gewiegt. »Ja, wann schläft es denn?« – »Wann es die Augen zu hat.« Als nun dieses ersehnte Resultat nicht alsbald erzielt wurde, klebte er dem Schwesterlein mit Gummi die Äuglein zu und sprang mit dem besten Gewissen hinunter: »Jetzt schläft's.« – Ein andermal hieß ihn die Mutter daheim bleiben, um auf den Schneider, der im Hause damit beschäftigt war, die aufblühende Generation herauszuflicken, acht zu haben, damit er nicht Seide stehle. Aber der Jubel der Kameraden drang gar zu verführerisch herauf; da nahte er endlich dem Schneider mit der höflichen Bitte: »Nicht wahr, Herr Schneider, Er ist so gütig und stiehlt meiner Mama keine Seide? Ich möchte so gern in den Hof.« – Als das ebengenannte Schwesterlein gestorben war, hatte er sich unters Haus gesetzt und seinen Kameraden gegen ein Honorar von sechs Schussern die Erlaubnis erteilt, das Schwesterlein auf den Kirchhof tragen zu helfen; seinem besten Freunde aber gab er die Erlaubnis gratis, und dieser verhieß ihm gutmütig: »Sei zufrieden, Gottfried, mein Luisle hustet schon lang'; wann die stirbt, darfst du sie auch umsonst tragen.« – Einmal war in seinem elterlichen Hause ein hochangesehener Herr Vetter auf Besuch, den man zu beerben

hoffte und mit aller nur denkbaren Ehrerbietung behandelte. Die Kinder betrachteten natürlich den gefeierten Gast höchst aufmerksam. Als die Familie sich setzte nach dem Tischgebet, das von allen stehend verrichtet wurde, fing der kleine Gottfried an: »Mama, warum hat denn der Herr Vetter so krumme Füß?« In tödlichster Verlegenheit nahm ihn die Mutter beiseite, um ihm auf höchst fühlbare Weise begreiflich zu machen, wie unmanierlich er sich gegen den Herrn Vetter benommen. Mit den besten Vorsätzen kehrte er zurück und erwog während der Mahlzeit, wie er dem Herrn Vetter glänzende Genugtuung geben könne; als nach Tisch wieder alle zum Dankgebet aufgestanden waren, erhob er seine Stimme und sagte: »Mama, warum hat denn der Herr Vetter so gerade Füß?«

In seiner Eltern Haus lebte die uralte, kindische Großmutter, der, wenn die Eltern ausgegangen waren, eines der Kinder Gesellschaft leisten mußte. Als das Los ihn traf, fiel ihm ein, wie oft sich die Großmutter nach einem Besuch ihrer Juliane, einer weit entfernt wohnenden Jugendfreundin, gesehnt hatte. Um sich nun die Langeweile zu kürzen, die ihm das Hüten der Großmutter machte, putzte er sich mit einigen Kleidungsstücken von ihr und der Mutter heraus und stellte sich der halb blinden Frau als die Juliane vor. Die Großmutter war überglücklich und bewirtete den Schalk mit dem Besten, was ihr Vorratskämmerchen aufzuweisen hatte. Als ihre Tochter nach Hause kam, konnte die Alte nicht genug erzählen von der großen Freude, die ihr geworden. Nur die rührende Glückseligkeit, die der Spaß der alten Frau gemacht, rettete den leichtfertigen Burschen vor der väterlichen Züchtigung.

106

Der Onkel war ein Sommerkind gewesen sein Leben lang, und es war kein Wunder, daß ihn eine so sonnige Atmosphäre umgab; er hatte verstanden, das Glück beim Schopf zu fassen und seine Gaben ohne Überschätzung ins rechte Licht zu setzen.

Als der Sohn einer kinderreichen Familie sah er voraus, seinen Weg durchs Leben selbst suchen zu müssen, und widmete sich mit allem Eifer, der einen heiteren Lebensgenuß nicht ausschloß, dem Studium der Rechte. Er hatte absolviert und dachte mit Seufzen an den Eintritt in die nüchterne praktische Tätigkeit, während ihn seines Herzens Sehnsucht in die Ferne, in fremde Länder, in neue Umgebungen, unter Völker andrer Zunge trieb. Reisen war damals kein Spaß wie heutzutage, wo jeder hoffnungsvolle und hoffnungslose Sohn in jeder Vakanz das Wanderlied anstimmt:

»Nach Italien, nach Italien
Möcht' ich, Alter, jetzt einmalichen!« –

und der Onkel hatte schon gänzlich verzichtet, als er zufällig hörte, man suche für einen jungen Baron einen Hofmeister gesetzten Alters, von gewandtem Benehmen, mit Kenntniss der neuern Sprachen, als Begleiter auf die ersten Universitäten und in die ersten Städte Europas.

»Frisch gewagt ist halb gewonnen«, dachte der Onkel, der nicht eine der gewünschten Eigenschaften besaß, und stellte sich, mit dem Empfehlungsschreiben eines Verwandten und seinen Universitätszeugnissen bewaffnet, der Mutter des Barons, einer geistvollen welterfahrenen Dame dar.

107 Noch hatte er sich in keinen andern Kreisen als in den zwanglosen Umgebungen des Vaterhauses und der Studentenwelt bewegt und mußte sich zum erstenmal in eine Galakleidung mit Staatsdegen zwingen. Beim Eintritt bei der Baronin kam ihm besagter Degen zwischen die Beine, und er purzelte geradezu ins Zimmer. Ohne über diese erste Probe seiner Gewandtheit außer Fassung zu kommen, richtete er sich rasch auf, verbeugte sich mit mehr Glück und bat: »Vergeben Sie meinem Degen, gnädige Frau, der meiner Verehrung für Sie so wirksam nachgeholfen und mich Ihnen so geräuschvoll zu Füßen gelegt hat!« Die Dame mußte lachen und fragte in guter Laune nach seinem Anliegen. Etwas erstaunt fragte sie, als sie dies aus dem Empfehlungsbrief ersehen: »Sie selbst denken sich um die Hofmeisterstelle bei meinem Sohn zu bewerben?« – »Ich habe den Mut, gnädige Frau.« – »Sie wissen, daß ich einen Mann von gereiften Jahren suche; darf ich um Ihr Alter fragen?« – »Zweiundzwanzig, gnädige Frau; ich wage nicht, Sie auf die altbekannte Tatsache aufmerksam zu machen, daß die Jugend der einzige Fehler ist, der sich mit jedem Tage von selbst verbessert, und ich schmeichle mir, daß mir größere Gleichheit der Jahre auch größeren Einfluß auf Ihren Herrn Sohn sichern würde.«

108 »Mein Sohn soll die bedeutendsten Städte Europas besuchen, sich in den ersten Zirkeln bewegen: Gewandtheit auf Reisen, Kenntniss der feinen Umgangsformen sind die ersten Bedingungen für seinen Begleiter; darf ich fragen, wo Sie Gelegenheit gehabt, sich diese zu erwerben?« – »Nirgends, gnädige Frau; aber es würde vom höchsten Vorteil für unser Verhältnis sein, wenn es auch noch Branchen gibt, in denen ich von meinem Zögling lernen kann.«

»Französisch verstehen und sprechen Sie natürlich, aber auch Englisch und Italienisch?«

»Keins von allen, gnädige Frau; aber ich gedenke, alle drei Sprachen in kürzester Zeit inne zu haben, und würde mich freuen, Ihnen einen neuen Beweis für die Wahrheit des Sprichworts zu liefern: Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch den Verstand.« – »Sagen Sie selbst«, sprach die Dame halb ärgerlich, halb lachend, »finden Sie nicht sonderbar, daß Sie sich um die Stelle bewerben, ohne eine einzige der geforderten Eigenschaften dazu?« – »Allerdings, gnädige Frau«, versetzte der Student mit angenommenem Ernst; »soweit ich aber als Unbefangener in der Sache sprechen kann, würde ich Ihnen gerade der Sonderbarkeit wegen raten, den Versuch zu machen; die wichtigste Eigenschaft von allen haben Sie unter Ihren Bedingungen doch vergessen, den guten Willen, und den bringe ich in reichstem Maße mit.«

Die Baronin wagte es und fand nie Grund, das Wagstück zu bereuen: Sprachkenntnis und Umgangsgewandtheit erwarb sich der Onkel wirklich in kürzester Zeit und bewährte sich nicht nur als liebenswürdiger, sondern auch als treuer und einsichtsvoller Freund und Begleiter des jungen Barons, der sich nie mehr von ihm trennen wollte.

Als die große Tour vollendet war, wurde der Baron Gesandter, sein Freund Gesandtschaftssekretär; als er sich ins Privatleben zurückzog, übertrug er ihm die oberste Verwaltung seiner Güter, immer aber mußte er sich so viele Zeit frei behalten, um einen Teil des Jahres ganz bei ihm zubringen zu können.

Aus allem Glanz der Höfe, aus allem Geräusch und Gewühl der Weltstädte, aus der geistigen Aristokratie der Universitäten hatte sich der Onkel einen reichen Fonds schwäbischer Gemütlichkeit, einen tiefen Sinn für Familienfreude gerettet, der das eigentliche Element seines Wesens war. Er entzog sich nicht der dringenden Aufforderung, die ihm ungesucht zukam, seiner Heimat als Vertreter ihrer Rechte in der Kammer zu dienen: sein feiner Verstand, seine reiche Erfahrung und sein warmes Herz ließen ihn auch hier überall am rechten Platze sein. Aber als ihn seine geschwächte Gesundheit nötigte, jeder öffentlichen Stellung zu entsagen, da bezog er das Schößchen so gern, gehörte den Seinen so ganz, daß sein Andenken als die erfreuende und belebende Sonne der Familie am lebendigsten geblieben ist.

Der Glanzpunkt seiner Jugenderinnerungen blieb vor allem seine Reise nach England. »So habe ich es in England gesehen« war das große Zau-

berwort, mit dem jeder Gebrauch geheiligt wurde. An den Tagen der frohesten Familienfeste, für die allerwertesten Gäste wurde auf die Tafel ein Roastbeef befohlen. Wenn dieser höchste Triumph der Bewirtung kam, so durfte man gewiß sein, daß des Onkels Laune die allerglücklichste war; beim Roastbeef hat er gewiß nie eine Bitte abgeschlagen.

Seinen königlichen Spaß hatte der Onkel mit dem Herrn Wenz, seinem Amtsgehilfen, einem braven und gescheiten jungen Mann, der ganz zur Familie gehörte und nur durch seine Eitelkeit und sein empfindsames Herz manche Gelegenheit zu gutmütigen Scherzen gab. Noch mehr Stoff zu dergleichen bot aber Herr Reutter, der Leibchirurg. Der Herr Hofrat war die höchste Autorität, das eigentliche Zentrum des Herrn Reutter; die Stunde, in der er ihm den Bart rasierte, war das Ziel, auf das sich alle Gedanken und Bestrebungen seines übrigen Lebens bezogen. Er verwendete seine Existenz auf das Einsammeln von Neuigkeiten, aus denen er die merkwürdigsten zur Mitteilung für den Herrn Hofrat aussichtete, die der Onkel mit dem anscheinend größten Interesse anhörte. Als Napoleon unser Ländchen besuchte, reiste Herr Reutter schnurstracks nach der nicht allzu entfernten Hauptstadt, nicht sowohl um seine eigene Neugierde zu befriedigen, als um dem Herrn Hofrat am folgenden Morgen, während er den Seifenschäum schlug und der anwesende Herr Wenz einen Geschäftsbericht endigte, nur so *en passant* sagen zu können: »Ei, Herr Hofrat, gestern habe ich auch den Napoleon gesehen.« – »Ei so? Herr Reutter, das ist mir höchst interessant; was ist es denn für ein Mann?« – »Was soll ich sagen? Es ist ein kleines Mannche, ein geringes Mannche, ein unansehnliches Mannche, ein Mannche wie der Herr Wenz.«

Der indignierte Herr Wenz lernte von Stunde an mit Lebensgefahr sich selbst rasieren, um den unverschämten Chirurgen entbehren zu können; der Onkel aber war höchlich ergötzt und nahm es dem Herrn Reutter nicht übel, als er einige Tage darauf, gekränkt über einen eintägigen Aufschub des Rasierens, bemerkte: »Der Herr Hofrat haben einen Bart wie der Schultheiß von Wetterspach.« – »So? Was hat denn der für einen Bart?« – »Einen Bart wie lauter Schweinsborsten, Herr Hofrat.«

Es schien eine beständige Feiertagssonne über dem Schlößchen zu leuchten. Selbst die Geschäfte, deren es viele gab bei der ausgedehnten Ökonomie und den stets zahlreichen Besuchen, wurden gemeinschaftlich in so heiterer, geräuschloser Weise abgemacht, daß auch sie das Ansehen einer neuen Ergötzlichkeit gewannen. – Das Wort »sparen« war nicht in das Wörterbuch des Onkels aufgenommen, obwohl er für sich zwar ein

behagliches, aber kein üppiges Leben führte und keine kostbaren Liebhabereien hatte, außer der kostbarsten und edelsten von allen, deren sich schon der gute Vikar von Wakefield rühmte: der Liebhaberei, glückliche Gesichter und frohe Herzen um sich zu haben. Überall war eine behagliche Fülle, ein reichliches, fröhliches Geben, es wurde jedermann wohl im Hause. Die Kutscher fuhren noch einmal so gern, wenn es nach dem Schlößchen in Beihingen ging, wo sie einer warmen Stube, eines guten Trunks und eines Stücks Braten gewiß waren; man sagt sogar, die Pferde seien schneller gelaufen und die Hunde haben mit dem Schwanz gewedelt in der Nähe des Schlößchens, im Vorgeschmack der guten Verpflegung, die sie dort erwartete.

111

Als Schillers Dramen in der höchsten Blüte standen, ließ sich der Onkel einmal von seinem Johann in die Residenz kutschieren, um der Aufführung von »Kabale und Liebe« anzuwohnen. Unterwegs dauerte ihn der arme Bursch, der immer nur andre zum Vergnügen führen und selbst kein Pläsier haben sollte. »Besorg die Pferde gut, Johann! Dann kannst du heut abend mit mir ins Theater gehen.« – Der Johann konnt' es fast nicht glauben, war aber übergücklich, als ihn der Herr Hofrat in der Tat mit sich nahm und sogar an seine Seite in der Fremdenloge setzte. In hohem Erstaunen gaffte er mit offenem Munde den weiten Raum des Hauses, die prächtigen Kronleuchter, die fürstliche Loge an, deren Front durch die stattliche Gestalt des Regenten ausgefüllt wurde, vor allem aber den Vorhang, auf dem der Olymp in schreiender Farbenpracht prangte. »So, Herr Hofrat, iez hemmers gnuag gseha«, meinte er nach einer Viertelstunde. – »Wart nur, Johann, es kommt noch besser!« Das Orchester begann, und Johann war aufs neue entzückt, daß man auch noch aufspiele; als aber gar der Vorhang aufging und das Spiel begann, da stieg seine Verwunderung aufs höchste: »Ja, wer sind denn die Leut, Herr Hofrat?« Der Onkel zeigte ihm den Theaterzettel und erklärte ihm die Personen. »'s ist scho recht, aber do stoht jo net, 's wehl der Kabale ischt?« Er schien aber doch das Stück zu begreifen, denn er folgte dem Gange der Dinge mit dem äußersten Interesse, und der Onkel hatte Mühe, seine lebhaften Äußerungen zurückzuhalten. Als aber gegen das Ende des Stücks der Hofmarschall in der Szene mit Ferdinand in seiner ganzen Erbärmlichkeit dastand, da wurde er zuletzt so aufgebracht, daß er Ferdinand mit schallender Stimme zurief: »Bach em ois, bach em ois!«¹ Das ganze Haus brach

1 »Versetze ihm eines!«

in ein jubelndes Gelächter aus, die gestörten Schauspieler selbst konnten sich des Lachens nicht enthalten; die Polizei wollte einschreiten und den Ruhestörer verhaften, der regierende Herr aber, der sich vor Lachen den stattlichen Bauch halten mußte, befahl, ihn ruhig zu lassen, und hoffte auf weiteren Spaß. Der Johann jedoch war verdutzt über seinen unerwarteten Erfolg und verhielt sich still bis zum Schluß. Erst bei der Heimfahrt bemerkte er gegen den Onkel: »'s ist erst wohr, er hätt' em ois bacha solla.«

Einmal, als der Onkel besonders vergnüglich sich in Kindheitserinnerungen erging, fiel ihm auch des Nachbars Baste wieder ein, sein getreuer Freund, der ihm Hirschkäfer und Eichhörnchen gefangen und ihn so oft auf seinem Bock hatte reiten lassen. »Muß doch hören, was aus dem Baste geworden ist!« Mit einiger Mühe erfuhr er endlich, daß der Baste in der Nähe seines Heimatortes als Drahtbinder und Korbflechter kümmerlich sein Dasein friste. Gut denn, der Baste wurde mit seinem Handwerksgerät zum Besuch aufs Schlößchen beschieden; man räumte ihm ein Schlafplätzchen ein, und Tante Beate mußte alle Töpfe und Kacheln herbeisuchen, die irgendwie des Einbandes bedürftig waren. Da saß der alte Baste unter dem großen Holunderstrauch, der den Eingang ins Schloß beschattet, band Geschirre ein, flickte und reparierte Körbe nach Herzenslust und lachte hell auf vor Freude, daß man's drei Häuser weit hörte, wenn sich der Herr Hofrat je und je zu ihm setzte und ihn an ihre alten Bubenstückchen erinnerte. Daneben wurde er unter der Direktion der Tante mit Speise und Trank reichlich gepflegt. Es war verwunderlich anzusehen, wie das eingerostete Gesicht des Alten wieder gelind und beweglich wurde; er sah um zehn Jahre jünger aus, als er nach vier Wochen wieder heimkehrte, getröstet und beglückt durch eine Einladung aufs nächste Jahr. Wieder daheim, meldete er sich alsbald bei Maier, dem Stundenhalter (dem Leiter religiöser Privatversammlungen), und bat um Aufnahme in die Gemeinschaft, wie er denn auch von da an fleißig zur Kirche ging. »Aber Baste«, fragte ihn der Maier erstaunt, »wie ist das so schnell gekommen? Es hat mich seither oft betrübt, daß Ihr so in den Tag hinein lebt und Euch nichts um Euer Seelenheil bekümmert.« – »Ihr habt recht, Maier, es war eine Sünde; seht, ich bin ein armer Mann, ein Wois (Waise)« – er war bald sechzig! – »habe so in der Trübsal ane g'lebt und nicht an Himmel und Hölle gedacht; ich hab' g'meint, unser Herrgott hätt' mich halt auch vergessen und 's könn' mir nicht viel böser gehn in der Höll' als auf der Welt. Seit ich aber beim Herr Hofrat g'wese bin, muß ich immer denken: Wenn's im Himmel nur halb so brav ist wie im

Schlößle, so möchtest doch gern 'nein. Gucket, Maier, deswegen will ich in d' Stund.« –

Auch die Geschichte seiner Heirat trägt dasselbe heitere Gepräge, das sein ganzes Leben auszeichnet. Als fröhlicher Student ging er vor langen Jahren mit seinen Genossen über den Marktplatz der alten Reichsstadt Heilbronn, als eben ein stattlicher Taufzug vorüber kam. In jugendlichem Übermut trat er hinzu und lüftete das grünseidne Tuch, darunter ein zierliches Kindlein schlummerte. »Was ist's?« fragte er dessen Trägerin. – »Ein Mägdlein.« – »Ei, das gäbe gerade eine Frau für mich!« rief er lustig und zog lachend mit seinen Kameraden weiter. Und es fügte sich, daß nach achtzehn Jahren dasselbe Mägdlein, nun eine schöne Jungfrau und reiche Erbin, ihre Hand gern und freudig in die des vierzigjährigen Mannes legte, zu einer Zeit, wo solche Altersverschiedenheit bei Eheleuten noch viel seltener war als jetzt. Sie hat auch niemals den Entschluß bereut. Unter den vielen, die des Onkels Güte froh und glücklich machte, war seine geliebte Gattin gewiß nicht die am wenigsten Glückliche. Tage tiefen Leides zogen über das Schlößchen hin, als der Onkel die geliebte Hausfrau in blühender Jugend zu Grabe geleiten mußte. Aber wie er sie mit Liebe und Treue durch schwere, lange Krankheit bis zum Tode verpflegte, so hat er auch ihr Andenken in Liebe und Treue bewahrt. Keine andre Gattin hat er gewählt, obwohl gewiß dem reichen, überall geliebten und geachteten Manne die Wahl unter den Töchtern des Landes offengestanden hätte. Aber in seiner unzerstörbar heiteren Seele hat auch das Andenken an Leid und Tod eine milde, versöhnende Gestalt angenommen, und wenn er der geschiedenen Gattin dachte, so dachte er nicht an ihr Leiden, nicht an ihr frühes Sterben, sondern an ihre Liebe, an die glücklichen Stunden, die er mit ihr verlebte, an das selige Wiedersehen, das seiner wartete. So warf der Tod der Gattin keinen Schatten, wohl aber ein Licht aus einer höheren Welt auf sein Erdenleben.

Nach dem Tode seiner Gattin nahm die unverheiratete Tante Beate, seine echte Schwester an Herzengüte und Freundlichkeit, sich des Haushaltes an, dessen Lasten später die Nichte Julie mit ihr teilte. Tante Beate war eine stille Seele; sie hatte ihr eigenes Eckchen im Wohnzimmer, wo sie mit unveränderlicher Ruhe saß, mit stiller Herzlichkeit die Gäste willkommen hieß und ihre Anordnungen für den Haushalt traf, die von der Nichte rasch und eifrig vollzogen wurden. Julie war eine Art verborgener Genius im Hause, überall und nirgends; sie hatte ein fabelhaftes Gedächtnis für jedermanns Leibgericht und jedermanns Geburtstag, sie

war überall am Platz und kam immer zur rechten Zeit; sie arbeitete wie eine Magd und wurde vom Gesinde geehrt wie eine Königin. Ohne Base Julie wäre das Schlößchen in Beihingen in dieser Vollkommenheit gar nicht möglich gewesen.

Dem Oheim hatte seine Gattin einen einzigen Sohn geschenkt, seines Herzens Stolz und Freude, der unter der mütterlichen Pflege der guten Tante, in der freundlichen Gesellschaft der Base Julie zu äußerst stattlichem Gedeihen heranwuchs. Mit welcher Freude sah er seinen Karl als flotten Studenten die Universität beziehen, wie herzlich waren dessen Studiengenossen zur Ferienzeit im Schlößchen aufgenommen! Der Onkel hätte für die ganze Universität Raum zu schaffen gewußt. Nur eine Klage hatte der Vater über ihn, eine Klage, wie sie noch wenige Väter zu führen hatten: »Der Bursch braucht mir zu wenig Geld. Julie, schreib ihm nur wieder, er soll sich nichts abgehen und sich überall recht honorig finden lassen!«

116 Zur Freude der Familie war dem guten Onkel ein hohes Alter bestimmt, und er starb, ohne die Leiden, die Gebrechen, die geistige Abnahme späterer Jahre zu erfahren. Hell und ungebrochen blieb sein Geist bis zum Ende. Ich will sein heiteres Lebensbild nicht trüben mit der Schilderung des Leides, das sein Tod gebracht. Heute wird nur in Frieden und Freude seiner gedacht; wo frohe Herzen sich zusammenfinden, um die Bande des Blutes noch zu ehren, da ersteht sein Bild in seiner ganzen lichten Freundlichkeit.

Noch steht das alte Schlößchen, noch plätschert der Brunnen im Hofe; aber keine Fische schwimmen mehr darin, zur fröhlichen Mahlzeit bestimmt, keine leichten jungen Tritte fliegen mehr die alte Treppe herauf; kein freundlicher Willkomm ertönt mehr aus der Erkerstube, die mit den andern Gemächern leer steht und nur selten zur Aufnahme der entfernt wohnenden Herrschaft geöffnet wird. So ist wohl heute manches Haus entleert, auch wo die Bewohner geblieben sind. Der Kampf um die Existenz, die Ansprüche des öffentlichen Lebens haben jene Blüten der Familienfreude wie ein rauher Märzwind verweht.

6. Das Dörtchen von Rebenbach

Zwei Kinder

Es war der 10. Oktober des Jahres 1780 ein gar schöner sonniger Herbsttag, so ein Tag, an dem alte Herzen wieder jung werden und junge überfließen

möchten von Lebenslust. Die Sonne schien so voll und warm, als wollte sie noch einen recht herzlichen Abschied nehmen von der Erde, ehe sie sich in ihre Winterschleier hülle.

In dem anmutig gelegenen Dorfe Rebenbach war gerade die Weinlese in vollem Gange, ein fröhliches Leben und Treiben auf all den Höhen ringsumher. Am lustigsten ging's aber zu in dem Weinberge des Pfarrers; da wurde nicht gespart an Lohn und Kost der »Leser« (wie man in Schwaben die traubenschneidenden Winzer nennt), darum waren sie auch so guter Dinge bei ihrer Arbeit und ließen noch vor dem Feierabend aus der alten Pistole des Husarenmartins, eines Veteranen, hie und da einen tüchtigen Schuß los, der knallend von all den Bergen und Hügeln umher widerhallte und von da und dorthier erwidert wurde.

Die Mägde des Hauses samt einigen Weibern und Mädchen des Dorfes, die sich's zur Ehre rechneten, heute zu helfen, schnitten flink die Trauben in die Kübel, wobei der Martin die Aufsicht führte, ob auch die Stöcke pünktlich abgelesen und die abgefallenen Beeren gesammelt würden. Die vollen Kübel wurden in einen hohen Butten geleert, den ein junger Bursche den Berg hinabtrug. Unten wurden die Trauben in eine Kufe mit durchlöcherter Boden (Renner genannt) geschüttet, in der Jakoble, ein rotbackiger Bauernbube, lustig darauf herumtanzte, so daß ihr Saft in die darunter stehende weite Bütte floß als trübe Brühe, der man's nicht ansah, daß sie nachher den köstlichen süßen Most, den edlen klaren Wein gebe.

Oben in dem Weinberge, wo man das ganze weite Tal übersieht, stand eine große Laube mit langem Tisch; dort war Dörtchen, des Pfarrers Töchterlein, emsig beschäftigt, den Tisch zur Bewirtung der Herbstgäste zu rüsten, die heute aus der Stadt erwartet wurden. Die schönsten Trauben hatte sie zierlich zwischen Rebenlaub in die Körbe geordnet, den weißen Herbstkäse, mit Kümmel bestreut, in Porzellangeschirren aufgestellt, den roten Wein in helle Flaschen gefüllt; ja, die Mutter hatte ihr sogar anvertraut, den Schinken aufzuschneiden und auf den Teller zu legen.

Das Dörtchen war erst dreizehn Jahre alt und kleiner als die meisten Mädchen ihres Alters; aber sie drehte sich dreimal um bis andre nur einmal und sah aus ihren hellen, blauen Augen so freundlich in die Welt hinaus, daß jedermann eine Freude an ihr hatte. Sie war stets fröhlichen Herzens, heute aber, wo sie so viel vergnügte Leute sah, war's ihr einmal ganz besonders wohl auf der Welt. Obgleich sie just keine sonderliche Singstimme hatte, sang sie doch aus lauterer Herzensfreude mit hellem Tone: »Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen!« was damals

ein nagelneues Lied war. Da erblickte sie ein junges Mädchen ihres Alters, die höchst mühsam die schmalen Weinbergstämme hinaufstieg, und mit dem Jubelruf »Liesle, Liesle!« hätte sie fast das Glas fallen lassen, das sie eben hell reiben wollte; aber sie besann sich schnell, stellte es rasch auf den Tisch und sprang dann mit fröhlichen Sätzen, leicht wie ein junges Reh, der Ankommenden entgegen. Das Liesle (die sich aber nicht gern so nennen ließ, wie wir bald hören werden) vermochte mit ihrem langen himmelblauen Kleide kaum durch die enge Furche zu kommen, und Dörtchen, der ihr etwas verwachsenes kurzes Barchentkleidchen nicht hinderlich am Steigen war, konnte fast nicht erwarten, bis sie sie endlich mit heiler Haut heraufgebracht hatte.

»Nun aber sag mir, Liesle«, fing sie an, »was fällt dir ein, in deinem hellblauen Levantinkleid hierher in den Herbst zu kommen? Unsern Bauern hättest du in einem Merinokleide ebenso wohl gefallen. Aber gelt, da kommst du dir wie so ein Fräulein vor in den Romanen, die du so gern liest?« Elischen, die gerade so alt wie Dörtchen, aber viel größer und ein hübsches schlankes Mädchen war, nahm den Empfang etwas übel; denn sie kam sich besonders schön vor in dem himmelblauen Kleide und hatte nur schwer von der Mutter Erlaubnis erhalten, es anzuziehen. Da aber Dörtchen doch recht hatte, so fing sie von was anderm an: »Aber, liebes Dörtchen, könntest du mich denn nicht Elise nennen, da du weißt, daß ich's viel lieber habe? Lieschen klingt doch so gar gewöhnlich; ich werde dich ja gern Dorette oder Doris heißen, wenn du willst.«

»Bedanke mich dafür«, meinte Dörtchen; »wenn's der Mutter nicht zu lang wäre, ließ' ich mich am liebsten Dorothea heißen, wie ich getauft bin, seit ich vom Vater weiß, was für eine schöne Bedeutung der Name hat. Dir tue ich aber gern den Gefallen, dich Elise zu heißen, wenn ich's nicht hundertmal wieder vergesse. Nun aber komm und isß Trauben! Die andern Sachen wollen wir stehen lassen, bis die Eltern mit den Gästen kommen.«

Elise (wir wollen ihr auch den Gefallen tun, sie so zu nennen) war den andern Gästen vorangegangen, die der Pfarrer auf einem weiteren Wege herführte, um ihr liebes Dörtchen früher zu sehen; denn die zwei Mädchen hatten sich, trotz ihrer großen Verschiedenheit, herzlich lieb. Elise war die Tochter der wohlhabenden Witwe eines niederen Hofbeamten, die in der nahen Hauptstadt wohnte, einer Jugendfreundin der Pfarrerin, daher kannten sich die Mädchen von frühester Kindheit her. Sie war ein lebhaftes, reichbegabtes Mädchen, aber launig und flüchtig in allem, was sie tat,

und von der zu nachsichtigen Mutter verwöhnt. Ihr Hauptfehler war der, immer etwas Besonderes sein zu wollen; daher trieb sie meist, was sie nicht sollte; las Romane statt der Schulbücher, wollte Rosen und Vergißmeinnicht stecken, ehe sie recht Strümpfe stricken konnte; wünschte sich, jung zu sterben, statt daß sie mit Gottes Hilfe gesucht hätte, recht leben zu lernen, und machte der Mutter und dem Lehrer mehr Verdruß als Freude, obgleich sie immer und überall für äußerst gescheit und talentvoll galt. Da war das Dörtchen ganz anders: was sie gerade tun sollte, das tat sie recht und ganz, sei es nun Hühnerfüttern oder Lesen, Arbeiten oder Spielen; sie war mit ganzer Seele dabei, darum geschah auch alles recht, was sie ergriff, und sie war stets fröhlich und wohlgenut.

120

Da die Bewirtung für die Gäste bereit war und Elise noch müde von ihrer außerordentlichen Anstrengung, setzten sich die Mädchen einstweilen mit einem Traubenkörbchen auf die Schwelle der Laube und schauten vergnüglich hinunter in das reiche, gesegnete Tal; an die Höhen, die ringsum belebt waren von frohgeschäftigen Leuten; dahinter der buntgefärbte Wald und darüber der schöne blaue Himmel. Es war so schön hier, daß ihnen recht das Herz aufging.

»Hör, Dörtchen«, begann Elise, »möchtest du nicht, daß es noch Feen gäbe? Daß dort hinter dem vorstehenden Fels jetzt plötzlich so eine Frau in glänzenden Gewändern hervorträte und uns drei Wünsche erfüllen wollte?«

»Ja«, sagte Dörtchen, »als ich die Geschichten zuerst las, ist mir's auch immer durch den Kopf gegangen, und ich dachte, das wäre prächtig; aber nachher ist mir eingfallen, daß der liebe Gott doch mehr kann als alle Feen und daß er uns noch viel lieber hat, darum wird der uns schon geben, was wir brauchen.«

»Wüßtest du denn jetzt gar keine Wünsche, Dörtchen?«

»Ich? Wart einmal, ich will mich besinnen; ja, auf den Winter möcht' ich ein Spinnrädchen, ich spinne gar nicht gern an der Spindel; doch nein, das gilt nicht, das krieg' ich vielleicht zum Christtag. Aber ich möchte, daß der Vater recht gesund wäre und daß der Nachbarin ihr Fritz nicht unter die Soldaten müßt', sie weint so um ihn; und schön singen können möcht' ich auch, daß der Schulmeister nimmer sagte, seine Hühner gehen drauf von meinem Gesang, und so einen Beutel, der nie leer wird, ließ' ich mir gern auch gefallen, aber ich weiß dann doch nicht, ob ich's auch recht austeilen könnte. – Aber was weißt denn du alles, Elise?«

121

»Ich«, sagte diese mit glänzenden Augen, »ich möchte schön sein, ach, so wunderschön! Und möchte den Teppich, auf dem man durch alle Länder fliegen kann, wohin man nur will, und möchte ein Zauberstäbchen, mit dem man alles auf einen Schlag fertigmachen kann, daß ich mich nicht mit so langweiliger Arbeit plagen dürfte, und möchte prächtig singen und malen können, und auch ein Füllhorn, aus dem ich schütteln könnte, was ich nur wollte, die schönsten Kleider ...«

»Ei, und was noch mehr!« rief das muntere Dörtchen, »du hast's ja wie am Schnürchen! Aber hör«, fuhr sie nachdenklich fort, »ich meine, darum habe uns Gott doch nicht in die Welt geschickt, daß wir alles mit einem Zauberstäbchen fertigmachen sollen; und wenn man recht getan hat, was man soll, so ist man am Ende doch noch vergnügter, als wenn man gleich hat, was man nur will.«

»Ach, geh! Ich würde ja auch aus meinem Füllhorn den armen Leuten Geld und Kleider herschütteln ...«

»Und ich würde die faulen Mädchen heimgagen, die im Herbst dasitzen und schwatzen, statt zu lesen. Schnell hinunter in den Weinberg, wenigstens du, Dörtle!« so rief Dörtchens Mutter, die Frau Pfarrerin, die inzwischen unbemerkt hinter die Mädchen getreten war. Dörtchen sprang rasch auf, grüßte die ankommenden Gäste freundlich, wenn auch rot vor Beschämung, nahm einen Traubenkübel und ihr Häßchen, eilte flink damit in den Weinberg und fing an zu schneiden, als ob sie heut noch allein fertigmachen wolle. Elise war empfindlich, daß man sie so als Kind an die Arbeit schickte, während sie schon in Gedanken als Feenkönigin herumgeschwebt war; sie wollte Dörtchen helfen, aber das Levantinkleid zerriß an den Traubenstöcken; mit dem Häßchen schnitt sie sich in die Finger, weil sie die Trauben verkehrt hielt, und stieß mit dem Fuß den Traubenkübel um, so daß die Winzer ein lautes Gelächter erhoben über das »Stadthettele«, wie sie sie nannten, worüber sie tief gekränkt sich in die Laube zu den Erwachsenen setzte. Dort aber gab man zum Verwundern wenig acht auf sie; niemand sagte davon, wie gut sie singe und wie hübsch sie deklamiere, und niemand bewunderte ihr Levantinkleid. »Ach«, dachte sie im stillen, »wenn doch die Fee käme und mich plötzlich in ein großes, wunderschönes Fräulein verwandelte!«

Es war Abend geworden und die Lese beendet, da geht aber erst noch die rechte Herbstlust an. Drunten auf einer Kleewiese hatten sich die Leser gelagert und ließen sich's herrlich schmecken bei Käse, Wurst und Wein. Oben hatte man zur Würze des Festmahls noch im Freien Kartoffeln ge-

sotten, die reißend Abgang fanden. Nun ging das Schießen rasch und unaufhörlich fort. Die jungen Herren erschreckten die Damen mit angezündeten Fröschen und ließen Schwärmer und prächtige Raketen steigen, denen die Leute unten stets ein jubelndes »Ah!« nachriefen.

Die Mädchen saßen wieder beisammen, seitwärts auf einem Rain, wo sie dem Feuerwerk sicher zuschauen konnten. Dörtchen hatte sich müde geschafft und sah jetzt still zu, wie die aufzischenden, rotglühenden Feuerstrahlen einen Augenblick die kleinen, blassen Sterne zu verdunkeln schienen, die nachher doch wieder so still und klar dreinschauten wie immer. Das Gespräch von dem Nachmittag fiel ihr wieder ein und Elisens Wünsche. Da bat sie Gott im stillen, er möge ihr helfen, daß sie den Menschen lieb werden könne auch ohne große Schönheit, daß sie ihr Tagewerk recht vollbringe auch ohne Zauberstab, daß sie Armen Gutes tun dürfe auch ohne ein wunderbares Füllhorn; und es wurde ihr so still und wohl ums Herz, als ob alles recht und gut werden müsse.

»Siehst du«, rief Elise, als eben eine prächtige Rakete zischend auffuhr und in funkelnden Sternlein niederfiel, »siehst du, so möcht' ich ein Leben, glänzend, wunderbar und herrlich, und wenn's auch kurz dauerte!«

123

»Die Rakete ist aus«, sagte Dörtchen, »jetzt fällt nur noch ein verbranntes Holz zur Erde; da möcht' ich lieber ein stilles Sternlein sein, das seine Bahn zieht, wie sie Gott verordnet hat, auch wenn niemand darauf achtet, als so ein Ding, das brausend hinauffährt und dann auslischt, ohne daß man mehr daran denkt.«

»Dörtchen«, fing nach einer Weile die aufgeregte Elise wieder an, »hast du auch schon gehört, daß ein Wunsch erfüllt wird, den man im Augenblick denkt, wo ein Stern fällt?«

»Ach, kommst du schon wieder ans Wünschen?«

»Hör, Dörtchen, wenn ich doch in die Zukunft sehen könnte! Ich möchte nur wissen, wo wir beide in zehn Jahren sein werden.«

»Wo der liebe Gott will«, sagte Dörtchen ruhig.

»Dörtchen«, fuhr Elise fort, »heute ist der 10. Oktober; wir wollen einander versprechen, nach zehn Jahren wieder hier zusammenzukommen, wenn wir noch leben, mögen wir auch sein, wo wir wollen.«

»Oh, von Herzen gern! Das ist wohl leicht zu halten; in zehn Jahren werden wir noch nicht weit von hier sein.«

»Sei das, wie es will, versprich mir's!« rief Elise, und Dörtchen schlug lächelnd ein.

Inzwischen hatte man Fackeln angezündet und schickte sich zum Gehen an. Dörtchen half die Reste der Mahlzeit und das Gerät zusammenpacken und nahm einen Korb an den Arm. Nun brannten die Fackeln, und Winzer und Gäste schritten bei ihrem Glanze singend dem Dorfe zu, während dazwischen die letzten Schüsse fielen. Leise singend schlossen sich die Mädchen dem Zuge an, während sie aufschauten zum stillen Nachthimmel. Elise dachte an die schimmernde Rakete, Dörtchen an den lieblichen Stern – da fuhr eine helle Sternschnuppe über den Himmel und erlosch.

Zwei Bräute

124 Zehn Jahre waren vergangen, der 10. Oktober war wieder gekommen, aber nicht so sonnig wie damals. Es war ein nebliger Herbsttag, und die Weinlese hatte noch nicht begonnen. Drunten im Tale waren die Leute mit der Kartoffelernte emsig beschäftigt; in den Weinbergen aber schritt nur der Weinberghüter (Wingertschütz genannt) mit seiner Rassel umher und ließ sie hie und da warnend ertönen, obgleich in diesem Jahre Menschen und Vögel nicht besonders lüstern nach den sauren Trauben waren. Dörtchen hatte keine große Lust gehabt, an dem kühlen Tage in der Laube zu warten, aber Elise hatte sie gestern in einem Briefchen so feierlich an das alte Versprechen gemahnt, daß sie doch Wort gehalten. Um sich das Frieren und die lange Zeit des Wartens zu vertreiben, hatte sie die Schürze voll Bohnen gepflückt und saß nun in der Laube, um sie auszu- hüllen, während sie hinuntersah nach der Freundin.

125 Das Dörtchen war ein wenig klein geblieben und keine Schönheit geworden. Aber ihre blauen Augen glänzten noch so hell und freundlich wie damals vor zehn Jahren, nur daß noch eine tiefere Seele darin aufgegangen. Sie war allenthalben rüstig und rührig, der Mutter geheime Rätin und ihre kräftige Stütze in Haus und Hof, in Garten und Feld, des Vaters Freude und sein Herzblatt. Dabei war ihr Sinn offen für alles Schöne in der Welt, und sie konnte sich die ganze Woche durch heimlich freuen auf den Sonntag, wo sie nachmittags nach dem Gottesdienst mit einem guten Buch in der Laube sitzen durfte. Denn obwohl eine längst erwachsene Jungfrau, war sie doch in demütigem Gehorsam der Mutter untergeben, und die konnte das Lesen an Werktagen nicht gut leiden. Fröhlichen Herzens war sie geblieben, und das Dörtchen von Rebenbach war überall willkommen, wo es hinkam.

Dörtchen hatte damals recht gehabt, die Mädchen waren auch heute nicht weit voneinander; Elise wohnte noch mit ihrer Mutter in der Residenz, und so war es leicht, die verabredete Zusammenkunft auszuführen. Doch freute sich Dörtchen heute besonders auf Elise, denn sie hatte sie seit einigen Wochen nicht gesehen und ihr diesmal so gar viel zu sagen. Die alte Kinderfreundschaft bestand noch, obwohl sich die große Verschiedenheit der Mädchen im Laufe der Jahre immer deutlicher herausstellte.

Elise war wirklich schön geworden, und manche ihrer Gaben hatten sich glücklich entwickelt. Sie war die beste Tänzerin, sie zeichnete, malte, schnitt aus, sie machte Gedichte, spielte Klavier, sang und deklamierte. Kurz, sie war ein höchst talentvolles Mädchen, der ihre gute Mutter die Strümpfe flickte und die Kleider aufräumte; sie tat eine Menge Sachen, nur ja nicht, was nötig war, stets bemüht, immer ganz anders zu sein und zu scheinen als alle andern Leute.

Endlich sah Dörtchen sie mühsam und langsam wie damals und ebenso auffallend gekleidet den Weinberg heraufsteigen. Das himmelblaue Levantinkleid war zwar längst dahin; dafür aber trug sie an dem kühlen Herbsttage ein weißes Kleid mit blauer Schärpe und statt des Hutes einen Schleier auf dem Kopfe. Dörtchen gab diesmal nicht darauf acht und eilte so leichtfüßig wie vor zehn Jahren auf sie zu. Elise aber trat ihr besonders feierlich entgegen und rief aus: »Dörtchen, umarme mich, ich bin Braut!« Das Dörtchen stellte sich gutwillig auf die Zehen, um die hochgewachsene Elise zu umarmen; als dies geschehen war, streckte sie ihr treuherzig die Hand hin: »Lieschen, gib mir einen Patsch, ich bin auch Braut.«

»Du, Dörtchen, ist's möglich?« rief Elise sehr verwundert, »so sag doch, mit wem!«

»Ei, mit dem Verwalter Schmied, den du im Sommer so oft bei uns getroffen«, sagte Dörtchen errötend und glücklich.

»Wie, Dörtchen? Aber doch nicht mit dem, der mit deinem Vater Brett spielte und deiner Mutter Saatkartoffeln besorgte? Geh, geh! Das wäre ja entsetzlich langweilig für mein munteres, nettes Dörtchen; und vollends Schmied heißen, wie das halbe Vaterland, und er ist, glaub' ich, gar ein gelernter Schreiber!«

»Hör, Elise«, sagte Dörtchen, ernstlich böse, »das ist dumm gesprochen, so gescheit du sonst bist. Der Schmied ist ein braver und recht gescheiter Mann, der noch mehr versteht als Brett spielen und Kartoffeln stecken. Er hat mich von Herzen lieb und ich ihn, die Eltern haben ihre Freude daran: so denk' ich, wir können mit Gottes Hilfe glücklich zusammen

werden, und wenn er zehnmal Schmied hieße. Nun aber sag mir, was du für einen Vogel Phönix ausgelesen hast und wie der heißt?»

Würdevoll begann Elise: »In drei Tagen kommt der berühmte Bürger, einer unsrer ersten Dichter, um mich als Gattin heimzuführen.«

»Dich! Der Bürger? Ach geh, das ist unmöglich! Wo hättest du ihn denn kennenlernen?«

»Ja sieh, das ging recht wunderbar. Natürlich bin ich schon seit lange entzückt von seinen Gedichten, wie ja sogar du, mein nüchternes Dörtchen, von einigen. Da ich nun wußte, daß er seine geliebte Frau verloren, sprach ich meine Gefühle für ihn in einem Gedichte aus. Das fand seinen Weg in öffentliche Blätter, Bürger erwiderte es – schrieb mir – und nun bin ich seine Braut! – Aber – du siehst ja so bedenklich aus!«

»Ja, siehst du, Elise, ich meinte indes, wir Mädchen haben in aller Stille zu warten, bis ein Mann kommt und nach uns fragt, sei er ein Dichter oder nicht. Da scheint mir's nun eine verkehrte Welt ...«

»Wir verstehen uns nicht mehr«, sagte Elise beleidigt, »laß uns ins Pfarrhaus zurückgehen! Ich möchte von deinen Eltern noch Abschied nehmen.«

»Nein, sei nicht böse!« bat Dörtchen, gutmütig ihr die Hand bietend. »Gott weiß, wie von Herzen mich's freut, wenn du glücklich wirst! Es war mir nur so ungewöhnt; ich dachte bis jetzt gar nicht, daß ein Dichter auch zum Heiraten in der Welt sei. Aber sag, kennst du denn gar nichts von ihm als seine Gedichte? Ist er ein frommer, ein guter Mann? Taugt er für dein lebhaftes Wesen? Er muß so viel älter sein.«

»Ein Dichter bleibt ewig jung!« rief die begeisterte Elise. »Sieh, Dörtchen, ich habe dir immer gesagt: ›Ich bin kein gewöhnliches Mädchen!‹ Auch mein Schicksal muß ein ungewöhnliches sein.«

»Gott gebe, daß es ein glückliches werde!« sagte Dörtchen leise und innig.

Die Mädchen brachen auf. Noch einmal sahen sie beide tief bewegt auf die schöne Herbstlandschaft, die ein spät gekommener Sonnenstrahl vergoldete, zum letztenmal beide zusammen, ehe ihre Lebensbahnen weit, weit auseinanderliefen.

»Wann werden wir uns wiedersehen?« fragte Elise im Hinabsteigen.

»Das weiß Gott!« erwiderte Dörtchen. »Wohl schwerlich in zehn Jahren, wenn ihr nicht reiselustiger seid als mein Schmied.«

»Und ob es noch so lange anstehe«, rief Elise, »einmal im Leben wollen wir uns doch wieder zusammenfinden am 10. Oktober!«

»Ja, ja«, sagte Dörtchen, »und kommt ihr zu lange nicht, so muß Schmied mich noch zu euch nach Göttingen führen, wenn anders so alltägliche Menschenkinder, die Schmied heißen und zum Schreiberstande gehören, in ein so geistreiches Haus kommen dürfen.«

Bald war die Heimat erreicht, und mit dem feierlichen Versprechen, sich einmal am 10. Oktober wiederzusehen, ob früh oder spät, trennten sich die Freundinnen.

Zwei Frauen

Der 10. Oktober war gar oft schon ins Land gekommen seit jenem Abschied der zwei Bräute. In dem gesegneten Herbst des Jahres 1810 traf er Dörtchen in dem Städtchen Marbach, das so freundlich am Neckar liegt; ihr Mann bekleidete dort eine angesehene Beamtenstelle.

Das Dörtchen war nun eine ehrbare Matrone, und doch noch das alte lebendige Dörtchen von Rebenbach mit den hellen blauen Augen, und die blühenden Töchter und der hochaufgeschossene Sohn, deren glückliche Mutter sie war, hätten leicht für ihre jüngern Geschwister gelten können.

Dörtchen saß eben mit ihrer ganzen Familie in der behaglichen großen Wohnstube des alten Schlosses, das ihnen als Amtswohnung eingeräumt war. Die Weinlese war diesmal ungewöhnlich früh gewesen, und vom großen Vorplatz des Hauses, wo die Weinbütten aufgestellt waren, scholl ein verworrenes, doch fröhliches Getümmel herauf. Dieser Platz war immer, besonders aber zur Herbstzeit, der liebste Tummelplatz der Kinder. »Die Bütten kommen 'raus!« ist ein Losungswort zu unendlichem Jubel; da wird Verstecken, Visiten, Haschen gespielt, alles in und um die Bütten. Nun, wo sie mit Most gefüllt waren, ging das nicht mehr an; dafür schlichen aber genug schelmische Burschen herum, mit ausgehöhlten Holderstäben bewaffnet, mittels deren sie das süße Getränk aus den Bütten schlürften. Dazwischen tönte das Geläut der Schellenmänner (Tagelöhner, die den Wein, der im Ort eingekeltert wird, in die Keller tragen und bunte Bänder auf der Lederkappe und Schellenriemen an der Seite haben, um von weitem bemerkt zu werden und nicht ausweichen zu dürfen).

Es war eben das Plauderstündchen nach Tisch, das auch in Dörtchens geschäftiger Familie für ein trauliches Beisammensitzen freigegeben war, denn der Rat liebte das »Tischeln« ungemein. Der Papa las noch die Zeitung; Luise, die älteste Tochter, studierte die Verkaufsanzeigen in den Beilagen; die rotwangige Sophie, die zweite Tochter, hielt Anna, das

Nesthäkchen, auf dem Schoß, um sie besser in den Hof sehen zu lassen; Gustav, der einzige Sohn des Hauses, der als Student in den Ferien daheim war, hatte soeben der Mutter mit einiger Verschämtheit eines seiner Erstlingsgedichte hingeschoben und beobachtete nun über ein Zeitungsblatt weg die Miene, mit der sie es lesen würde; denn der Mutter klares Urteil, aus dem ein so warmes Verständnis ihres jungen Dichters sprach, galt ihm über alles.

»Ei, Papa«, rief Luise, »da ist ein neues Buch angezeigt, das muß schön sein; das könnten Sie uns wohl kaufen: ›Elisa, oder das Weib, wie es sein soll.«

»Oh, nicht wahr, Papa!« rief Sophie dazwischen, »denken Sie nur, wie wir dann so erstaunlich vorzüglich würden!«

»Will euch was sagen, Mädchen«, sprach der Vater gutgelaunt, »wenn ihr drei miteinander nur halb so brav und so gescheit werdet wie eure Mutter, so will ich zufrieden sein, und euer Mann kann's auch, ohne die Elisa.«

Dörtchen, der ein Lob aus ihres Mannes Munde ungewöhnt klang, da er sonst kein Freund von vielen Worten war, sah mit hellen Augen zu ihm hinüber und gab ihm freundlich die Hand. Indem fiel ihr Blick auf die Zeitung. »So, heut ist der zehnte«, sagte sie langsam, und Elise und die Herbsttage von Rebenbach standen mit einem Male lebendig vor ihrer Seele.

Sie hatte Elise nicht vergessen, aber seit lange nichts mehr von ihr gehört; auch mochte sie niemand nach ihr fragen, weil ihr's weh tat, nur harte Urteile über sie zu vernehmen. Das hatte sie wohl erfahren, daß Elisens Ehe kurz und höchst unglücklich gewesen; daß ihr Leichtsinn, ihre Vergnügungssucht, ihr schlechtes Haushalten ihren Mann nach zwei Jahren schon zur Scheidung genötigt hatten. Seither wußte sie gar nichts mehr über ihr Leben und Treiben, da auch Elisens Mutter tot war; heute nun mußte sie ihrer so lebhaft gedenken, als ob sie erst gestern Abschied von ihr genommen hätte.

Da kam die Magd eiligst hereingesprungen: »Ach, Frau Rat, eine ganz vornehme Frau ist in einem Einspanner angefahren; gewiß eine Gräfin, sie kommt schon die Stiege herauf!« – »Wird nicht so arg sein mit der Vornehmheit«, meinte Dörtchen. »Sophie, räume schnell vollends den Tisch ab, und du, Luise, bleib da, bis man sieht, ob sie gegessen hat! Wenn ich mit den Augen winke, so koche gleich eine Grißsuppe und Pfannkuchen.«

Noch ehe diese Anweisungen ganz zu Ende waren, schritt eine große, abgemagerte Gestalt in rotem Samtkleid und einem vergilbten, ehemals weißen Seidenhut mit ausgebreiteten Armen auf Dörtchen zu, mit dem Ausrufe: »Dörtchen, so sehen wir uns wieder!« –

130

An diesem Empfang hätte Dörtchen nun freilich Elise erkannt, auch wenn das verfallene, welke Gesicht keine Spur der Jugendzüge mehr gezeigt hätte. Sie stellte nun Frau Elise Bürger, ihre Jugendfreundin, ihrer höchst neugierigen Familie vor und bat sie mit der alten Herzlichkeit, sich's bequem zu machen. Während Luise auf den besprochenen Wink eilte, für die Bewirtung zu sorgen, und Gustav, der noch im Schlafrock war, sich durch eine Hintertür entfernt hatte, hörte sie an, was die arme Freundin für gut fand ihr selbst von ihrer Geschichte zu erzählen.

Mit Schreck und tiefem Mitleid erfuhr sie am Ende ihrer traurigen Erlebnisse, daß Elise nun heimatlos als Schauspielerin und Deklamatorin im Lande herumziehe und daß sie beabsichtige, auch hier im Orte ein Deklamatorium zu geben.

Nun hatte zwar das Dörtchen neben ihrem gesetzten Hausfrauensinn noch ein warmes und offenes Herz für alles wirklich Schöne, was Kunst oder Natur bot; aber – ein Deklamatorium in einer Wirtsstube zu geben, das kam ihr doch als eine tiefe Herabwürdigung vor für eine Frau ihres Alters, für ihre ehemalige Herzensfreundin. Nur ihre Gutmütigkeit hielt sie ab, ihr den Plan auszureden, und es kostete sie große Überwindung, zu versprechen, daß sie mit ihrer Familie teilnehmen wolle, was Elise doch sicher erwartete.

131

Während Elise lang und breit ihren traurigen Lebenslauf entwickelte, an dem natürlich – laut ihrer Darstellung – nur ihr ungewöhnlich schweres Schicksal die Schuld trug, sah sie mit heimlicher Wehmut sich um in der traulichen, freundlichen Heimat, die ihr Dörtchen sich gegründet hatte, deren ganzer Reichtum sich freilich erst allmählicher Beobachtung enthüllte. Dieser solide bürgerliche Wohlstand, der sich auch in den kleinsten Dingen kundgab; diese anspruchslose, genügsame Einfachheit und vernünftige Sparsamkeit im Innern und diese herzliche, zwanglose Freigebigkeit nach außen; die Liebe und Achtung des Gatten, die sich ohne Worte doch so deutlich aussprach; der frischblühende Kreis der Kinder, die, alle glücklich begabt an Geist und Körper, mit der ehrfurchtsvollsten Liebe auf die Mutter sahen – hier war alles an seiner rechten Stelle, nichts Gezwungenes noch Geziertes; keine starre ängstliche Ord-

nung, sondern eine fröhlich belebte. Wie mochte es Elisen sein, wenn sie in ihr verödetes Herz, auf ihr zweckloses Dasein blickte?

Die deklamatorische Abendunterhaltung fand statt. Elise trat im roten Samtkleid und silbergestickten Federbarett auf. Bei all den feierlichen wie bei den scherzhaften Gedichten, die sie vortrug, hätte Dörtchen nur bitterlich um sie weinen mögen. Die arme Elise dauerte sie viel zu sehr, als daß sie sich noch um sie geschämt hätte; doch war sie froh, als sie wieder daheim mit ihr war. Sie leuchtete Elisen in ihr Zimmer und blieb dort noch eine Weile bei ihr, da das arme Geschöpf lange nicht zur Ruhe kommen konnte. Sie standen beisammen am Fenster und sahen schweigend in die sternhelle Nacht; drüben auf der Höhe ließen Knaben noch vom Herbst übrig gebliebenes Feuerwerk los; man sah eine Rakete aufsteigen und erlöschen. Mit schmerzlichem Zucken wandte Elise sich ab und sprach leise: »Du hast das beste Teil erwählt!«

132

Dörtchen bat Elise am andern Tage recht herzlich, auf längere Zeit bei ihr zu verweilen; sie hätte ihr so gern etwas Gutes getan, wenn sie gleich heimlich fürchtete, ihr Mann werde wenig Freude haben an dem poetischen Gaste, dessen gekünsteltes, gesteigertes Wesen ihm so gar zuwider war. Aber Elise selbst schien es fortzutreiben von diesem gastlichen Dach, aus dieser Heimat der Liebe und des Friedens, voll kräftigen, gesunden Lebens. Sie reiste ab nach einigen Tagen, nachdem Dörtchen in aller Stille den Komödienstaat in ihrem leichten Koffer mit einem Vorrat guten Weißzeugs vermehrt hatte. Und so schieden die Freundinnen auf Nimmerwiedersehen.

Auf dem Kirchhof des Landstädtchens Marbach ist Dörtchens Grab. Auf ihrem Leichenstein, und diesmal spricht ein Grabstein Wahrheit, steht, daß sie starb »als das Kleinod ihres Gatten, als der Schutzengel ihrer Kinder, als der Trost der Armen, als das rechte Bild eines guten Weibes mit frommem, demütigem Herzen und rastlos tätiger Hand«. Sie lebt noch im Andenken der Ihrigen, ein teures Vorbild für die nachwachsenden Geschlechter.

In Frankfurt am Main, in einer Ecke des alten Kirchhofs ist Elisens unbeweihtes Grab, verlassen und vergessen. Sie hat in jener Stadt ihre letzten Lebenstage kümmerlich gefristet durch den Erwerb, den ein mitleidiger Buchhändler ihr durch kleine Aufträge zuwandte. Wo man ihrer noch gedenkt, nennt man sie den bösen Engel ihres Gatten, dessen letzte Lebenstage sie vergiftet habe. Und doch war ihr Herz nicht schlimm, war

ihr Wille einst gut gewesen. Aber die fromme Demut hatte ihr gefehlt, die Treue im kleinen, der ergebene Sinn, der nichts will, als recht und mit Freudigkeit die Bahn gehen, die der Herr ihm vorgezeichnet hat.

133

Die alten Häuser von Kirchheim

1. Das Kloster

Das Kloster in Kirchheim hat aus seinen alten Tagen fast nur das Bequeme, Trauliche behalten: die weiten Räume, die bauschigen Gitterfenster, in die man sich ganz hineinlegen und wie aus einem luftigen Käfig in die sonnenbeschienene Welt hinausschauen konnte. Beinahe alles Grausige, Gespensterhafte war längst durch das geschäftige Treiben jüngerer Geschlechter weggeräumt. Nur in einer ungebrauchten Bodenkammer hing noch das geschwärzte Bild einer Nonne, dessen Original natürlich die Volkssage eingemauert worden sein ließ, und unten, wo es hinter der Treppe so dunkel ist, befindet sich eine eiserne Tür zu einem unterirdischen Gange, der, ich weiß nicht wie weit, sich erstrecken soll. Mit schauerlicher Lust wagten die Kinder des Hauses sich hie und da etwa zehn Schritte in dem Dunkel vorwärts; aber manche Tagesstunde, ja halbe Nächte lang unterhielten sie sich mit Plänen, wie der Klosterschatz, der sicher hier verscharrt sein mußte, zu heben, und vor allem, wie er zu verwenden sei. Goldene Luftschlösser erhoben sich, wenn sie in nächtlicher Stille flüsternd im Bett darüber plauderten. – Bis heute hat ihn aber noch keiner gehoben. Vor Zeiten waren wirklich Nachgrabungen angestellt worden, man war aber nur bis auf die Spur verschütteter Stufen gekommen. – Der Sohn des Hauses hatte in jüngeren Tagen mit seinen Kameraden die Grabung erneuert; das einzige Ergebnis aber waren beschmutzte Wämser und zerrissene Hosen, weshalb das Geschäft von seiten der Eltern niedergelegt wurde. – Von Gespenstern hat man nie viel vernommen. Die obbemeldete eingemauerte Nonne, ein unentbehrliches Zubehör eines alten Klosters, soll freilich zur Weihnachtszeit manchmal mit gerungenen Händen sich haben blicken lassen; gesehen hat sie aber niemand und gefürchtet nur, soweit es zu einem behaglichen Grausen gehörte.

134

Am Eingang des Klosterhofs steht noch das kleine Torhäuschen, vom Torwart bewohnt, der da keine Amtsverrichtung, nur die Vergünstigung der freien Wohnung hatte. Es war ein eisgrauer, steinalter Invalide, der ganze sommerlange Tage im Sonnenschein vor seinem Häuschen sitzen konnte. Gesprächig war er gewöhnlich nicht; wenn aber einmal die Schleuse aufging, so wußte er viel zu erzählen von den Kriegstaten seiner jungen Jahre – er hatte noch unter Friedrich dem Großen gedient; für

den gestrigen Tag hatte er kein Gedächtnis mehr. Der Großvater verehrte ihm allmonatlich ein Paket Tabak, das ihm die Kinder überbringen durften. Herzlich leid tat es ihnen, als der alte Stelzfuß begraben war und nur noch sein uralter, kindisch gewordener Pudel sich vor dem Häuschen sonnte.

Das Kloster war seit lange zu einer Beamtenwohnung eingerichtet, und der Großvater und die Großmutter haben darin gewohnt. Ich will den Leser nicht lange plagen mit genealogischen Erläuterungen über meine verschiedenen Großeltern väterlicher- und mütterlicherseits. Ist er doch selbst wohl so glücklich, solche zu haben oder gehabt zu haben, und wenn bei dem Namen Großvater und Großmutter eine recht freundliche, trauliche Erinnerung in ihm aufwacht, eine Erinnerung aus der ersten frischen Kindheit an einen Lehnstuhl und eine liebe, ehrwürdige Gestalt darin, an fröhliche Ferien, an Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke, so ist das vollkommen genug.

Der Großvater war, was man einen Mann von altem Schrot und Korn nennt, ungeschliffen im guten Sinne des Worts. Mit den Redensarten hat er es nie genau genommen, aber er war wohlmeinend in der Tat und Wahrheit. Des Großvaters erste Gattin war eine Frau, wie es nicht viele gibt, klein, geschäftig, beweglich, mit hellen Augen und offenem Herzen für alles, was schön und gut ist in der Welt und über die Welt hinaus. Sie konnte ihren eigenen Sinn haben, ihr Hauswesen war ihr unbeschränktes Königreich, in dessen Regierung sie keine Eingriffe duldete, und so klein sie war, sie verstand sich in Respekt zu setzen; aber blieb sie unangefochten, so war sie auch eine gnädige Herrin. Sie war nun freilich nicht in allen Stücken mit dem Zeitgeist fortgeschritten. Von der Dienstbotene-manzipation wollte sie nicht viel wissen: »Laßt die Leute an ihrem Platz; haltet sie so, wie sie es sich in ihrem Heimwesen dereinst auch machen können; verwöhnt sie nicht unnötig!« Auch ihr literarischer Geschmack war nicht auf der Höhe der Zeit, und das Lied »Guter Mond, du gehst so stille« usw. hat ihr zeitlebens besser gefallen als das damals eben neu auftauchende Lied Goethes »Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll«, dessen mystische Schönheit ihr niemals einleuchten wollte. Aber trotz alledem war sie das belebende Element ihres Hauses und zum Segen geschaffen für *jede* Zeit, in der sie gelebt und gewirkt hätte.

Der Großvater war ein rastlos betriebsamer Geist, der sich immer mit einer neuen Erfindung trug; und das weitläufige Klostergebäude war eben recht für die zahlreichen Versuche, die er anstellte, ohne jemals Chemie,

Physik oder Technologie studiert zu haben. Bald erfand er neue Weinschöne, bald entdeckte er Torflager; dann machte er Baupläne, konstruierte Maschinen oder ließ Stahl fabrizieren; sogar mit der Alchimie hat er's versucht und Molche nebst Messingstücken in Schachteln gesperrt, weil er gehört hatte, daß sie dieses Metall verzehren und darauf als Gold von sich geben. Letzterer Versuch scheint keine glänzenden Ergebnisse geliefert zu haben; er wollte später nicht mehr daran erinnert sein. Auch als Schriftsteller versuchte er sich und schrieb zu seinem Privatvergnügen zahllose politische Aufsätze. Sein Stil war zu wenig gehobelt, als daß sie zur Veröffentlichung getaugt hätten, und so vermoderten sie in seinem Schreibtische. Obgleich er unter dem gar alten Regime und unter der Napoleonischen Herrschaft ein mächtiger Oppositionsmann gewesen, hatte er doch von den Freiheitsideen, wie sie sich von den dreißiger Jahren an regten, so wenig eine Ahnung, daß der gute Großvater in unsern Tagen (1849) für ein Monstrum von Gesinnungsuntüchtigkeit, für den Kaiser aller Heuler erklärt worden wäre.

136

Weil er sich auf allen Gebieten versucht hatte, war ihm auch nichts neu auf der Welt. *Nil admirari*, das war, wenn auch unausgesprochen, sein steter Wahlspruch. »Hab's schon lang' gewußt – gerade so war's in den siebenziger Jahrgängen – wird ebenso sein wie selbiges Mal«, das waren seine Bemerkungen über alles, gleich dem alten Rabbiner in Gutzkows »Acosta«. – Sein Herz aber saß auf dem rechten Fleck bei all seinen rauhen Außenseiten. Bei Kranken war er hilfreich wie eine barmherzige Schwester, bei Kindern zärtlich und nachsichtig wie eine Mutter. Obgleich er auch in Ansehung des Geldes etwas konservativer Natur war, so war doch für die Enkel seine Hand stets offen; eigenhändig spickte er um Weihnachten und Ostern die roten Äpfel mit neuen Sechsern; die Gratulationsgedichte zum Geburtstag und Neujahr wurden anständiger honoriert als die manches Hofpoeten, und seine schlichte Gestalt mit dem schwarzen Käppchen auf dem kahlen Scheitel bleibt für uns der Mittelpunkt einer freudenreichen und sonnigen Kinderzeit.

Der Charakter seiner Bewohner brachte es mit sich, daß das Kloster, wie in der baulichen Einrichtung so auch in der Bestimmung, von den alten Tagen nur das beste und freundlichste Teil übrigbehalten hatte: das, eine Herberge der Verlassenen, eine Zuflucht der Heimatlosen zu sein. Nicht daß es just eine Anstalt für verwaorloste Kinder geworden wäre, oder ein Blindenasyl, oder ein Gutleuthaus; nein, es trug einen heiteren

Charakter. Es gibt Verlassene, für die niemand sammelt und Feste hält und Häuser baut, und solche nahm das Kloster auf.

Da kam das eine Mal die arme Frau Base Klenker samt ihrem Hündchen und ihrer Schnupftabaksdose und siedelte sich beim Herrn Vetter an, um ein paar Monate Licht und Feuerung zu ersparen; dann kam in tiefer Nacht eine ehemalige Nachbarin, eine unglückliche Kaufmannsfrau, die ihrem rauhen Mann entlaufen war, samt Kind und Habe. Ein andermal war's die Jungfer Hannebine (ihr Verwandtschaftsgrad konnte niemals ausgemittelt werden), die gerade kein Unterkommen als Hausjungfer hatte und die nun mittlerweile ihre Kochkünste im Kloster vorführte. Jetzt mußte Raum geschafft werden für die arme Pfarrwitwe, deren Habe verbrannt war, bis sie wieder ein Obdach hatte; dann zog ein armer Forstwart ab, bei dessen elf Kindern die Großmutter Patin war; zur Erleichterung der Eltern mußten sechs bis sieben Patchen beherbergt werden, und so ging's fort. Dabei werde nicht gedacht der unzähligen kürzeren Besuche von bestimmungslosen Vettern, ehemaligen Schreibern, ausgedienten Mägden und dergleichen.

137

Auch ergötzliche Gäste suchten das Kloster heim. So der Onkel von Pfullingen, der die Rolle des gutmütigen Polterers übernommen hatte, wie ein Heide fluchte, daneben aber ein herzguter Mann war und alle Taschen voll Geschenke für die Kinder mitbrachte. Wenn man ihn und den Großvater zusammen sprechen hörte, so meinte man, die zwei Brüder haben grimmige Händel, und doch waren sie die besten Freunde von der Welt. Den Kindern fast noch willkommener war's, wenn der dünne Herr Pater von N. in der schwarzen Kutte auf seinem zahmen Rößlein einhergeritten kam, gefolgt von der dicken freundlichen Marieliese, seiner Köchin, um sich seine Renten vom Großvater ausbezahlen zu lassen. Der Herr Pater hatte stets rührende Klosterbilder für die Kleinen, worauf eine heilige Theresia mit Augen wie Pflugräder zum Himmel starrte, oder ein heiliger Sebastian, mit klafferlangen Pfeilen gespickt. Der Herr Pater hatte keinerlei Verrichtungen in dem ganz protestantischen Dorfe; er lebte dort als der letzte Pensionär in einem alten Stifte und ließ sich's unter der Pflege seiner Marieliese recht wohl sein, war auch höchst tolerant und allenthalben gern gesehen. Alljährlich hielt er ein großes Fest, wenn der Karpfensee abgelassen wurde. Das war der Marieliese Ehrentag; sie lief ganz strahlend und glitzernd umher wie der fetteste geschmorte Karpfen. – Der Herr Pater pflegte sie vielfach mit einem Geschichtchen aus der Anfangszeit ihrer Küchenlaufbahn zu necken. Sie hatte in der Küche eines

138 Prälaten ihre ersten Studien gemacht und sollte bei einer großen Festlichkeit ein Spanferkel bereiten. Die Oberköchin sagte ihr: »Marieliese, wenn du das Spanferkel aufträgst, so tu auch Lorbeerblätter hinter die Ohren und eine Zitrone ins Maul.« Welche Heiterkeit verbreitete sich im Saal, als die gute Marieliese mit dem Spanferkel eintrat, Lorbeerbüschel hinter ihren Ohren und eine Zitrone im weitaufgesperrten Mund! –

Einige der jeweiligen Insassen des Klosters verdienen näher ins Auge gefaßt zu werden. Der erste derselben ist:

Der Emigré

139 Als der Großvater noch vor seiner Bedienstung in Kirchheim als Beamter in Urach wohnte, war daselbst bei Nacht und Nebel ein ehrbar aussehender Franzose angekommen, begleitet von einer Demoiselle, deren eigentliche Stellung zweifelhaft war. Mit Hilfe der Demoiselle, die deutsch verstand, gab sich der Fremde als einen Monsieur Meuret zu erkennen, den die Stürme der Revolution von Haus und Amt vertrieben hatten. Er war zwar kein Vicomte oder Marquis, aber doch das Anhängsel eines solchen, bei dem er als Beamter oder Verwalter angestellt gewesen war. Monsieur Meuret, der keine andern Schätze gerettet hatte als die Demoiselle, deren wirklicher Wert schwer anzugeben gewesen wäre, ließ sich in besagtem Städtchen als französischer Sprachlehrer nieder, weil ihm zum Weiterkommen Rat und Mittel fehlten. Nun war aber Urach eine kleine Stadt, wo außer Erbsen und Linsen wenig gelesen wurde; daher fanden sich wenige Schüler, so daß der arme Emigré kaum das notdürftigste Auskommen fand. – Als nun der Großvater in Kirchheim eingerichtet war, glaubte er, daß hier, in einer kleinen Residenz, ein französischer Maitre Bedürfnis sei; darum verschrieb er Herrn Meuret, dessen traurige Lage ihm bekannt war, und bot ihm sein Haus als Heimat an, bis er sich eine eigene Wohnung verschaffen könnte.

Nur *ein* Bedenken war dabei. Im Hause der Großeltern wurde streng auf Zucht und Sitte gehalten. Der Großvater hatte, als ihm während der französischen Einquartierung die *bonne amie* eines Generals ins Quartier zugewiesen wurde, diese mit großer Energie ausgetrieben, und obgleich ihm kein Französisch zu Gebot stand als der Ausruf: »Marsch, Madame!« so hatte sie's doch wohl verstanden. Nun war zu fürchten, Monsieur Meuret möchte nicht ohne seine Demoiselle kommen; das wollte der Großmutter gar nicht munden, und doch mochte man deshalb nicht die

Gelegenheit versäumen, dem Heimatlosen eine Heimat zu bieten. Endlich entschloß man sich, Herrn Meuret ohne Bedingungen und Klauseln einzuladen. Siehe da, es kam alsbald eine Art von Kutschenwagen mit äußerst wenig Gepäck; darauf thronte Monsieur Meuret, und allerdings auch die Demoiselle, die er aber alsbald als Madame Meuret vorstellte. In Anbetracht ihrer erlebten Drangsale und ihrer hilflosen Lage drückte man ein Auge über die Vergangenheit zu, und Monsieur und Madame wurden zunächst im Kloster untergebracht.

140

Monsieur Meuret eröffnete sogleich einen Lehrkursus, der von der aufblühenden Jugend, sowohl aus dem hohen Adel als dem verehrten Publikum, recht zahlreich besucht wurde; Madame gründete eine französische Strickschule, und so fanden sie sich bald, wenigstens im Vergleich mit ihrem letzten Aufenthalt, in recht erträglichen Umständen. Die Sprachkenntnisse, die man sich bei Madame erwarb, beschränkten sich freilich auf ein paar Phrasen: *Madame, s'il vous plaît, examinez mon ouvrage! Madame, s'il vous plaît, laissez-moi sortir!* und dergleichen; aber doch war's immerhin französisch und darum ein ganz andres Ding als eine deutsche Strickschule.

Monsieur Meuret bewegte sich in äußerst gemessenen, zierlichen Formen und schien das dreifache Maß seines äußerlich verlorenen Ranges innerlich in sich aufgenommen zu haben. Madame befließ sich minderer Feinheit, und das eheliche Verhältnis des edlen Paares, das sich spät und nach so langer Bekanntschaft verbunden, schien eben nicht das zärtlichste zu sein. Madame Meuret, eine geborene Elsässerin, hatte als deutsches Stammgut nichts behalten als deutsche Schimpfwörter, die sie in unglaublicher Anzahl vorrätig hatte und an ihren Eheliebsten sowie an ihre Zöglinge verschwendete, über welch letztere sie hie und da noch ein fühlbareres Regiment mit der Elle führte. Alle Tiernamen standen ihr zu Gebot, und sie stellte sie auf eine Weise zusammen, daß Linné und Buffon in Verlegenheit gewesen wären, die Geschöpfe zu klassifizieren, zum Beispiel: »Du Stockfischgans, du Kalbsluckel, du bist mit Spülwasser getauft!« usw. usw. Die Tugend der Unparteilichkeit mußte man ihr lassen, da sie die Töchterlein ihres Protektors höchstens mit noch stärkeren Ehrentiteln und häufigeren Ellmeßberührungen heimsuchte als die andern.

Das liebste Gesprächsthema des Ehepaars war natürlich ihre verlorene Herrlichkeit, die, wie es zu gehen pflegt, in der Erinnerung beträchtlich erhöht und verklärt wurde. Besonders gründlich war Monsieur Meuret in der Schilderung seiner reichen Garderobe, die den kleinen Mädchen,

141

denen er sie beschrieb, ganz fabelhaft erschien. Er hoffte auch immer wieder in den Besitz wenigstens dieses Teils seiner Habe zu kommen, den er, bereits in Kisten gepackt, auf der Flucht irgendwo in Verwahrung gegeben habe. Da aber nichts kam, ward die Geschichte von Herrn Meurets Kleidern allmählich zum Mythos.

Welcher Triumph war es nun für den verkannten Edeln, als eines Morgens durchs Städtchen die Kunde erscholl, Monsieur Meurets Kleider seien angekommen! Die Schülerinnen, wohl auch die Mütter, eilten herbei, den Schatz in Augenschein zu nehmen. Ja, da war die ganze Herrlichkeit! Der unwiderlegliche Beweis, daß Monsieur Meuret daheim ein Mann *comme il faut* gewesen. Da lag ein geblühtes Sammetkleid, ein roter, ein apfelgrüner Frack; ein Staatsdegen, ein galonierter dreieckiger Staatshut, kurze Inexpressibles mit silbernen Knieschnallen, seidene Strümpfe, Schnallenschuhe, und über das alles noch ein Ludwigskreuz! Für welches Verdienst Monsieur Meuret dieses bekommen, da er, soviel bekannt, nichts getan hatte, als daß er davongegangen war, das wurde nie sicher erhärtet, wie es so oft bei Orden der Fall ist. Genug, der Orden war da, und Monsieur Meuret trug ihn von Stund an, zusamt dem geblühten Sammetkleid, Degen und Staatshut, obgleich alle diese Kleiderpracht zehn Jahre im Dunkel gelegen und gänzlich außer Kurs gekommen war. Hat jemals das Kleid den Mann gemacht, so war das hier der Fall; Meuret machte, gerade wegen der Seltenheit seines Kostüms, eine höchst respektable Figur, und er war in den Augen des ganzen Städtchens um viele Prozent gestiegen; ja, Madame selbst bekam ein Gefühl ihrer Würde, ihre Ausdrücke wurden feiner, und ihr Putz, der früher keineswegs französische Eleganz verraten hatte, wurde gewählter.

142 Außer der Garderobe mußte Herr Meuret nicht viel Besitztümer zurückgelassen haben, denn auch nach der Restauration bezeigte er kein Verlangen nach der Heimkehr; es scheint, der Vicomte habe sich nicht restauriert. Dagegen aber ging dem würdigen Mann noch am Lebensabend ein anderer Glückstern auf: er wurde durch Vermittlung eines adeligen Gönners als Professor der französischen Sprache an die Landesuniversität berufen, eine Stelle, auf die er ungefähr so viel Ansprüche hatte als auf den Orden. – Gleichviel, er war's einmal und trug die Bürde dieser neuen Würde mit allerhöchstem Anstand. Madame schaffte sich augenblicklich ein neues schwarzes Seidenkleid an und nannte ihn von Stund an »*mon cher*«. Monsieur und Madame Meuret reisten ab und überließen es ihren teuern Schülerinnen, Französisch, Bildung und Fransenstricken zu lernen, wo

sie wollten. – Ob und wie weit er seine neue Stelle ausgefüllt, ob das geblümete Sammetkleid bis an sein Lebensende ausgehalten, ob Madame das *mon cher* nicht wieder verlernt hat, darüber ist mir nicht viel zu Ohren gekommen. Aber der Großvater dachte sein Leben lang mit Vergnügen daran, wie er durch die Berufung des Emigré nach Kirchheim den Grund zu dessen Glück gelegt.

Der Maler

Wie viel gebetene und ungebetene Gäste auch das Kloster heimsuchten, ein Zimmer wurde stets freigehalten und blieb sogar bei den hohen Wasch- und Putzfesten verschont: des Malers Stube. – Der Maler war so recht der Stammgast des Hauses; man wußte fast nicht mehr, wann er zuerst gekommen war. Seine Ankunft wurde stets ohne Zeremonie angekündigt durch einen großen, langen Korb, der, mit einem Tuche bedeckt, sein Malergerät enthielt. Seine übrige fahrende Habe war leicht transportabel, da sich seine Garderobe mehr durch Qualität als durch Quantität auszeichnete. – Der Maler, der in der Residenz eine bescheidene Mietwohnung innehatte, war den größten Teil des Jahres der Gast irgend einer befreundeten Familie, um diese und die ganze Umgegend mit den Erzeugnissen seiner Kunst zu beglücken.

143

Er machte eine recht anständige Figur, der Maler; er war nicht groß, aber wohlgeformt und abgerundet, jederzeit höchst proper und zierlich gekleidet, in Frack, Schuhen und seidenen Strümpfen, die er eigenhändig zu stopfen pflegte. Somit machte er in seinem Äußern keinen Anspruch auf Genialität. Wie würde er sich entsetzt haben, wenn ihm ein Kunstgenosse aus unsern Tagen zu Gesicht gekommen wäre, mit Waldungen von Schnurr-, Backen- und Knebelbärten, einer Haarwildnis und einem Paar düsterer, rollender Augen, während ihn ein Stäubchen auf den blankgewichsten Schuhen unglücklich machen konnte! Nur in einem Stück erhob sich sein Künstlergeschmack über die Herrschaft der Mode: inmitten des Zeitalters der Zöpfe und Zöpfchen, Buckeln und Haarbeutel, Puderköpfe und Perücken trug er unverändert seine eigenen, halblang geschnittenen Haare, wodurch er sich noch in spätern Jahren ein gewisses jugendliches Aussehen bewahrte.

Im Kloster war er daheim wie im eigenen Hause. Er kommandierte die Mägde, die seiner unendlichen Pünktlichkeit nie Genüge tun konnten; er schulte die Kinder herum, ohne die Vermittlung der elterlichen Oberbe-

hörde zu suchen; er kritisierte die Speisen und machte den Küchenzettel; denn er war ein ziemlicher Feinschmecker und hatte Kenntnisse in der Kochkunst, welche die selige Verfasserin des schwäbischen Kochbuchs beschämt hätten. Wegen all dieser Eingriffe in ihr Gebiet lebte er denn auch in beständigem kleinen Krieg mit der Großmutter, obgleich sie es von Herzen gut mit ihm meinte und er großen Respekt vor ihr hatte. Desto besser stand er mit dem Großvater, mit dem er immer zu kleinen Schutz- und Trutzbündnissen gegen die Frauenwelt verbunden war.

Der Beginn seiner Laufbahn war ein sehr vielversprechender gewesen, weil sie, wie die so vieler großer Männer, zu allerunterst angefangen hatte. Er war der Sohn eines armen Kupferschmieds in Urach. Herzog Karl bemerkte die wunderschöne Stimme des Buben, als er einmal durch die Stadt ritt. Äußerst begierig, jedes aufkeimende Talent in seiner Akademie zu hegen, welches Treibhaus damals in der Blüte seines Gedeihens stand, nahm er den Knaben alsbald in die Anstalt auf. Die Singstimme bildete sich mit der Entwicklung des Knaben nicht so glänzend aus, wie man gehofft; dagegen schien bei ihm Geschmack und Talent für Malerei vorherrschend zu sein. Der Herzog, der sich sonst fast göttliche Rechte anmaßte und wenn nicht die Herzen, so doch den Willen und die Gaben der Menschen lenken wollte wie Wasserbäche, ließ diesmal einen Menschen seinen eigenen Weg gehen. Zu viel scheint er sich nie vom Maler versprochen zu haben; denn er verlor ihn aus dem Auge und tat nichts dafür, sein Talent durch Reisen und dergleichen zu heben. – Der Maler hat auch die Akademie keineswegs als großer Künstler verlassen, und es schien nicht, als ob er seine Kunst für etwas andres ansehe als für einen recht anständigen Nahrungszweig. Er war und blieb ausschließlich Porträtmaler. Seine Bilder haben fast alle den Vorzug großer Treue, aufs Idealisieren ließ er sich höchst selten ein; sie sind keine vergeistigte Wiedergabe der Natur, wohl aber eine genaue Kopie davon, und die Warze auf der Nase des Herrn Stadtschreibers durfte so wenig wegbleiben wie der kleine Auswuchs am Halse der Frau Dekanin, obgleich diese solche Treue sehr übel vermerkte. Er war unermüdet fleißig, und da er sehr wohlfeil malte und daneben ein angenehmer Hausgenosse war, so läßt sich erklären, wie in jener sparsamen Zeit ganze Generationen sich durch seinen Pinsel verewigen ließen. Durch ganz Schwaben, das Land auf und ab, finden sich in Zimmern oder Rumpelkammern noch Bilder, die ohne Malerzeichen unverkennbar den Stempel seiner Hand tragen.

Die Familie im Kloster malte er in allen Formaten und Lebensaltern: rotwangige Kinder, Jungfrauen mit kurzer Taille und Spickelkleidern, Papa, Mama und Großmama. Die Großmutter wollte mit ihren Bildnissen nie zufrieden sein, sie wäre gern hübscher gewesen und hätte eine kleinere Nase gewünscht. Doch, wie gesagt, Verschönern war nicht des Malers Sache. Er behandelte die Rockknöpfe und Halskrausen gerade mit derselben Aufmerksamkeit wie das »gesegnete Menschenantlitz« und fühlte sich noch geschmeichelt, als die Magd bei einem seiner Porträts nichts zu bewundern wußte als: »Ach, wie sind des Herrn Buchhalters Weste so gut getroffen!« Für Schönheit hatte er aber doch ein lebendiges Auge und war ein großer Freund und platonischer Verehrer des schönen Geschlechts. Unter seinen zahlreichen Freundinnen hatte er immer noch besonders bevorzugte, die er mit Auszeichnung »meine Auguste«, »meine Karoline« nannte; nie aber hörte man, daß seine Vorliebe auch in jungen Jahren den Grad einer ruhigen, freundschaftlichen Zuneigung überschritten hätte. Diese seine Erwählten pflegte er dann auch unentgeltlich und sogar in etwas idealer Gestalt zu malen, etwa mit einem Blumenkranz oder nach damaligem Zeitgeschmack mit fliegenden Haaren, an einem Altare stehend. Solche Bilder erheben sich auch wirklich in Auffassung und Ausführung ziemlich über seine andern.

146

Ein lästiger Gast wurde der Maler nie, obgleich er ein sehr dauerhafter war. Ohne seiner Würde zu vergeben, machte er sich nützlich durch allerlei kleine häusliche Dienstleistungen, zu denen er eine geschickte Hand hatte. Er malte nicht, wie ein moderner Maler, nur in einem absonderlich zubereiteten Atelier, in dem er aufgesucht werden muß. Was er bedurfte an Licht und Schatten, das war durch einen geschlossenen Fensterladen, durch einen aufgezogenen Vorhang leicht hervorgebracht, und so zog er denn mit seiner Staffelei und seinem Korb in jedes Haus, wo er gerade porträtierte, und war den ganzen Tag über dessen Gast. Dadurch trat er mit den Gegenständen seiner Darstellung in ein recht vertrautes gemütliches Verhältnis, was gewiß viel zu dem natürlichen, hausbackenen Charakter seiner Bilder beitrug, die nicht absichtlich liebenswürdige oder schalkhafte Gesichter machen wie die Porträts in unsern Kunstaustellungen. – Alle, auch die mechanischen Verrichtungen, die zu seiner Kunst gehörten, vollbrachte er selbst; im Hof grundierte er seine Leinwand, rieb seine Farben und brauchte so keine Art von Gehilfen.

Er war ein recht unterhaltender Gesellschafter und erheiterte unermüdet den Familienkreis durch Vorlesen, durch Gesang – seine Stimme erhielt

sich lange schön –, durch Teilnahme an den damals im Schwange gehenden Pfänderspielen. Hatte ihn die Karlsakademie nicht zum großen Manne gemacht, so hatte sie ihm doch eine zugleich feine und gründliche Bildung mitgeteilt, so daß sein Umgang wirklich von Wert für die Jugend war, zumal in einem Landstädtchen, dessen Schulunterricht sich nicht weit übers Buchstabieren und Dividieren erhob. Nur trug die gute Großmutter Sorge, ob er nicht den jungen Leuten etwas von den freigeisterischen Ansichten mitteilte, die er, wie so viele seiner Zeit, als notwendiges Erfordernis feiner Bildung und als Zeichen eines guten Kopfes sich angeeignet hatte. Sein im Grunde doch heimatloses Leben, das ihm tiefere Erregungen ferne hielt, trug wohl dazu bei, daß das Glaubensbedürfnis in seiner Seele nicht recht erwachte. – Dieser Mangel an innerer Glaubens- und Lebenswärme ließ nun auch Raum in seiner Seele für einen stillen Trübsinn, der ihn bei der heitersten Außenseite mit zunehmenden Jahren beschlich. Seine Sehkraft fing an abzunehmen; mit den Augen verfiel sein einziges Unterhaltsmittel, und für die Zukunft hatte er nie vorgesorgt. Er hatte kein geniales Künstlerleben geführt, nicht in *einer* tollen Champagnernacht lange Hungertage zu vergessen gesucht; aber ein anständiger Wohlstand, ein gewisser Komfort in Nahrung und Kleidung war ihm Bedürfnis. Dabei hatte er eine freigebige Hand, sowohl ein Scherflein der Armut als auch ein Ehrengeschenk der Freundschaft zu bieten. Der Notpfennig für die alten Tage fehlte ihm, und seinem ehrenhaften Sinn widerstrebt es, sich als unnützes Mitglied in der Gesellschaft von fremder Güte erhalten zu lassen. In tiefster Seele mochte ihn wohl auch schmerzlich das Bewußtsein erfüllen, daß er nur in dem Vorhof seiner herrlichen Kunst stehen geblieben und nie in ihr Heiligtum eingedrungen war. – So sah er bei kräftigem Körper mit den verdunkelten Augen in eine öde Zukunft. Zu *der* Höhe des Bewußtseins konnte er sich nicht erheben, sich als Kind des großen Vaterhauses, als Diener des unendlich reichen Hausherrn zu fühlen, in dessen Dienst *keine* Hand müßig gehen darf, wenn wir nur zu verstehen wissen, zu welchem Werke er uns wirbt.

In des Malers sonst so ruhiger Seele reifte ein Entschluß, den niemand bei dem heitern, gleichmütigen Manne vermutet hätte. Er beschloß, sein Leben selbst zu enden. Ganz im stillen, anscheinend mit vollkommener Seelenruhe, bereitete er die Ausführung des dunkeln Gedankens vor und brachte alle seine zeitlichen Angelegenheiten in Ordnung mit der peinlichen Pünktlichkeit, die lebenslänglich ein Charakterzug an ihm gewesen war. – Aber nie wurde wohl der eigenmächtige Beschluß eines Menschen-

willens in so wunderbarer und trauriger Weise verhindert und befördert zugleich wie der Vorsatz des Malers.

Er war schon längere Zeit vom Hause des Großvaters fern gewesen, als eines Tages statt des erwarteten Korbes ein Brief von ihm kam nebst seiner goldenen Taschenuhr. Neben dem sonst ganz gleichgültigen Inhalt des Briefes bat er den Großvater, die Uhr als Vergütung für ein kleines Darlehen anzunehmen. Der Großvater war ärgerlich und gekränkt über dieses Verfahren eines Freundes, den er nie gemahnt hatte; noch aber stieg keine Ahnung des wirklichen Grundes in ihm auf. – Einige Zeit nachher kam ihm die Kunde zu, daß in B. am Neckarufer ein fast unkenntlicher Leichnam gefunden worden sei. Jetzt erst ging ihm ein Licht auf über das Geschick seines unglücklichen Freundes. Er eilte hin und erkannte die durch schwere Wunden und längeres Liegen im Wasser sehr entstellte Leiche, weniger an den Zügen als an des Malers Lieblingsdose, die sich noch bei ihm fand. Aber ein dunkles Rätsel schien auf dem Tode des Mannes zu liegen. Daß er beabsichtigt, sich selbst zu töten, das stellte sich durch tausend kleine Umstände seiner letzten Lebenstage unzweifelhaft heraus, und doch trug die Leiche Wunden, die ebensowenig durch seine eigene Hand wie durch das Umhertreiben des Körpers im Wasser entstanden sein konnten. Woher nun diese? Der Maler war der friedfertigste Mensch von der Welt gewesen: wer konnte seiner eigenen Hand auf solche Weise vorgegriffen haben?

Erst einer Untersuchung späterer Jahre, die aus ganz andern Gründen geführt wurde, war es vorbehalten, dieses Geheimnis ans Licht zu ziehen. – Es lebte in der Nähe von B. ein Wirt, der eine so wunderbare Ähnlichkeit mit dem Maler hatte, daß er oft mit ihm verwechselt wurde, so wenig sonst Verwandtes war zwischen dem anständigen, gesitteten Maler und dem rohen, jähzornigen Wirt. Dieser hatte wenige Tage vor dem Ende des Malers mit ein paar Schiffern, gleichfalls rohen und wüsten Gesellen, einen heftigen Streit gehabt, der damit endete, daß er sie zum Hause hinauswerfen ließ, worauf sie ihm blutige Rache schwuren. – Am Morgen des Tages, wo der Maler vor Sonnenaufgang hinausging, um sich selbst zu Grabe zu tragen, traf er am Neckarstrand die Schiffer, die mit wilder Gier auf ihn, als den vermeinten Gegenstand ihres wütenden Hasses, losstürzten. Ob sie in ihrer Wut nicht achteten, was sie über ihren Irrtum hätte belehren können; ob der Maler, froh, daß ihm die *eigene* Tat erspart war, sich selbst enthielt, sie zu enttäuschen: das weiß niemand. So ist dem friedlichen Künstler ein dunkles und blutiges Ende geworden. Möge er

einen milden Richter gefunden haben an dem, der Herzen und Nieren prüft und der nicht gewollt, daß ihn der *eigene* Schritt vor der Zeit zum Tode führen sollte! – In der Familie des Klosters ward ihm ein freundliches Andenken bewahrt, und in manchem schwäbischen Hause wird bei diesem Umriß, der Wahrheit gibt, keine Dichtung, die Erinnerung an den gemütlichen heimischen Künstler wieder aufleben. Mir sei vergönnt, mit seiner traurigen Geschichte das Kloster zu schließen und euch hineinschauen zu lassen in ein paar andre alte Häuser von Kirchheim.

2. Das stille Haus

Philemon 15

In einer stillen Seitenstraße der sonst sehr lebendigen kleinen Stadt stand ein unscheinbares Haus, das man für unbewohnt hätte halten können, so wenig Bewegung und Geräusch wurde darin vernommen, wenn man nicht an dessen Hinterseite, welche die Aussicht auf das weite Tal und die grüne Alb bot, helle Fenster mit Gardinen und Blumen geschmückt und hinter diesen manchmal eine weibliche Gestalt erblickt hätte.

150

Die anspruchslose Wohnung war die Heimat einer stillen Jungfrau, die eigentlich einem sehr lauten Familienkreise angehörte. Außerhalb dieses Kreises war sie nur wenigen bekannt: den Armen, den Kranken und bekümmerten Herzen. In der Welt und mit der Welt lebte sie nicht; die mancherlei kleinen Interessen, die Tagesneuigkeiten, welche die Bewohner kleiner und großer Städte in Bewegung erhalten, waren nicht für sie vorhanden; aber mit den Ihrigen teilte sie Freude und Leid herzlich und warm, und obwohl ihre Weise still und gelassen war, so konnte sie doch recht kindlich heiter sein mit den Jungen und Frohen.

Am liebsten war sie freilich allein in ihren stillen Zimmern, durch die der Geist der Ordnung und des Friedens wehte, und ließ ihre müden Augen ausruhen auf dem schönen, frischen Grün des Tales. Doch nahm sie es auch freundlich auf, wenn das stille Jungfernstübchen sich belebte von kleinen und großen Nichten und Neffen, die gar zu gern den Schauplatz aller Familienfeste hierher verlegten, zu der freundlichen Tante, die alle Jugendlust so gerne gewähren ließ und die nachher mit aller Ruhe und Heiterkeit ihr kleines Anwesen wieder in Ordnung brachte, wenn die wilde Schar das Unterste zu oberst gekehrt hatte.

Im Mai war der Tante Marie Geburtstag, und auf diesen Tag wußte man schon, daß sie keine Besuche aus der Familie brauchen konnte; da kam alle Jahre ein stattlicher Mann am ersten Gasthof zu Kirchheim mit Extrapost angefahren. Von hier aus verfügte er sich sogleich zur Tante Marie und brachte die wenigen Tage, die er im Städtchen verweilte, von Morgen bis Abend bei ihr zu. Sie machten große Spaziergänge, lasen zusammen und schienen bis zur Abschiedstunde nicht fertig werden zu können mit eifrigen Gesprächen.

Nach diesen Besuchen war die stille Marie eine Zeitlang noch stiller; ihre Geschwister wußten wohl, daß man sie jetzt allein lassen mußte, bis sie selbst wieder einmal in einem der Familienkreise mit der alten heitern, anspruchslosen Miene erschien.

Die Besuche des ansehnlichen fremden Herrn bei der alten Jungfer, die für eine Pietistin galt, obgleich sie deren Versammlungen gewöhnlich nicht besuchte, machten anfangs großes Aufsehen in Kirchheim; allmählich gewöhnte man sich daran. Der Fremde war Professor an der Universität eines Nachbarstaates und ein gekannter Schriftsteller. Alle seine Werke kamen zuerst in das stille Jungfernstübchen der Tante Marie, die ununterbrochen in brieflichem Verkehr mit ihm stand. Die Bewohner von Kirchheim waren längst an den rätselhaften Gast gewöhnt; die jungen halberwachsenen Nichten und Neffen, hauptsächlich aber die ersteren, plagten sich und die Eltern unablässig mit Fragen und Vermutungen, ob er denn ein Verwandter von ihr sei – aber dann wäre er ja auch einer von ihnen – oder ein Freund? Aber solche Freunde hatte man doch gewöhnlich nicht? ... Die Eltern jedoch schwiegen still, und das Rätsel blieb ungelöst.

Ob Tante Marie einmal schön gewesen, war gleichfalls ein Gegenstand häufiger Beratungen. Neben ihrem Freund, der, obwohl einige Jahre älter, doch in der Fülle und Kraft des Mannesalters stand, sah sie freilich recht verblüht aus; aber es war eine milde Anmut über ihr ganzes Wesen ausgegossen, ein Hauch des Friedens, der höher ist als alle Schönheit, weil er über dem Wechsel der Zeit steht.

Marie war von äußerst zarter Gesundheit, und lange vor der Zeit fühlte sie ihre Lebenskraft abnehmen. Sie hatte bis jetzt meist eine ihrer Nichten um sich gehabt, und diese hatten ihrem stillen Einfluß den größten Teil ihrer innern Bildung zu danken; – nun aber bat sie ihre älteste Schwester, ihr Hermine, die ihr stets die liebste der Nichten gewesen war, für den Rest ihres Lebens ganz zu überlassen.

Sehr gern folgte die junge Hermine dem Wunsch der verehrten Tante, obgleich sie diese im stillen gar nicht für so krank hielt. »Aber, Mutter, ehe ich jetzt ganz zur Tante gehe, *mußt* du mir sagen, wie es denn ist mit dem Professor; ich weiß ja gar nicht, wie ich daran bin, wenn er kommt.«

152

»Nun ja, Kind«, meinte die Mutter, »du hast nicht unrecht und bist alt genug dazu; was ich weiß, will ich dir gern sagen, aber das ist nicht viel; es ist eine kuriose Geschichte.

Du weißt, daß Marie das jüngste von uns Geschwistern ist, auch war sie daheim das Nesthäkchen und der Liebling, solange unsre selige Mutter noch lebte; wir zwei älteren Schwestern waren schon verheiratet und Marie noch nicht ganz vierzehn, als die Mutter starb. Sie war eine vortreffliche, fromme Frau gewesen, und ihr Tod brachte uns allen ein tiefes Leid; die Marie aber war ganz trostlos. Von nun an hatte sie wenig Freude mehr daheim; unser Vater war ein verschlossener, heftiger Mann, der ihrem Herzen nie nahe gekommen war. Nach kurzer Zeit verheiratete er sich wieder, und jetzt kann ich dir's schon sagen, daß wir alle die zweite Mutter nie recht liebgewannen. Sie war gar nicht böse, aber launisch und oberflächlich; in den ersten Wochen zehrte sie die Marie fast auf vor Liebe, nachher ließ sie sie gehen, tat ihr nichts zulieb oder zuleid mehr, und so wurde das Mädchen immer stiller, und außer ihrem Religionslehrer verkehrte sie am liebsten mit ihren Blumen und Büchern; doch konnte sie recht heiter sein, und sie war ein sehr hübsches Mädchen, so wenig sie aus sich machte.«

»Seh' ich ihr gleich, Mama?«

»Du? bewahre! Du bist nicht halb so hübsch und kannst dich nicht so nett und einfach kleiden wie Marie. Nun, der Doktor R., eben der Professor, lernte die Marie kennen auf einem Ferienbesuch, den er hier machte; sie fanden beide Gefallen aneinander, niemand hatte etwas einzuwenden. Wir hielten's alle für ein rechtes Glück, daß sich Marie in ihrem achtzehnten Jahre mit ihm verlobte. Jetzt lebte sie erst recht auf und ward eine Person von Bedeutung in der Familie; dem Vater, dem Bruder und den Schwägern schienen erst die Augen aufzugehen über ihre Liebenswürdigkeit, ihren Verstand und die Bildung, welche sie sich in aller Stille erworben hatte. Die Mutter bekam einen heftigen Anfall von mütterlicher Zärtlichkeit und besorgte mit Eifer die Ausstattung.

153

Marie blühte wie ein Röslein; mit ihrem Geschmack an Büchern und Lesen und Studieren war sie bei dem Doktor ganz an den Rechten gekommen. Die zwei wurden viel geplagt mit ihren Studien und gelehrten Ge-

sprächen; sie schrieben einander ganze Pferdlasten von Briefen, der alte Stadtbote mußte noch einmal öfter in der Woche aufs Postamt fahren, – mitunter waren sie freilich auch recht kindisch zusammen. Es war alles schön und gut; doch fiel mir's auf, als ich längere Zeit hier war, daß Marie gar selten mehr den Stadtpfarrer besuchte und so äußerst still und schüchtern in seiner Gegenwart war.

Etwa ein halb Jahr waren sie verlobt, als R. einen Ruf auf die Professorstelle in *** bekam; da war nun der Jubel vollkommen, und der Hochzeitstag wurde festgesetzt. Marie freute sich wie ein Kind auf ihr eigenes neues Hauswesen, das Hochzeitskleid war fertig und das Aufgebot bestellt.

Da kam der Professor, um vor seinem Abzug noch einen Besuch bei der Braut zu machen, ehe er sie heimführte. Marie war wie immer heiter und zärtlich. Der Bräutigam mußte in der Nacht mit dem Eilwagen abreisen, und das Brautpaar machte abends noch einen langen Spaziergang zusammen; ich glaube, es war auf den Kirchhof, wohin sie auch sonst gern gingen. Marie kam ganz lebendig und aufgeregt heim von ihrem eifrigen Gespräch, und sie nahmen einen so zärtlichen, liebevollen Abschied wie immer.

Am andern Morgen, ich war damals auf Besuch beim Vater, kam die Marie so bleich zum Frühstück, daß wir alle erschrecken, obgleich wir es der Trennung zuschrieben. Die Mutter wollte sie aufheitern und sagte: ›Morgen, Marie, wollen wir nach Stuttgart fahren, um deine Sachen vollends zu besorgen; wir haben nur noch vier Wochen bis zur Hochzeit.‹ Da sagte Marie ruhig, aber mit leiser Stimme: ›Sie dürfen sich keine Mühe mehr geben, Mutter, ich werde gar nicht Hochzeit haben.‹

Da saßen wir alle und starrten sie an mit offenem Mund; wir hätten sie für verrückt gehalten, wenn sie nicht so gar sanft und ruhig den ganzen Sturm von Fragen und Vorwürfen ausgehalten hätte, der über sie losbrach. ›Und Ludwig?‹ fragte ich endlich. ›Dem habe ich schon heute früh geschrieben.‹ Das war ihre einzige Antwort, mehr konnten wir nicht herausbringen.

Der Professor kam am zweiten Tag, in heftiger Bewegung; wir hatten ihn mit Schmerzen erwartet und hofften alles von seiner Gegenwart. Was es an jenem Abend zwischen ihnen gegeben, darüber rückte er auch nicht heraus. ›Setzen Sie dem Mädchen den Kopf zurecht, Herr Tochtermann,‹ sagte der Vater, ›oder ich werde selbst noch toll.‹ Marie empfing ihn ruhig, still und schüchtern. Sie gingen in den Garten; da saßen sie in der Laube, in der sie sich verlobt hatten, weiß Gott wie lange, immer im eifrigsten

Gespräch. Wir waren voll der besten Hoffnung; da kamen sie endlich herauf, alle zwei bleich wie der Tod. Der Professor sagte dem Vater, daß er sich in Mariens Willen fügen müsse und auf ihren Besitz verzichte, gab uns allen die Hand, auch der Marie, küßte sie auf die eiskalte Stirn und fuhr davon.

So wenig ich Marie begreifen konnte, so dauerte sie mich doch viel zu sehr, als daß ich ihr hätte Vorwürfe machen können; der Vater aber war furchtbar böse, und bei der Stiefmutter war der Zärtlichkeitsanfall gründlich vorbei. Ich nahm Marie auf eine Zeitlang mit mir; sie war so angegriffen, daß ich alles fürchtete, und sie erholte sich nur nach und nach in der Stille und Ruhe, die ich ihr ließ.

Es war gar nicht wie sonst bei einem Brautpaar, das sich aufgegeben: keine Briefe, keine Geschenke und Porträts wurden zurückgegeben; im Gegenteil, der Schriftwechsel fing wieder an, wenn auch nicht so eifrig wie zuvor, und Marie las die Briefe mit so ängstlicher Spannung, als ob sie von jedem ihr Lebensheil erwarte. Ich konnte nicht glauben, daß es bei den zweien aus sein sollte, und erschöpfte, als Marie wieder gesunder war, all meine Beredsamkeit, ihren Sinn zu ändern oder doch zu erfahren, *warum* sie es denn so gewollt. So sanft und nachgiebig sie sonst ist, so fest blieb sie hier. Aber das muß ich sagen, daß sie noch viel lieber und besser wurde als vorher. Sie schien gar nimmer an sich selbst zu denken, so fromm, so fleißig, so gut gegen Arme, – wie ein wahrer Engel war sie. Als der erste Ärger des Vaters verraucht war, kam sie wieder heim; man gewöhnt sich an alles: wo die Zeit nicht Rosen bringen kann, da nimmt sie doch Dornen. Der Vater sagte nichts mehr; er schien es auch zu fühlen, daß mit dem bleichen Kinde ein Engel unter sein Dach eingezogen war.

155

Von Jahr zu Jahr hofften wir, es solle anders werden; es blieb aber dasselbe. Acht Jahre nach jenem Tag starb der Vater, die Mutter zog zu entfernten Verwandten. Wir alle hätten Marie gern bei uns gehabt; da fiel uns aber um diese Zeit das alte Haus in Kirchheim als Erbschaft eines Herrn Vettters zu, und Marie bat uns, da es ohnehin nicht leicht verkäuflich war, es ihr zum Wohnsitz zu überlassen. Das geschah, und seither ist alles geblieben, wie es jetzt noch ist; Marie und der Professor schreiben sich fortwährend, er besucht sie jeden Geburtstag, er schickt ihr all seine Bücher, – aber keines von uns hat jemals erfahren, was sie getrennt hat.« – – – – –

Das war alles, was Hermine über die Lebensgeschichte der Tante hörte, und es steigerte nur ihre Neugierde, das eigentliche Wort des Rätsels zu

wissen. Diese Neugierde verklärte sich zu einem Gefühl des tiefsten, innigsten Anteils, als sie in der unmittelbaren Nähe der Tante, unter dem Einfluß dieses ruhigen, klaren, innig frommen Gemütes stand; aber nie hätte sie eine Frage gewagt.

Tante Marie hatte übrigens ihren Zustand richtig beurteilt; ihre Gesundheit war gebrochen, ihr Leben einer langsamen Zehrkrankheit verfallen. Bald wurde ihre Schwäche so groß, daß sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. Hermine ließ sich das ihr liebe und heilige Amt der Pflege nimmer abnehmen; das Verhältnis zwischen Tante und Nichte wurde immer inniger, das Muttergefühl, das Marien versagt war, schien in ihr für dies junge Mädchen erwacht zu sein.

Es war in der Zeit des beginnenden Herbstes, die so leicht Kranke dieser Art hinrafft, – eine recht stille Abendstunde; Hermine saß an dem Bett der Kranken, lautlos ihre Züge beobachtend, da schlug Marie die halbgeschlossenen Augen auf: »Kind, hast du an den Professor geschrieben?« – »Ja, Tante, gleich nachdem Sie es gewünscht.« – »Es ist gut, ich glaube, er kommt bald«, sagte sie mit sanftem Lächeln. Hermine stiegen die Tränen ins Auge, ihr Herz war zum Überfließen voll; zum erstenmal wagte sie ein weiteres Wort: »Tante, liebe Tante, wenn Sie sich so freuen auf ihn, warum, o warum sind Sie nicht sein eigen geworden? Oh, Sie hätten ihn gewiß recht glücklich gemacht!«

Marie legte sanft ihre Hand auf die des weinenden Mädchens. »Liebes Kind, ich lebe nicht mehr lange; du hast mich so lieb gehabt, du sollst mich nicht für launisch, für seltsam halten. Ich will dir sagen, was ich niemand noch gesagt – rück näher, Kind, ich kann nicht lang' und nicht laut reden! – schiebe die Lampe zurück!

Hermine, ich war jünger als du, noch ein Kind, als ich so an meiner Mutter Sterbebett saß, wie du hier an meinem. Aber mir starb mit der Mutter mein alles, ich war außer mir vor Schmerz; ich glaubte sie dem Himmel abringen zu können mit meinem Gebet. Die Mutter allein hatte noch die Macht, mich zu beruhigen. In jener Nacht sprach sie recht lang' und herzlich mit mir und wies mich auf den festen, tiefen, innigen Glauben hin, der ihres Lebens Glück und Trost gewesen war; aber mein Schmerz brach immer wieder aus: ›Mutter, o liebe Mutter‹, rief ich, ›wie soll ich fromm bleiben, wie gut werden ohne dich? Versprich mir, daß du wieder zu mir kommen willst auch noch vom Himmel!‹ – ›Kind‹, sprach sie ernst, ›du weißt nicht, was du bittest, das liegt nicht in Gottes Willen; er hat uns Licht genug gelassen für unsern Weg. Aber ich verspreche dir‹, sagte

sie mit wunderbar klarer, heller Stimme, »wenn Gott es zuläßt, so komme ich zu dir, wenn deine Seele in Gefahr ist!« Das waren ihre letzten Worte.«

157 Die Kranke ruhte längere Zeit, dann begann sie wieder in kürzeren Pausen: »Hermine, ich habe Ludwig unbeschreiblich lieb gehabt, mehr als ich sagen kann. Ich wußte, daß er meinen Glauben nicht ganz teile; das tat mir weh, aber ich dachte nicht daran, ihn darum aufzugeben; er war ein edler Mann, – ich vertraute auf die Macht der Liebe, – Gott werde ihn durch mich wieder zum Glauben führen. Aber, Kind, das ist schwerer, als man glaubt. Ludwig ist ein glänzender, reich gebildeter Geist; die Ansichten eines geliebten Mannes sind wunderbar hinreißend; ich vermied die Besprechungen über diesen heiligsten Gegenstand nicht, ich wollte ihn ja bekehren. Allmählich schlichen sich diese Ideen, »der Geist des Christentums«, wie er es nannte, in meine Seele, ich glaubte Ludwig, so lang' ich ihn hörte; war ich allein, so *fühlte* ich, daß *das* nicht Wahrheit war, aber den Stern, der mir seither geleuchtet, fand ich nimmer. Ich konnte nicht mehr aufblicken wie das Kind zum Vater; ich war oft innerlich unglücklich, aber ich dachte nicht daran, Ludwig aufzugeben. An jenem Abend sagte ich ihm alles, was mein Herz bekümmerte und bewegte, er war dadurch nicht angefochten; er zeigte und bewies mir klar, auf welchem Standpunkt ich noch stehe, das sei nur ein Übergang zum Wahren. Aufs neue legte er mir das ganze glänzende Gebäude seiner Ideen vor Augen. Ich weiß nicht mehr alles; ich war hingerissen, überzeugt, wie ich meinte; er warb mich für ein neues Leben im Dienste des ewigen Geistes. Erhoben, neubelebt glaubte ich heimzukehren; in meinem stillen Stübchen war es noch nicht anders. In jener Nacht, was ich gesehen, soll nicht über meine Lippen –, Hermine, *meine Mutter hat Wort gehalten*. Von nun an wußte ich, was ich zu tun hatte; als sein Weib hätte ich ihm nicht widerstehen können, und ich löste das Band. Er sagte mir viel: nicht mit einer Silbe wolle er meinen Glauben antasten; ach, ich wußte wohl, daß ein absichtliches Schweigen oft mehr tut als ein Angriff, gegen den man sich waffnet. Mein Weg war mir klar, und Gott ist sehr gnädig gegen mich gewesen. Von allen Bitten, die ich seitdem zu Gott schickte, ist nur *eine*, meine erste und letzte, meine heißeste, noch nicht erfüllt; wir sind *noch* nicht eins in allem – Ludwig ist wahr gegen mich wie gegen sich selbst; wenn sich der Himmel mit einer Lüge erkaufen ließe, er würde es nicht tun. Und nun, gute Nacht, Kind!«

158 Am folgenden Tag kam ein Brief, Marie las ihn mit leuchtenden Augen; »er hat deinen Brief noch nicht, Hermine, aber er kommt bald.« Die

Schwestern kamen noch, um Marie zu besuchen; sie nahm herzlichen Abschied von ihnen, wünschte aber nicht, daß eine bleibe. Sie lag still und ruhig wie in froher Erwartung. Endlich fuhr ein Wagen vor; der Professor stürzte heraus: »Lebt sie noch?« rief er atemlos Herminen entgegen. »Gott sei Dank!« rief er auf ihre bejahende Antwort und eilte zur Kranken. Eine Vorbereitung war hier nicht nötig. Lange, lange waren die beiden allein beisammen, bis Hermine wagte, wieder einzutreten. Ludwig saß dicht bei Marie, die, aufgerichtet im Bett, ihr Haupt an seine Brust gelehnt hatte und ihm mit seligen, strahlenden Blicken ins Auge sah. Beider Hände ruhten ineinandergelegt auf Mariens Bibel, dem liebsten Erbteil von ihrer seligen Mutter.

Hermine wollte sich schüchtern zurückziehen, Marie winkte ihr freundlich und sagte leise: »Danke Gott, Kind! Mein Gebet ist erhört, mein Opfer war kein vergebliches.« Sie sprach nicht mehr viel, aber sie trennte sich nimmer von ihm, von dem sie so lange getrennt gewesen war. Vereint genossen sie das heilige Abendmahl, das letzte, was über Mariens Lippen ging; sie starb mit seligem Lächeln. Ihr Bild im Tode war wie verklärt, fast so lieblich wie einst das der jungen Braut, nur etwas bleicher.

Das stille Haus hat sich geschlossen – vielleicht, um später ein lautes zu werden; nur für die wenigen, denen sie angehörte, ist es geweiht durch das fromme sanfte Bild der Tante Marie.

3. Der Freihof

Der Freihof ist ein altes, hochgelegenes, ziemlich unansehnliches, burgähnliches Gebäude, das früher nur weibliche Insassen hatte. Das Innere des Hauses hatte aber für alt und jung einen eigentümlichen Reiz, und besonders für die Kinder war ein Gang zum Fräulein vom Freihof fast ein ebenso großes Fest wie eine Einladung zur Frau Fürstin, von der ich später zu sprechen habe. Eine seltsame, längst verschollene Welt schien sich aufzutun, wenn das hohe Hoftor geöffnet wurde von der uralten Dienerin, Kammerfrau, Gesellschafterin und Haushofmeisterin in *einer* Person, die mit Hilfe einer »jungen« sechzigjährigen Tochter das Hauswesen besorgte und die Person des Fräuleins bediente. Zwei verhältnismäßig gleich alte Hundeveteranen folgten dieser auf allen Schritten.

Hier schien wie in Dornröschens Schlosse durch einen Zauberschlag die Zeit festgebannt worden zu sein. Die Zimmer waren zierlich eingerich-

tet mit prächtig bemalten Hautelissetapeten, Taburetten, Causeusen und all den alten Herrlichkeiten, welche erst die Mode der letzten Jahre wieder zu Ehren gebracht hat. Daneben gab es noch allerlei merkwürdige Kunstwerke, die den Kindern wie wahre Zaubereien erschienen, besonders das kleine Bergwerk in einem Glase mit zahllosen arbeitenden Bergmännchen, das durch laufenden Sand in Bewegung gesetzt wurde. Herrlich war der Garten mit verschnittenen Taxushecken, Springbrunnen mit Meerfräulein und kunstreich verschnörkelten Gängen und Blumenrabatten, wie sie jetzt ein Gärtner schwerlich mehr zustande brächte. Inmitten dieser alten Pracht schaltete und waltete das Fräulein, gleich ihrer Dienerin ganz unverändert in die Tracht ihrer Jugend gekleidet, mit hochfrisierten, gepuderten Haaren, Poschen und Kontuschen, Schönheitspflästerchen auf den geschminkten Wangen, recht als wäre sie leibhaftig aus dem Rahmen des lebensgroßen Bildes herausgetreten, das in ihrem Prunkzimmer hing.

Die unvergängliche Schönheit der schlafenden Königstochter schien nun freilich dem Fräulein nicht verliehen zu sein; sie konnte ihre neunzig Jahre nicht verleugnen. Indessen trug sie die Last ihres Alters leicht und trippelte auf ihren hohen Absätzen noch flinker umher als das »Mädchen«, wie die sechzigjährige Tochter der Kammerfrau von ihr und von dieser genannt wurde.

160 Ihr Geschick hatte in Wahrheit einige Ähnlichkeit mit dem des Dornröschens. Ihre Altersgenossin und Lebensgefährtin, die Kammerfrau, hat es unsrer Großmutter einstmals im Vertrauen erzählt, als diese das jugendliche Bild des Fräuleins betrachtete, dem es jetzt noch auf ein Haar glich, die Schönheit abgerechnet. »Sie werden sich wundern«, sprach die Alte, »daß mein Fräulein, die noch schöner war als ihr Bildnis, und so reich dazu, sich nicht verheiratet hat. Ich sage Ihnen, Freier hat sie gehabt mehr als Tage im Jahre, schöne darunter und vornehme und reiche, und alle hat sie fortgeschickt. Damit hat es aber seine eigene Bewandnis, was niemand weiß außer mir, und Ihnen will ich's sagen. Es ist, ich weiß nicht
161 mehr wie lange her, ich war dazumal ungefähr fünfzehn und mein Fräulein sechzehn Jahre alt, da habe ich sie nach dem Befehl der hochseligen Frau Mutter auf einer Promenade begleitet. Wir waren weit ab vom Hause gekommen, und die Dämmerung brach schon herein; da begegnete uns eine alte schwarze Zigeunerin, die als Wahrsagerin bekannt war. Mein Fräulein bekam auf einmal Lust, ihre Zukunft zu erfahren, und streckte der Alten die Hand hin zum Wahrsagen. Obgleich sie etwas abseits gingen, konnte ich doch die Worte gar gut verstehen: ›Hüt dich wohl, schönes

Jungfräulein, einem geringen Freier zu folgen! Kein anderer als ein Kaiser wird dich heimführen. Laß dich das Warten nicht verdrießen! Kommt er auch spät, so kommt er doch gewiß.«

Auf dem Heimweg war das Fräulein sehr nachdenklich; sie erzählte mir, wie diese Prophezeiung zusammentreffe mit einem wunderbaren Traum, den sie unlängst gehabt; sie verbot mir aber, irgend einer Seele ein Wörtlein von allem zu sagen. Von Stund an zog sie sich ab von allen Mannspersonen, die in ihres Herrn Vaters Haus kamen; keiner konnte ihr Herz bewegen, einen um den andern ließ sie abfahren. Dabei war sie aber nicht stolz und hoffärtig, sondern freundlich und leutselig gegen jedermann, nur nicht gegen das Mannsvolk. Ein Jahr verging nach dem andern, ein Freier um den andern blieb weg; Papa und Mama drohten und baten, am Ende aber sagten sie nichts mehr. Ob das Fräulein ihnen ihr Herz geöffnet hat, weiß ich nicht. Zuletzt starben Vater und Mutter, und das Fräulein blieb allein mit mir und meinem seligen Mann, dem Hausverwalter. Ihre ganze prächtige Aussteuer und ein wunderschönes Brautkleid nebst Schmuck hat sie verschlossen. Sie ist allezeit getrost geblieben, und jedes Jahr an ihrem Geburtstage sagte sie zu mir ganz ruhig: ›Kommt er auch spät, so kommt er doch.« Seit zwanzig Jahren aber sagt sie nichts mehr, und mir tut es doch oft weh, daß sie all die schönen Herren so fortgeschickt hat. Wenn er jetzt auch noch käme, so wäre es doch fast zu spät; meinen Sie nicht auch?«

162

Das Fräulein konnte sich in der Kunst des Wartens gehörig üben; der Tod selbst schien zu zögern, um dem hohen Freier Zeit zu lassen – vergeblich. Am Ende hatten das Fräulein, ihre Kammerfrau, deren Tochter und die zwei Hunde zusammen ein Alter von dreihundertundzwanzig Jahren erreicht; da war die Kammerfrau zum erstenmal in ihrem Leben so keck, ihrer Herrin voranzugehen – ins Grab, und das Fräulein folgte ihr bald nach.

Armes Fräulein vom Freihof! Als die Tochter der Kammerfrau, »das Mädchen«, mit zitternden Händen die achtundneunzigjährige Braut bekleidet hatte mit den köstlichen Brautgewändern, noch würdig einer Kaiserbraut, so alt und vergilbt sie waren, und als nun der Leichenkutscher *Kaiser* mit seinem lahmen Rappen die Anhöhe herauffuhr, dich heimzuführen in die enge Klausen, da haben deine blassen Lippen sich nicht mehr bewegt, nicht zum Lächeln, nicht zum Weinen; du hast den Hohn des Schicksals nicht mehr gefühlt, der jene Weissagung auf so schnöde Weise in Erfüllung gehen ließ.

Armes Fräulein vom Freihof! Hätte der Tod nur noch dreißig Jahre gezögert, wer weiß, ob nicht noch der Befreier die verzauberte Schöne gefunden hätte, wenn auch nicht ein Königssohn, so doch vielleicht ein Fünftelskaiser¹, der sich der reichen Erbin erbarmt hätte, selbst wenn sie in Poschen und Schönplästerchen aufgetreten wäre und von weitem schon nach der alten Aristokratie gerochen hätte.

Gutes Fräulein vom Freihof! Ob du dein Schicksal und deine Bestimmung auch mißverstanden, du hast in Ehren ausgehalten. Mit demütigem Herzen hast du geharrt auf deine stolze Zukunft, kein Wort der Klage kam auf deine Lippen, kein bitterer Gedanke in deine Seele. Von den Vorrechten des Herrscherstandes hast du dir keines im voraus angemäßt, außer das schönste: die Erste zu sein im Segnen und Wohltun. Mögest du würdig erfunden worden sein einer edleren Krone als die, auf welche du hienieden vergeblich gehofft!

4. Der Herrenbau

Der Herrenbau sah nicht so wundersam und märchenhaft aus wie der Freihof, doch war wenigstens ein Teil seines Innern noch viel geheimnisvoller und unergründeter.

So wie ich mir's denken kann, ist es ein altes stattliches Gebäude mit eingeschlossenem Hofraum; auf einer Seite von hohen Bäumen beschattet, so dicht, daß fast kein Sonnenstrahl hereindringen konnte. Der untere Teil war gleichgültig, prosaisch, der wurde vermietet an jedermann; oben aber, da hauste der düstere geheimnisvolle Freiherr mit seinem alten Diener, und dem war es eben recht, daß kein Licht eindrang.

Eine eigene, rätselhafte Region begann in dem oberen Stock, wo nie ein anderer Tritt als der des Freiherrn und seines Johann gehört wurde; jahraus jahrein waren Tag und Nacht Fenster, Läden und Vorhänge dicht verschlossen; jahraus jahrein brannte Licht in den Zimmern des alten Herrn.

Man wußte gar wenig von dem Freiherrn, nur ein Zug von ihm war bekannt: seine entschiedene Frauenfeindschaft. Kein weiblicher Dienstbote, keine Frauensperson unter irgend welchem Vorwand durfte je die Treppe betreten; rasch und scheu schritt der Freiherr vorüber, wenn ihm eine der Hausbewohnerinnen vom unteren Stock begegnete. Der Johann ver-

richtete mit ängstlicher Genauigkeit alle Dienste, die sonst von Frauenhänden geleistet werden, und mit schadenfrohem Hohnlachen sahen die Mägde der Nachbarschaft zu, wie die steife Gestalt in Livree und gepuderten Haaren mühselig, aber mit großem Anstand den Wassereimer die Treppen hinaufschleppte, den Vorplatz kehrte oder Gemüse für die Küche wusch.

Als getreuer Diener seines Herrn hielt sich der Johann für höchlich verpflichtet, dessen Frauenhaß zu teilen, obgleich er seine Gründe nicht kannte und keine eigenen dafür hatte. Die Wäsche des Herrn, zu deren Reinigung er sich doch nicht selbst verstehen konnte, stellte er der Wäscherin schweigend ins Haus und nahm sie mit möglichst gedrängter Kürze in Empfang, wenn sie fertig war; hatte er Einkäufe auf dem Markt oder in Läden zu machen, so besprach er sie am liebsten mit dem männlichen Personal. Dafür mußte er aber von dem beleidigten Frauengeschlecht, den Mägden am Brunnen und den Marktweibern, manche spitzige Redensart hören: »Ein Wunder, Herr Johann, daß Er seinem Herrn nicht auch Ochsenmilch und Gockelseier verschafft!« – »Er hätte gar nicht nötig, so kostbar zu tun, solche wie Ihn gibt's noch genug, wenn der Markt verlaufen ist!« usw. – Johann nahm alle dergleichen Sticheleien mit ruhiger Verachtung hin; er wurde ganz vergnügt, daß er nun doch einen Grund für seinen Weiberhaß bekam, und es tat ihm nur leid, daß er sich gegen keine gleichfühlende Seele darüber aussprechen konnte. Denn der Freiherr war kein Freund von Worten, und als der Johann ein einzigmal unaufgefordert eine vertrauliche Bemerkung wagte, mit der er gewiß Glück zu machen hoffte, und im Ton militärischen Respekts gegen den Freiherrn äußerte: »Aber, gnädiger Herr, die Weibsleut' sind doch ganz grausig unverschämt!«, hatte ihn der mit so seltsamen Augen angeschaut, daß das die letzte blieb.

Aufs tiefste empört war der Johann, als sich Herr Meuret, der Emigré, in das Erdgeschoß des Baues eingeknistet hatte und Madame Meuret ihre Strickschule mit kleinen Mädchen dort errichtete; da *konnte* er nicht schweigen. »Wissen der gnädige Herr, daß die französische Madame ein ganzes Rudel kleiner Mädchen hereinbringt? Befehlen der gnädige Herr nicht, daß man sie fortjagt?« Der Freiherr schüttelte den Kopf und begnügte sich, dem Kinderschwarm auszuweichen allemal, wenn er anrückte; einmal aber geschah es, daß er eines der Mädchen, das sich verspätet, auf die Achsel klopfte und ihm ein uraltes Bonbon schenkte, eine Begebenheit, die Epoche machte in der Strickschule.

Der Ton der Klingel, der des Sommers und Winters früh um sechs Uhr aus des Freiherrn Zimmer ertönte, war der einzige, der die tiefe Morgenstille unterbrach. Mit der feierlich ausgesprochenen Frage: »Wie haben der gnädige Herr geschlafen?« trat der Johann mit zwei Kerzen ein und löschte das Nachtlicht des Freiherrn. »Erträglich, Johann«, war die stehende Antwort, nach der Johann begann, die Toilette seines Herrn zu machen, mit einer Zierlichkeit und Sorgfalt, als ob es auf die Eroberung von einer ganzen Damenschar abgesehen gewesen wäre. Mit dem Schlag sieben begab sich dann der Herr ins Nebenzimmer, wo Johann hinter seinem Stuhl stehend das Frühstück servierte. Die Zeit von acht bis elf Uhr brachte der Herr in seiner Bibliothek zu, schwerlich immer mit Lektüre beschäftigt. Diese ganze Bibliothek bestand aus den Werken französischer Romandichter und Philosophen; den Romanen aber hatte er, zugleich mit den Frauen, Lebewohl gesagt; wenn ihm nun nichts blieb als die Philosophen, so läßt sich leicht denken, wie sein inneres Leben, gleich seinem äußeren, immer dürrer und verödeter wurde.

Nachmittags machte der Herr feierlichen Schrittes seine Promenade auf dem durch eine Kastanienallee eingefassten Stadtgraben, gefolgt von seinem Johann, bis er nach einer Stunde wieder in seiner dunkeln Behausung verschwand.

Vor mehreren Jahren hatte er noch viel stiller und zurückgezogener in seinen verdunkelten Mauern gelebt; damals war er von auswärtigen Hofdiensten zurückgekehrt in die kleine Stadt Kirchheim, zu dem alten Haus, an dessen Bewohnung er ein Familienrecht hatte. Seit seinem Einzug überschritt er aber viele Jahre lang die Schwelle nicht mehr; nur das Aus- und Eingehen des Johann gab den unten Wohnenden Kunde, daß der stille Bewohner oben noch am Leben sei.

Eine tödliche Krankheit, die Folge dieser licht- und luftlosen Lebensweise, hatte endlich einen Arzt ins Haus gerufen, der durch einen Machtpruch deren Änderung gebot. Der Herr aber wollte davon nichts wissen und schüttelte schweigend den Kopf.

Da vernahm die Frau Herzogin von der Krankheit und dem Eigensinn des Freiherrn und fand sich bewogen, bei ihm vorzufahren und in eigener Person nach seinem Befinden zu fragen. Der angestammte und angewöhnte Respekt vor Standespersonen überwand beim Herrn und Diener die Frauenscheu; die Frau Herzogin wurde eingeführt, und die sanfte, gewinnende Persönlichkeit der alten Dame bewirkte mehr als der Ausspruch des Doktors.

Der Freiherr genas und machte von nun an seine tägliche Promenade, auch alljährlich zwei Aufwartungen im Schloß, am Neujahr und am Geburtstag der Herzogin. Wie die Mägde und Marktweiber bei Johann, so hätten die paar Hofdamen gern diese einzige Gelegenheit benützt, seinen Frauenhaß durch süße Blicke zu brechen oder durch spitze Worte zu rächen; aber alle Versuche glitten ab an der äußersten Gleichgültigkeit, mit der er die schönste wie die häßlichste Gestalt gleich entschieden als Luft behandelte und seine feierliche Höflichkeit allein der gebietenden Frau zuwandte.

Auch die Kirche fing er seit jener Zeit an zu besuchen und erregte das Erstaunen und Ergötzen der Schuljugend durch den großen Muff, mit dem er sich zur Winterszeit gegen die Kälte schützte. Niemand in der Stadt Kirchheim hatte ihn jung gesehen; er hatte schon das Ansehen eines bejahrten Mannes, als er seine Einsiedelei zum erstenmal verlassen.

Nur ein Band gab es, das den scheuen Freiherrn noch mit den Menschen verband, nur *eine* Freude, der er nicht entsagt hatte, – die des Wohltuns. Wo er eine bekannte oder verborgene Not erfuhr, da war seine Hand stets offen, natürlich so still und heimlich wie möglich. Viel Freude konnte nun freilich auch nicht dabei sein, da er fast nie den Dank aus eines Armen Munde selbst empfing; aber doch ist manch stilles Gebet für ihn emporgestiegen und hat einen Friedenshauch in sein verdüstertes Dasein gebracht, ohne daß er wußte, woher er ihm gekommen.

Außer den Armen war ihm wohl niemand so gewogen wie die Lichterzieher, die gern der halben Bevölkerung zugunsten ihres Gewerbes eine so menschenfeindliche Laune gewünscht hätten; wie es denn überhaupt eine tröstliche und daneben eine höchst leidige Eigenschaft des Menschenlebens ist, daß jedes Unglück des einen für den andern eine Lichtseite hat. Wir sind ein Raubvogelgeschlecht, wo sich jeder, vom Generalfeldmarschall bis zum Totengräber, von einem Stückchen menschlicher Vergänglichkeit oder menschlichen Jammers nährt. Ich hörte eine Frau Apothekerin einst ganz ärgerlich sagen: »Jetzt kommt d' Cholera erst nicht!« Hagelwetter und Katzenmusiken sind die Blütezeit der Glaser; bei der »herannahenden Saison der Rheumatismen« preisen die »wollenen Warenhändler« vergnügt ihre Waren an; die zerrissenen Stiefel, die den Jungen Schläge und Schelte eintragen, helfen den Kindern des armen Schusters zu ihrem täglichen Brot; und so war das verstörte Gemüt des Freiherrn, das ihm das Tageslicht verhaßt machte, ein rechtes Labsal für

seinen Nachbar Seifensieder, der sonst die gutmütigste Seele von der Welt war.

Alle Lichter brennen aus, so auch das Lebenslicht des alten Freiherrn. An einem kühlen, klaren Herbstmorgen öffneten sich zum erstenmal die Fenster und Läden im Herrenbau, zum erstenmal fiel das Sonnenlicht auf das Lager des alten Herrn, als die Leichenschau es umstand, um sich von seinem Tode durch Schlagfluß zu überzeugen. Ein entfernter Vetter wurde herbeigerufen, um des Freiherrn Erbe in Besitz zu nehmen, das man nach seinen Spenden an die Armut für viel größer gehalten, als sich nun zeigte.

168 Der junge Baron hatte seinen Vetter im Leben nicht gekannt, aber im Tod interessierte er sich sehr für ihn; er hatte Sinn fürs Romantische und hätte gar zu gern gewußt, *was* denn den alten Herrn zu solch einem verfehlten Dasein voll Nacht und Trübsal gebracht. Der Freiherr aber hat sein Geheimnis mit in das Grab genommen; den Johann hatte er erst kurz vor seiner Ankunft in Kirchheim gedingt, und so war niemand, der Aufschluß geben konnte.

Nur das Bild einer wunderschönen Dame, das sich im verborgensten Fach eines Schreibtisches gefunden, soll Kunde gegeben haben, daß der Freiherr wohl nicht sein Leben lang so tiefen Abscheu vor Frauen gehegt hatte. Ein unverbürgtes Gerücht sagt, daß der junge Erbe an dem Hofe, wo der Freiherr seine Jugend verlebte, einiges erfahren, was das Rätsel lösen konnte: eine alte leidige Geschichte, wie sie bei dem früheren Leben an Höfen wohl nicht die erste war und nicht die letzte blieb: die Geschichte von einem lebensfrischen jungen Pagen, der jahrelang mit der reinen Glut einer jungen Seele, mit stiller, hoffnungsloser Treue zu einer stolzen Schönheit aufgeschaut, und der endlich durch ein fürstliches Fürwort mit *einem* Schlag an das Ziel seiner Wünsche gekommen war.

169 *Was* es aber gewesen, das die schöne Braut, deren Stolz sich in demütige Liebe verwandelt, am Hochzeitsmorgen dem überseligen Bräutigam anvertraut, das ist nicht mehr über seine Lippen gekommen. Ein dunkles Geheimnis muß es gewesen sein, daß es ihn an demselben Tag fortgetrieben von Braut und Hochzeitsfreude, fortgetrieben für all sein Leben lang von dem klaren Sonnenlicht und dem holdseligen Frauenantlitz, von aller Liebe und häuslichen Freude.

Des Freiherrn altes Wappenschild ist glänzend und fleckenlos auf seiner Bahre gelegen; von dem Geschick jener schönen Braut aber, von ihrer Schuld und ihrem Leid hat man nichts mehr vernommen.

Bald fünfzig Jahre sind verflossen, seit man die Leiche des Freiherrn aus dem Herrenbau getragen. Mancherlei Bewohner sind indes in dem alten Gebäude aus- und eingezogen, bis es nun frisch gelüftet und gereinigt zu neuem Zwecke hergestellt wurde. Und zu welchem! Hat sich der Geist des alten Freiherrn nicht zürnend aus seiner Gruft erhoben? Schreitet das Gespenst Johannis nicht mit würdevoller Entrüstung durch die entweihten Gemächer? Wagen an Wagen hält vor dem Bau, und eine Frauengestalt um die andre tritt in die alten Räume: ernste, stille Frauen und Jungfrauen, heitere, gesprächige darunter, und

Sie sinnen und träumen,
Sie ordnen und räumen
Mit fleißigen Händen
An Ecken und Enden.

Sind es Nonnen? Nein, dazu ist ihre Tracht zu mannigfach, zu modisch. Witwen sind es und Jungfrauen, die eine stille Zuflucht hier suchen vor Stürmen und Unbilden des Lebens; einen Trost für Herzenseinsamkeit in freundlichem, friedlichem Beisammenleben, einen Wirkungskreis für eine noch rüstige Kraft. Der alte Herrenbau ist zum Frauenstift geworden.

Nun gute Nacht, Dunkel und Schweigen! Ist's kein rosiges Morgenlicht, so sei es doch eine freundliche Abendsonne, die über dem alten Herrenbau leuchtet!

170

Und wenn der Geist des alten Freiherrn sich's doch einfallen ließe, Umschau zu halten in seiner ehemaligen Heimat, so möge er lernen, daß auch Herzen, denen das Leben nicht viel Rosen getragen, etwas Besseres tun können als sich in Finsternis begraben und den Frauen davonlaufen!

5. Das fürstliche Schloß

Von Rechts wegen und der Rangordnung nach hätte ich unter den alten Häusern von Kirchheim zuerst das fürstliche Schloß oder Schloßchen vorführen sollen; aber die Familientraditionen des Klosters haben gar zu heimatlich dahin gewinkt, und dann erfordert es ja bei manchem Aufzug das Zeremoniell, daß das Vornehmste zuletzt kommt.

Von dem Schlosse ist in architektonischer Beziehung nicht viel zu berichten; es hat weder die anmutige Eleganz neuer noch die feierliche Pracht oder den märchenhaften Zauber alter Schlösser. Nur die hohen

Kastanien, die schattigen Gänge des Schloßgartens sind von einem poetischen Hauch durchweht. Es zeigt so eine Art von Zopfstil, obwohl seine Erbauung eigentlich noch vor die Zopfzeit fällt. Auch die geschichtlichen Belehrungen über seine Erbauer und Bewohner will ich vaterländischen Chronisten überlassen. Zu der Zeit, aus welcher meine Bilder genommen sind, war es Witwensitz und bewohnt von der Herzogin Franziska, Herzog Karls Witwe, dem Mittelpunkte, der Sonne des Städtchens. Eine müde Sonne war es nun freilich, nahe am Untergehen; gerade darum aber ließ sich's leichter hineinschauen, und kein Auge konnte geblendet, keines verletzt werden von dem höchst bescheidenen Glanze, der sie umgab.

171 Das Leben dieser Frau gehört der Geschichte Schwabens an, und ihre romantische Jugendgeschichte ist schon vielfach zum Stoff für Dichter und Schriftsteller geworden; darum möge sie hier ruhen. Sie hatte den Glanz ihrer früheren Jahre teuer erkaufte mit schweren inneren Kämpfen und – mit Vaterfluch. Ihr Vater war ein alter, ehrenfester Edelmann, dem in sehr gesunkenen Verhältnissen seine ritterliche Ehre der letzte Schild und Trost war. Er hatte es für keinen Flecken dieser Ritterehre gehalten, seine Tochter, als Opfer dieser Verhältnisse, in blühender Jugend einem rohen Gatten hinzugeben; aber daß sie gewagt, selbst ihre Bande zu lösen, daß sie die Freundin ihres Fürsten geworden, noch ehe sie seine Gemahlin ward vor Gott und der Welt, – das konnte er ihr bis in seinen Tod nicht vergeben. Erst nach diesem war es der Mutter vergönnt, ihr geliebtes Kind zu besuchen, und auch sie hatte solches Grauen vor dem Weg, auf dem ihre Tochter zu dieser Höhe gestiegen war, daß sie nie mit den Titeln von ihr sprach, die ihr nun mit Recht zustanden; nie von den Vorrechten ihres hohen Standes, der fürstlichen Equipage und dergleichen Gebrauch machte. Sie kam nie anders als in einer einfachen Mietkutsche zu ihrer Tochter, so daß einmal der Kutscher, als der Herzog mit glänzendem Gefolge vorüberritt, diesem zutraulich zurief: »Euer Durchlaucht, d' Schwieger hab' ich gestern gut heimbracht.«

172 Doch, wie gesagt, die Jugendgeschichte der Herzogin mit ihren Licht- und Schattenseiten möge hier ruhen. In Kirchheim war sie nur die wohlthätige Fee des Städtchens; hier gedachte man ihrer nur als des guten Engels ihres Landes und ihres Gatten, der Gefährtin seines besten Lebensabschnitts; hier verlebte sie im stillen den Rest ihrer Tage, »eine rechte Witwe«, in stetem, treuem Andenken an ihren geliebten Herrn. So wenig ihr aber auch von dem Lärm und Pomp geblieben war, der die Tage ihres Glanzes umgeben, ein Hof mußte dennoch gehalten werden. Die steifen

Formen ihrer Zeit waren ihr so sehr zur andern Natur geworden, daß sie sich nimmer ohne diese bewegen konnte; auch mochte es ihr wohlthun, sich bis zu ihrem Tode unverändert in der würdevollen Stellung zu erhalten, in der nicht ihr Stolz nur, nein auch ihr innerstes weibliches Gefühl allein wieder seine Befriedigung gefunden hatte. So ging sie nie zu Fuß in das Städtchen; aber sie fuhr täglich aus, gezogen von vier Schimmeln von so ehrwürdigem Alter, daß ihnen die gegenseitige Hilfe wohl zu gönnen war, und die, obgleich sie ihrer vier waren, so sachte trabten, daß der Läufer, der stets dem Wagen vorausging, sich nie außer Atem rennen durfte und ganz fett wurde bei seinem beweglichen Metier.

Selbst die Ergüsse ihrer liebsten Herzensneigungen waren in das Zwangsmieder fürstlicher Würde eingezwängt. So war sie eine große, herzliche Kinderfreundin; nicht aber, daß sie je in ein Haus gekommen wäre, wo sich ein munteres Völkchen tummelte, oder daß sie auf der Straße ein hübsches Kind abgeküßt hätte! Sie ging, wie gesagt, nie zu Fuß aus. Sie ließ die Kleinen zu sich bescheiden, und ein Fest war es für die Kinderwelt, wenn der galonierte Hoflakai in sämtlichen Honoratiorenhäusern die Runde machte, um die Söhne und Töchter ins Schloß einzuladen. Da wurde denn der beste Putz hervorgesucht, um die hoffnungsvolle Jugend nach Kräften hoffähig zu machen. Im Schlosse angekommen, schritten sie in regelrechtem Zug unter ehrfurchtsvollen Schauern durch den langen Korridor und die Vorzimmer bis in das innere Gemach, das ihnen als Inbegriff aller Herrlichkeit erschien, wo die Frau Herzogin im grauseidenen Kleide saß. Sie trug seit ihres Gemahls Tod nie andre als schwarze oder graue Gewänder.

Sie war eine freundliche kleine Frau von anmutigem Benehmen; von den Reizen ihrer Jugend zeigten sich wenige Spuren mehr, nur die blonden Löckchen unter der Witwenhaube trugen noch die schöne Farbe der reichen Flechten, die einst zu den Hauptzierden der jugendlichen Schönheit gehört hatten. Den Kindern war die Hofetikette streng eingeschärft worden, zuerst nach dem Kleid der Dame zu greifen, um es zu küssen, was diese dann eilig durch einen Kuß auf den Mund des kleinen Höflings verhinderte. Nun besah sie sich die Kinder der Reihe nach und sprach mit jedem ein paar freundliche Worte, die jene auswendig wußten: »Ei, wie du gewachsen bist!« – »Ist deine Mutter gesund?« usw. Dann aber gab sie ihrer Kammerfrau einen Wink, auf den diese sich entfernte und ein Kästchen mit vielen Fächern der durchlauchtigen Dame überbrachte. Das war der große Augenblick, auf den sich die Kinder leise mit ahnungsvollem Nicken

aufmerksam machten. Nun beschenkte die Fürstin sie der Reihe nach mit allerlei zierlichen Kleinigkeiten: vergoldeten Ringlein, Herzchen zum Anhängen, Ohrglöckchen und dergleichen, die mit verlegten gestammeltem Dank angenommen wurden. Die Hand der Geberin verlieh den an sich unbedeutenden Sachen den höchsten Wert in den Augen der Kinder, die sich sodann nach ehrfurchtsvoller Verbeugung wieder in Reih' und Glied entfernten und der lang' eingedämmten Jugendlust in dem schönen schattigen Schloßgarten freien Lauf ließen. Solche Einladungen erfolgten mehrmals im Jahre, unfehlbar aber um Ostern, wo die etwas reicheren Gaben im Schloßgarten versteckt und von den Kindern aufgesucht wurden.

174 Sämtliche Frauen des Städtchens wurden von Zeit zu Zeit zur Kaffeevs- site geladen. Auch hier ging es ziemlich zeremoniös her. Die Frauen saßen im Kreis um das Sofa der Frau Herzogin und tranken Kaffee aus kleinen Meißner Tassen; die Unterhaltung bestand meist aus durchlauchtigen Fragen und untertänigen Antworten, falls nicht hie und da die Herzogin etwas mehr in Fluß kam, wenn sie von ihrem seligen Herrn erzählte. Endlich erhob sich die Dame mit höflichen Worten zum Zeichen der Entlassung. So ein Galatag war aber eine große Begebenheit; die Großmutter hatte sich eigens dazu ein seidenes Band mit Gold gestickt gekauft und steckte den kolossalen Ring mit des Großvaters Bildnis an, der ihre halbe Hand bedeckte.

175 Die Männer wurden hin und wieder zur fürstlichen Mittagstafel gezogen. Solche Einladungen waren dem Großvater kein absonderliches Vergnügen. Obgleich er in angestammtem Respekt vor hohen Standespersonen auferzogen war und es ihm nicht einfiel, der Fürstin absichtlich etwas von der schuldigen Ehrerbietung zu entziehen, so konnte er sich doch sein Lebtag in die steifen Hofsitzen nicht finden. Seine Formlosigkeit gereichte manchmal dem Hofpersonal zu geheimem Entsetzen, der Durchlaucht aber zu herzlichem Ergötzen. Die Einladungen zum Diner kamen meist spät, und so traf sich's, daß der Großvater einmal vom eigenen Mittagstisch weg sich in den Staatsfrack werfen mußte, um an der Tafel zu erscheinen. Er aß wenig, da die französische Küche ohnehin nicht nach seinem Geschmack war. »Warum speisen Sie so wenig, Herr Klosterhofmeister?« fragte besorgt die Herzogin über die Tafel herüber. »Mag nichts mehr, Euer Durchlaucht, hab' schon daheim Leberknöpf' gegessen.« Ein andermal, als bei einer Morgenaufwartung wie gewöhnlich fremder Wein in kleinen Kelchen gereicht wurde, nahm er keinen an. »Herr Klosterhofmeister, warum trinken Sie nicht?« fragte die höfliche Herrin. »Euer Durch-

laucht, die Dinger da sind so klein; ich fürchte, das Kelchle schlupfe mit' nunter!« Von nun an bekam er ein größeres Glas.

Zahlreich waren die adligen Familien, welche diesem Reste eines Hofes nachzogen, von den stattlichen Kavalieren, den ehrwürdigen Hofdamen uralten Geschlechts an bis hinab zu etlichen obskuren gnädigen Frauen, die an hungrigem Vornehmtun den herabgekommenen Raubadel in Spindlers »Juden« noch übertrafen; die von der Wohltätigkeit der Fürstin lebten und vor einem Feste bei Hof acht Tage lang zu flicken hatten. Durch diesen Adel, hohen und niederen, bekam die ganze Geselligkeit des Städtchens einen von andern Städten seiner Größe verschiedenen Anstrich; Teegesellschaften waren damals schon häufig, während man sonst im Land nur Tee trank, wenn man krank war. Die adligen Damen erließen Einladungen zu Soireen, deren Hauptunterhaltung im Spielen bestand, vom L'hombre bis hinab zu Mariage und Hopsen, also daß sogar die liebe Jugend sich mit den ausgedienten Karten und alten Spielmarken vergnügte. Diese Unsitte war nun freilich kein Gewinn für die bürgerlichen Tugenden der Stadt Kirchheim, wurde aber doch mit Maß betrieben. Hatte etwa eine der Hausfrauen einen Gulden verspielt, so war das schon großes Malheur und wurde durch vermehrte Sparsamkeit eingebracht. Habe auch nicht vernommen, daß unter der Jugend dieses Gift nachhaltig gewirkt hätte und daß aus den Stadtkindern von Kirchheim irgend ein rasender Spieler hervorgegangen wäre.

Glänzende Feste, Bälle und dergleichen waren verbannt, wie sich's am Hof einer Witwe ziemt. Die einzige Abwechslung bestand in einer jährlichen Reise auf das Schloß zu S. zum Sommeraufenthalt, in den obenerwähnten Einladungen und abendlichen Spielpartien. So brachte der Hof in recht anständiger Langeweile sein Dasein hin; Winters jedoch erschien meist eine Schauspielergesellschaft, die durch Aufführung Kotzebuescher Lustspiele und Ifflandscher Rührstücke das Publikum von Kirchheim höchlich ergötzte. Einmal verstiegen sie sich bis zum »Donauweibchen«, wo ein ungeheures Stück zusammengeklebtes Zuckerhutpapier, das auf der Bühne hin und her gezogen wurde, das Meer vorstellte.

Die Herrin war äußerst sanften Charakters, freundlich und nachsichtig gegen ihre Umgebung und dankbar für jede »Attention«, die ihr in ihrer einsamen Lage zuteil wurde. Den Schauplatz ihrer glänzenden Vergangenheit hat sie nicht wieder besucht. So schloß sich ein reiches, vielgestaltiges Leben still, beinahe vergessen außerhalb des kleinen Kreises, in dem sich die gute Frau bewegte. Warum ihr nicht vergönnt war, sich an der Seite

ihres seligen Herrn zur letzten Ruhe zu legen, weiß ich nicht; sie wurde mit fürstlichem Prunk in der alten Gruft zu Kirchheim beigesetzt, die für sie nach langen, langen Jahren zum erstenmal wieder eröffnet wurde. Das Schloß hat seine Bestimmung beibehalten, ein Sitz für vereinsamte Frauen hohen Standes zu sein, und auch die freundlichen Engel des Wohltuns und der Milde haben fortwährend ihre Heimat dort gefunden.

Schwäbische Pfarrhäuser

1. Das freundliche Pfarrhaus

Ein freundliches war es gewiß. Es ist schon so schön hellgelb angestrichen und steht hoch oben im Dorf, recht ausdrücklich, damit es weithin gesehen werde, um den zahlreichen Pilgern vom nahen Städtchen eine freundliche Aufnahme zu verheißen. Und wenn man über den begrasteten Kirchhof schreitet, der, längst nimmer benützt, nur noch ein Tummelplatz ist für Kinder und Hühner, wie freundlich steht's da im reinlichen Hofraum, mit dem Nußbaum zur Rechten, der sich so dicht ans Haus anschließt, daß man seine Früchte vom Zimmer aus pflücken kann; mit dem Garten zur Linken, dessen Büsche und Bäume neugierig über die niedrigen Nebengebäude, die Stallungen für Hühner, herausgucken! Mit fröhlichem Gebell und zutraulichem Schweifwedeln sprang einem da Azor, der getreue Haushund, entgegen, ein wahrer Ausbund von Hund, ein garstiges Vieh zwar, aber höchst gastfreundlicher Natur, denn an jedem Besuch hüpfte er hoch empor aus lauter Vergnügen. Als Kinder konnten wir's ihm freilich nicht verzeihen, daß er Stachelbeeren fraß wie ein Mensch, sonst aber war er unser guter Freund. Armer Azor! Er mußte sein Leben lassen bei einer Hundemusterung und hatte doch kein Unrecht auf seiner ehrlichen Hundeseele, als daß er acht Jahre alt war! Das wäre auch nicht geschehen, wenn wir dazumal schon Öffentlichkeit und Mündlichkeit gehabt hätten.

178

Aber wir können nicht im Hof stehen bleiben; treten wir in den Flur, der zum Ergötzen der Kinder mit einer Schaukel versehen ist. Da prangte als beständiger Willkomm noch ein großer, prächtig gemalter Vers, von Tannenreis umkränzt, mit dem der Pfarrer vor Jahren einst von seiner Gemeinde empfangen worden war:

»Noch ehe er kam,
War sein Herz voll Huld uns zugetan;
Die Vorsehung schenkte uns ihn,
Und wir vereinigen uns heut mit ihm.«

Nun aber die Treppe hinauf, wo uns oben schon der Hausfrau freundliche Stimme begrüßt, in die große, wohnliche Stube, die vielerlei Zwecke in

sich vereint, die Salon, Studierzimmer, Speisesaal und Audienzgemach zugleich war. Da stand die stattliche Gestalt des Pfarrherrn ans Fenster gelehnt, eingehüllt in eine bläuliche Rauchwolke, die von ihm ausging und über das ganze Zimmer ein angenehmes Duster ausgoß. Er war ein standhafter Raucher (leidenschaftlich würde zu seinem sonstigen geruhigen Wesen nicht passen); Priester und Altar zugleich, dampfte er den lieben langen Tag, und nur ein einzigmal, in einer Stunde tiefsten Leides, sah ich sein Pfeifchen erloschen. Jetzt aber stellt er's einen Augenblick beiseite, um mit lauter, voller Stimme seine Gäste zu begrüßen.

179

Und nun legt man die überflüssigen Hüllen ab und setzt sich recht gemütlich um den runden Tisch, und ich möchte wohl wissen, wem's da nicht behaglich geworden wäre. Man fühlte sich so recht geborgen aus allem Gewühl und Getreibe des Lebens draußen, und die einfache Bewirtung: Kaffee, Butter, Brot und Obst, ließ man sich jederzeit so trefflich schmecken, als ob man gerade nur zum Schmausen gekommen wäre. Es war kein Wunder, daß man sich so wohl fühlte, denn willkommen waren alle Gäste, junge und alte, zu jeder Zeit, zu jeder Stunde, und es gibt kein angenehmer erwärmendes Gefühl als das, ein gern gesehener Gast zu sein. Niemals durfte man mit der heimlichen Angst die Glocke am Haus ziehen, daß nun droben ein Türauf- und -zuschlagen, eine gedämpfte oder laute Küchenkonferenz angehe, bis die Pforte sich öffne. Ja sogar der Samstag, dieser Tag häuslicher Plage und Unbequemlichkeit, dieser herbe Durchgang zu der Ruhe des Sonntags, hatte im freundlichen Pfarrhaus seinen Stachel verloren, weshalb auch eben an diesem Tag die stärkste Wallfahrt dahin war. Und nicht nur bei hellem Tageslicht suchte man das freundliche Pfarrhaus heim, nein, auch die schönsten Mondscheinpartien wurden in klaren Winternächten dahin gemacht, und ein warmer Tee nebst delikaten Apfelküchlein belohnte die späte Mühe.

Zu den übergeschäftigten Hausfrauen gehörte die Pfarrfrau nicht, obgleich sie die Finanzangelegenheiten des Hauses in aller Stille mit ruhiger Umsicht verwaltete; auch hätte ihre zarte Gesundheit wohl kaum ein sehr bewegliches Treiben gestattet. Drum hatte man auch im Pfarrhaus nie den peinlichen Eindruck, als ob jetzt die Leute Leib und Leben dran setzten, einen Kaffee zustande zu bringen. Da gab's kein stundenlanges Verschwinden der Hausfrau, unterbrochen durch kurzes atemloses Auftreten mit irgend einem Erfordernis. Nein, das gab sich alles wie von selbst; noch ehe die häusliche Wirksamkeit in die Hand der Töchterlein übergang, saß die Frau Pfarrerin geruhig da, mit ihrem roten Strickkorb,

ein langsam vorrückendes Strickzeug in der Hand, und lieh ihr Ohr den Gästen, während sie mit strahlenden Blicken fast unverwandt ihren Mann betrachtete, der in ihren Augen der Inbegriff aller männlichen Schöne und Herrlichkeit war, so wie er wiederum sich gar nichts Anmutigeres und Vollkommeneres vorstellen konnte als eben seine Frau. Ob das andern Leuten auch so erschien, das tut nichts zur Sache. Genug, *sie* waren selig in diesem Glauben, und von dieser steten unverwelklichen Glückseligkeit des Ehepaares, die es mit innigem Genügen erfüllte, ging auch die Lebensluft von Freude und Frieden aus, in der es einem so wohl wurde im Pfarrhause.

180

Eine Studierstube brauchte der Pfarrer nicht. Zwei Tage lang hatte er einmal eine gehabt, da hielt er's aber nicht aus. »Warum soll ich wo anders sein, wenn ich bei dir sein kann?« Seitdem etablierte er sich mit seinen Pfeifen und Büchern (in welchem beiden Stücken er keinen großen Luxus trieb) im einzigen Wohnzimmer bei seiner Frau, und weder sein Geist noch sein Amt hat darunter Not gelitten. Ein neues philosophisches System hat er nun zwar nicht ausgeheckt, auch nicht Chaldäisch und Sanskrit getrieben; aber ein grundgescheiter Mann war er doch, der über alle Erscheinungen im Gebiete des Lebens und Wissens ein gutes gesundes Urteil hatte.

Seine Passion war neben dem Rauchen noch das Schachspiel; es war gerade recht für sein gutes Phlegma, so eine halbe Stunde lang zwischen den Rauchwolken durch das Schachbrett zu betrachten, ehe er sich zu einem Zug entschloß. Hie und da begegnete es ihm, auch etwas zerstreut zu sein; wie er denn einmal in eine große Gesellschaft eintrat, statt des Stocks den Besen in der Hand, an dem er vor der Tür die Schuhe gereinigt hatte; – ich sehe noch das erstaunte Gesicht, mit dem er sich umsah, als sein höflicher Gruß mit einem schallenden Gelächter erwidert wurde.

Die Seelsorge, die Audienzen, die der Pfarrer seinen Bauern gab in ihren verschiedenen Lebensangelegenheiten, sie konnten nur gewinnen durch die stille Anwesenheit der Frau Pfarrerin, die, in alle Verhältnisse eingeweiht, da und dort ein Wort zur rechten Zeit einschaltete, am eifrigsten, wo es galt, einen Ehemann zu seiner Pflicht, eine Frau zur Geduld und Sanftmut zu ermahnen. Des Pfarrers Predigten, die er niemals studierte, was seine Frau als besonderen Ruhm anführte, hatten eine einfache Kraft und Wahrheit, die ihre Wirkung nicht verfehlten und manchmal gerade am rechten Fleck einschlugen, mehr als die beststudierte Rede.

181

Die Gemeinde lag beiden sehr am Herzen; sie betrachteten sie fast mit der parteiischen Vorliebe, mit der Eltern das eigene Kind samt seinen Tugenden und Fehlern ansehen, und konnten's nicht leiden, wenn gerade ihr Dorf so oft zum Gegenstand des Gespöttes der Nachbarorte wurde.

Es ist unverkennbar, daß, wie ganze Nationen und Provinzen, so auch einzelne Dörfer, und seien sie noch so nah beisammen, ihren eigentümlich ausgeprägten Charakter tragen, was vielen Anlaß zu zahlreichen Neckereien und oft blutigen Händeln zwischen Nachbarorten gibt. So war nun das Dorf, wo das freundliche Pfarrhaus stand, Weindorf wollen wir's nennen, weit berühmt wegen besonderer Betriebsamkeit und Sparsamkeit der Bewohner. Man hätte glauben sollen, sie verstehen zwei Tage aus einem zu machen. Wenn ungünstig Wetter in der Ernte oder zur Heuzeit einfiel und im ganzen Bezirk der Ertrag verdorben war, – die Weindörfer hatten den ihrigen immer noch bei Sonnenschein eingebracht; wenn eine Überschwemmung den Wiesen am Neckar drohte und die kaum eine Viertelstunde entfernten Stadtbewohner sich zur Ruhe legten und seufzten: »Schad um den schön Mist, wo's Wasser furtnemmt!« waren die Weindörfer Wiesen mit Laternen besät, bei deren Schein die Bewohner ihren Dünger bis aufs letzte Hälmchen wieder heimholten. Man sagte ihnen freilich auch nach, daß kein Weindörfer nach Haus komme, außer er bringe etwas »Gemaustes« mit, und daß man in den Weindörfer Weinbütten Fische fangen könne, weil sie nämlich den neuen Wein mit Neckarwasser vermehren; das aber ließ die Pfarrerin nie gelten. Sie hob dagegen mit Glanz hervor, wie fleißig ihre Weindörfer Männer seien und wie friedlich die Ehen; auch rühmte sie mit Recht, daß das ganze große Dorf nur einen einzigen Bettelmann besitze, der »umgeätzt« wurde; und das war erst noch ein grober Bettelmann, der den Weibern, die ihn speisten, den Küchenzettel kritisierte und sich nichts gefallen ließ. Als einst zwei fremde Bettelkinder am Pfarrhaus schellten und wir ihnen das Almosen brachten und im Spaß zuriefen: »In Weindorf ist's Betteln nicht Mode«, da jammerte die gute Pfarrerin: »Das hättet ihr nicht sagen sollen, die nehmen's jetzt gewiß übel und kommen nimmer.« Schade, daß sie nicht erlebt hat, wie leicht versöhnlich die Bettelleute unsrer Tage in diesem Punkte sind!

So fern der Pfarrer von allem Sektenwesen war, so hielt er doch die »Stillen im Lande«, die Pietisten seines Orts, die er als seine besten Bürger rühmte, hoch in Ehren und vermied neben all der schlichten Geradheit seines Wesens alles, was ihnen Anstoß geben konnte. Es wurde einst der

Geburtstag des jüngsten Töchterleins gefeiert; ihre Freundinnen aus der Stadt hatten ein sehr rührendes moralisches Stück aus Weißes »Kinderfreund« einstudiert, um sie zu überraschen. Die Pfarrerin hörte von dem Plan und bat uns freundlich, die Aufführung in der Stadt zu veranstalten: »Wißt ihr, Kinder, um des schwachen Bruders willen!« So zogen denn die Pfarrtöchterlein zur Stadt; die Aufführung gelang vortrefflich: der edelmütige Töffel und das bescheidene Dortchen kamen zu Ehren, die stolzen Edelmannskinder wären um ein Haar ertrunken, und die hochmütige Frau von Grünthal besserte sich; hernach zogen Schauspieler und Publikum hinüber über Neckar und Wiesen ins freundliche Pfarrhaus und verzehrten dort gemeinsam einen Kessel voll Reisbrei mit Zucker und Zimt; das Fest war gefeiert, und der »schwache Bruder« blieb geschont.

Das Dorf hatte sich durch strenge Altgläubigkeit von jeher ausgezeichnet. Als früher längere Zeit bei Taufen die übliche Frage: »Widersaget ihr dem Teufel?« usw. verbannt war, wandten sich die Weindörfer bei jeder Taufe ans Konsistorium mit der Bitte, sie nach der alten Formel vollziehen lassen zu dürfen. Der ewigen Bittschriften müde, ermächtigte das Konsistorium den betreffenden Dekan, diese Erlaubnis zu geben, was dieser dem Pfarramt mit den lakonischen Worten mitteilte: »Einem verehrlichen Pfarramt wird kund gemacht, daß die Weindörfer den Teufel von nun an beim hiesigen Dekanatamt zu sechsunddreißig Kreuzer Sportel haben können.«

Alles Weltgeräusch und Getümmel, alle Zänkereien und Streitigkeiten, aller kindische Neid, die tausenderlei Eifersuchten, die sonst zumeist in kleinen Kreisen das Leben bewegen und verderben, waren für unser Pfarrhaus nicht vorhanden. An dieser seligen Genügsamkeit, an diesem herzlichen Wohlmeinen glitten alle die Stacheln des Lebens unvermerkt ab, und keine Sorge für die Zukunft fand Raum. Wenn auch der Pfarrer mit den Freunden die Zeitereignisse besprach, zu tief konnte man nicht in Kombinationen oder Befürchtungen eingehen, denn in getroster Zuversicht schaute das freundliche Gesicht der Pfarrfrau drein: »Gebt nur acht! Ich meine, es wird schon alles wieder recht und gut werden.«

Die Liebe des Paares erhielt sich in immergrüner bräutlicher Frische, ohne allen sentimentalen Anflug hatte sie eher etwas Kindliches. Nach dreißigjähriger Ehe betrachtete die Pfarrerin ihren Liebsten noch mit demselben strahlenden Entzücken wie an jenem Weihnachtsabend, wo er als Vikar ihr sein wertes Selbst zur Bescherung angeboten, was sie ohne lange Bedenkzeit angenommen hatte. Wie die zärtlichste Braut begleitete

sie ihn mit ihren Blicken, wenn er ohne sie das Haus verließ, solange sie ihn vom Fenster aus sehen konnte, oder harrte seiner Rückkehr; begleitete sie ihn auf einem Gang, von dem sie früher als er umkehrte, so suchte sie sorgsam seine Fußstapfen auf, um in diesen zurückzugehen. Sie war unerschöpflich in neuen Benennungen für ihn: »Du Glücklichmacherle«, »du Gottlobunddankmannle« usw. Auch hielt sie's für gar keine Verletzung ihrer Frauenwürde, wenn sie ihrem Mann, so oft ihr's einfiel, die Hand hinstreckte: »Ich dank' dir eben recht schön, daß du mich genommen hast.« Auch hat sie der Pfarrer darum gar nicht geringer geschätzt, sondern hoch und wert gehalten als sein Kleinod, und ihre Zärtlichkeit mit reichem Maße zurückgegeben, wenn er gleich menschlichem Ansehen nach etwas bärenhaft dreinschaute.

184

Mit Studien und Lektüre hat die gute Pfarrerin sich nicht viel geplagt, aber sie hatte mit hellem und harmlosem Blick ins Leben gesehen; ihr Buch waren das Herz und die Gedanken ihres Mannes, und darin hatte sie nicht vergebens gelesen; es hat niemand klassische oder ästhetische Bildung bei ihr vermißt. Ihr häusliches Glück und die Vortrefflichkeit ihres Mannes bildeten ein unerschöpfliches Gesprächsthema für sie, mit dem sie wunderbarerweise andre nie ermüdete, weil man sich selbst in das Element dieses Glücks wie in eine warme Lebensluft versetzt fühlte. Auch hätte sie die Seligkeit, in deren Besitz sie sich so reich fühlte, gern aller Welt gegönnt; nie hat der heilige Ehestand eine feurigere Lobrednerin gehabt als sie; ein junges Ehepaar, ein zärtliches Brautpaar zu sehen, war ihr eine recht innerliche Herzenserquickung.

Es wachten auch in diesem glücklichen Hause alte, lang' eingerostete Herzen wieder auf, und manchem im Alltagsschlendrian verknöcherten Ehepaar fiel es im Bereich dieser überströmenden Liebe auf einmal ein, sich auch in der Zwischenzeit wieder die Hand oder einen Kuß zu geben, was sonst nur jährlich dreimal, an Weihnachten und an den beiderseitigen Geburtstagen vorkam. Das junge leichtfertige Volk freilich, das lachte oft recht von Herzen ob dieser alten Bräutlichkeit; tat aber ganz, als ob's daheim wäre, schlug vom Zimmer aus Nüsse vom Baum, plünderte den Garten, solange es etwas zu plündern gab, erzählte sich Geschichten in der Rosenlaube und zog jederzeit vergnügt und befriedigt heim, von der Pfarrfamilie und dem zuvorkommenden Azor begleitet bis an das Ufer des Flusses, der Stadt und Dorf trennt.

Noch ein stilles, freundliches Element weilte in der traulichen Hinterstube, die ehrwürdige Mutter des Pfarrers, recht ein Bild eines frommen,

friedlichen Alters; ihr zur Seite ihre vielgeschäftige Tochter, die sorgsame Tante Klara, der schaffende Genius des Hauses, die Geheimrätin bei allen Staats- und Hausaffären, die Bildnerin der heranwachsenden Töchter. Denn auch ein Paar junge lebendige Blüten waren dieser glücklichen Verbindung entsprossen, zwei rosige Töchter, des freundlichen Hauses lieblicher Schmuck. Die eine wuchs heran als rastlos tätige Martha, zu beständigem Erstaunen der ruhigen Mama, um dereinst als tüchtige Pfarrfrau eine zweite, noch reichlicher illustrierte Auflage des elterlichen Glücks zu veranstalten. Die zweite, ein zartes, anmutiges Blümchen, war nicht für die Erde bestimmt; im schönsten Alter jungfräulicher Blüte schlossen sich ihre sanften blauen Augen für die Erde. Das freundliche Kind hatte wohl nie geahnt, daß sie den ersten schweren Kummer über das freudenhelle Elternhaus bringen sollte. – Aber auch deine männliche Gestalt, du guter Pfarrherr, lehnt nicht mehr am Fenster, von bläulichen Wolken umwallt.

185

In ein freundliches Pfarrhaus wollte ich euch führen; so laßt uns leise die Türe schließen, ehe es dunkel wird darin!

2. Der Haselnußpfarrer

Das war ein seltsamer Kauz und wäre es wohl in jedem Stande gewesen, darum möchte ich ihn keineswegs als Typus des seinigen zeichnen; weil er aber doch einmal ein Pfarrer gewesen, so möge er hier seinen Platz finden, schon um seines Hauses willen, das gewiß der geistlichen Pflicht der Demut und Niedrigkeit in reichem Maße nachgekommen. Am besten ist's, wir begleiten, um Eingang ins Pfarrhaus zu erhalten, einen seiner Vikare, deren er gar viele gehabt, bei seinem ersten Eintritt; denn sonst ist es äußerst selten aufgesucht worden.

Es war im Sommer 18 .., als ein neuernannter Vikar mutigen Schrittes in das ihm noch gänzlich unbekanntes Dorf einzog, dessen Pfarrer er infolge höherer Weisung zum Gehilfen gesandt wurde. Das Pfarrhaus aufzufinden, war aber keine leichte Sache, wenn man einem nicht zuvor gesagt hatte, es sei das baufälligste Haus im Ort. Unter Anleitung des Büttels, der zugleich Gänsehirt war und eben seine Schar heimgetrieben hatte, kam der Vikar aber doch damit zustande. Klein war das Haus eben nicht, sah aber höchst trübselig und wirklich lebensgefährlich aus; denn es war auf einer Seite mit Seilen an einen daneben stehenden starken Lindenbaum gebunden.

Der Vikar fragte nach dem Herrn Pfarrer und der Frau Pfarrerin. »Die Frau«, hieß es, »ist über Feld, der Herr aber sind im Garten.« So ging er denn, ihn dort aufzusuchen, und dachte sich einen ehrwürdigen Herrn, zwischen Blumenbeeten und Obstbäumen umherwandelnd. Dem war aber nicht so, und einen solchen Garten hatte er noch nie gesehen. Ein halb Viertelmorgen war mit lauter Haselnußstauden, hohen und niedrigen, bepflanzt, nichts dazwischen als schmale Pfade. Inmitten dieser Haselnußwildnis wandelte der Pfarrer, eine dürre, starkknochige Gestalt mit einer bedeutend roten Nase und lederbraunem Gesicht, und erspähte prüfenden Blickes den Grad der Reife seiner Nüsse. Er empfing seinen neuen Vikar ziemlich kühl und schien es mißliebig aufzunehmen, daß man ihn in diesen Hain eingelassen hatte, führte ihn auch alsbald in das Wohnzimmer.

Dort war indes die Frau Pfarrerin von ihrem Gang auf den Markt der benachbarten Stadt angekommen, eine gleichfalls magere, höchst ungut aussehende Dame, die sich, nachdem sie einen himmelanstehenden Hut abgelegt hatte, in einer vergilbten Filethaube präsentierte und den Vikar fragte, ob er nicht Tee wolle, wenn es ihm nicht zu spät sei vor dem Nachtessen. Natürlich dankte er dafür.

Sonderlich wohl ward es dem Vikar nicht diesem Ehepaar gegenüber, zwischen dem ein außerordentlich kühles Verhältnis zu bestehen schien. Heiterer und gemüthlicher Natur, versuchte er aber doch einen fröhlichen Ton anzuschlagen und gab alte Universitätsspäße zum besten, was wirklich beim Pfarrer einen gurgelnden Ton hervorrief, der ein Lachen vorstellen sollte; und auch die Frau Pfarrerin, der das besonders zu behagen schien, versuchte ihre Muskeln zum Lächeln zu verziehen.

Nach dem Nachtessen brach der Pfarrer plötzlich auf, und der Vikar sah ihn, mit einem schweren Krüge versehen, die Treppe hinabsteigen. Auch ihm wurde nun sein Gemach angewiesen, das im obersten Stockwerk gelegen war und so unerquicklich, dürr und trocken aussah wie das ganze Haus; er konnte seinen Stern nicht besonders preisen, der ihn unter dieses Dach geführt.

Sein Verhältnis zu der Frau Pfarrerin schien sich indes recht erträglich zu gestalten, während der Pfarrer sich auf den nötigsten Verkehr beschränkte und besonders ängstlich bemüht schien, ihn von seiner Studierstube fernzuhalten, in welcher er den Tag über und abends fast alle Zeit zubrachte.

Als eines Tages der Pfarrer nach dem Nachtessen abermals verschwunden war, begann die Pfarrerin ganz zutraulich: »Herr Vikar, ich höre, Sie

verstehen sich auf die Physiognomien und sehen den Leuten an, wie lange sie noch leben werden.« Der Vikar gab zu, daß er sich hie und da damit befaßt und namentlich bei Kranken oft einen richtigen Blick gehabt habe. »Nun, meinen Sie, daß ich oder mein Mann zuerst sterben werde?« Als der Vikar, erstaunt über eine so ruhig gestellte Frage dieser Art aus dem Munde einer Gattin, die Antwort schuldig blieb, fuhr sie mit schauerlicher Gelassenheit fort: »Sehen Sie, ich und mein Mann haben gar nie zusammengepaßt; ich hätte ihn nicht genommen, wenn mir's nicht um einen eigenen ›Unterschlauf‹ (Obdach) zu tun gewesen wäre. Seit wir geheiratet sind, hat er mich nur erzürnt: wenn ich fett koche, will er mager essen; habe ich eingeheizt, sperrt er die Fenster auf; will ich Bohnen pflanzen, pflanzt er Haselnüsse. Ich ärgere mich nun schon lange nicht mehr; aber ich muß oft denken, es wäre fast am besten, wenn der liebe Gott eins von uns zweien zu sich nähme, ich könnte dann nach Nürtingen ziehen.« Der Vikar, der nicht wußte, ob er über diese gottergebene Ehefrau lachen oder weinen solle, zog sich aus der Sache, so gut er konnte, und meinte, der Herr Pfarrer sehe noch sehr robust aus; doch habe man freilich Exempel, daß auch die kräftigsten Leute schnell wegsterben – und so weiter.

Ein Rätsel, dessen Lösung ihn täglich beschäftigte, war für den Vikar des Pfarrers Studierstube, zu der niemand Zutritt hatte; selbst Bauern, die zu ihm wollten, wurden stets die Treppe hinaufgewiesen. Ums Leben gern hätte er gewußt, was er eigentlich dort trieb: theologische Studien schwerlich, denn seine Gelehrsamkeit war ziemlich verrostet, und seine Predigten mahnten an die Gebeträder der Buddhisten, welche dieselbe Leier mechanisch abrollen. Hatte er einmal gar nicht studiert, so verkürzte er die zur Predigt bestimmte Zeit damit, daß er nach Verlesung des Evangeliums anhob: »Dieses Evangelium ist so schön und so schön, daß ich's eurer Liebe noch einmal vorlesen muß«, und so fort. Klassische Studien trieb er wohl ebensowenig; denn seine ganze Kenntnis der alten Sprachen schien darauf eingeschrumpft, daß er das Wort Vikarius durch alle Fälle deklinierte: »Das ist des Herrn Vikarii Glas«; »schenke dem Herrn Vikario ein«; »Herr Vikarie, ich wollte Sie noch fragen«; »hat Sie den Herrn Vikarium gesehen?« – Was ging denn aber vor im geheimnisvollen Gemach, aus dem nur hie und da dumpfe, brummende Musiktöne in stiller Nacht heraufdrangen?

Da ereignete sich's einmal, daß das Pfarrpaar, das man fast nie zusammen erblickte, weil sie stets daheim blieb, wenn er ausging, und fortging, wenn er dablief, eine gemeinsame Einladung zu einem Hochzeitsfest an-

nahm. Zudem fügte es sich, dem Vikar äußerst erwünscht, daß man am selben Tage eine nötige Notiz aus einem der Kirchenbücher verlangte, die unter des Pfarrers Gewahrsam waren. Dieser hatte zwar den Schlüssel mitgenommen; aber Bäbel, die alte Hausmagd, erbot sich, mit dem Hauptschlüssel zu öffnen. Mit erwartungsvollem Schauder, fast wie Annchen in Blaubarts Stube, trat er in das geöffnete Heiligtum.

Siehe, da standen auf einem Tisch die sehr wenigen Bücher, deren der Pfarrer sich bediente; zwei lange Pfeifen, ein tüchtiger Krug; daneben lehnte eine mächtige Baßgeige, und an allen Wänden der Stube lagen Säcke, mit Haselnüssen gefüllt. Bäbel bemerkte sein stummes Erstaunen: »Ja, der Herr Pfarrer brechen immer selber alle die Haselnüsse und essen sie auch allein.« – »So, deshalb bleibt er so lange auf?« – »Ja, und da kriegen sie Durst von den vielen Nüssen, und den da«, auf den Krug zeigend, »trinken sie aus. Sie übersehen sich aber nie, sie können's gut vertragen, man spürt ihnen gar nichts an«, fügte sie entschuldigend hinzu.

189 So war's also entdeckt, das dunkle Geheimnis! Jeden Abend um halb neun Uhr zog der Pfarrer samt seinem Krug, den er eigenhändig mit rotem Wein gefüllt, in die untere Stube, schwelgte dort in Haselnüssen und baßgeigte dazwischen, bis der Krug leer war. Das also war's, was des Pfarrers Leben ausfüllte, was ihn stumpf machte fürs Wissen, lau im Beruf, gleichgültig gegen häusliche Freudlosigkeit! – Ein so seltsames Surrogat für Glück war dem Vikar noch nie vorgekommen.

Das konnte man dem Pfarrer nicht nachsagen, daß er neuerungssüchtig oder anspruchsvoll in betreff seiner Wohnung sei.

Das Mansardenzimmer des Vikars war allen Unbilden der Witterung ausgesetzt und an einem schönen Wintermorgen mit einem solchen Schneehügel bereichert, daß es nötig wurde, für längere Zeit einen gemeinsamen Schlafsaal zu errichten, was der annoch lebende Totengräber des Orts bezeugen kann.

Der Pfarrer nahm solches Mißgeschick mit großer Gelassenheit auf. Seit das Pfarrhaus durch den Lindenbaum wieder gestützt worden war, lebte er geruhig darin fort, versunken in seine Haselnüsse, bis eines schönen Morgens, da die Hausbewohnerschaft eben am Frühstück saß, der Zimmerboden ohne besondere Veranlassung hinunterbrach und sämtliche Mitglieder des Hauses, Herr und Frau, Vikar und Bäbel, rasch und sicher in den darunter befindlichen Kuhstall versetzte. Das war eine große Überraschung; die Frau Pfarrerin richtete sich zuerst auf, sie war weich gefallen, und sah nach, ob sie noch keine Veranlassung habe, nach

Nürtingen zu ziehen; aber auch der Herr Pfarrer waren unverletzt; nur der Vikar lag härter und wirklich gefährlich unter einer Kuh.

Sobald man sich notdürftig erholt hatte, ward ein Bote ans Königliche Kameralamt abgesandt mit einem Bericht dieser merkwürdigen Begebenheit. Besagtes Amt kam tags darauf in höchsteyger Person mit einem Werkmeister, um den Schaden einzusehen und aufzunehmen. Die Herstellung des eingebrochenen Zimmerbodens sollte unverzüglich in den Bauüberschlag fürs nächste Jahr, die der zerschmetterten Fenster aber in den fürs nachfolgende aufgenommen werden, wenn der Pfarrer den Beweis erbringen könne, daß die Fenster durch Ausheben nicht noch hätten gerettet werden können. Auf des Pfarrers dringende Vorstellung, daß er sein Zimmer nicht entbehren könne, ward ihm gestattet, es einstweilen auf eigene Rechnung herstellen zu lassen, mit der Bedingung, daß er die Stube wieder *in statum quo* setze, falls das Haus an einen andern übergeben würde, noch ehe die Herrschaft den Bauüberschlag genehmigt hätte.

190

Der Stubenboden wurde wiederhergestellt; die Herzen des Ehepaars schienen sich aber auch durch diese tragische Katastrophe nicht näher gekommen zu sein. Dem Vikar gefiel's je länger je weniger; er ward es immer mehr satt, die trübselige Frau Pfarrerin zu unterhalten, während der Pfarrer seine Orgien in der Haselnußkammer feierte. So zog er denn ab, sobald es sich tun ließ.

191

Sein Nachfolger, ein hagebüchener, ausgedienter Vikar, war, scheint es, die verwandte Seele, die dem Pfarrer lange gefehlt hatte. Er begleitete des Pfarrers Baßgeige mit dem Violoncell, und ihm ward die Gunst gewährt, deren sich noch kein Sterblicher erfreut hatte: er durfte teilnehmen an den Schwelgereien unter den Nußsäcken; auch mußte von nun an der Krug allabendlich noch einmal aufgefüllt werden.

Nach Jahr und Tag führte den ersten Vikar sein Weg wieder in die Gegend. Da beschloß er denn, den Pfarrer wieder aufzusuchen und ihn mit einem Säckchen extraschöner Aug'stnüsse zu erfreuen. In der Nähe des Orts aber traf er mit dem hagebüchener Vikar zusammen, der soeben seine Bestallung als Amtsverweser daselbst erhalten hatte. – Der Haselnußpfarrer und seine Frau waren an einem und demselben Tage gestorben.

3. Das töchterreiche Pfarrhaus

In einer freundlichen Gegend Schwabens hatte ein neuberufener Pfarrer seine junge Frau noch nicht lange in sein Pfarrhaus eingeführt. Da

träumte ihm in einer Nacht, er finde in seiner Stube einen verdeckten Korb; als er dessen Deckel lüftete, da flogen zwölf Täubchen heraus, die setzten sich auf den Boden und verwandelten sich alsbald in zwölf zierliche Mädchen. Mit Lachen erzählte er seiner Frau diesen Traum; die meinte aber, das wäre der Ehre doch gar zu viel.

192

Als nach Jahresfrist ein rundes Mägdlein in der Wiege lag, da hätten Vater und Mutter lieber einen Knaben gesehen, weil ihnen die zwölf Täublein wieder zu Sinn kamen. Aber das Töchterlein war das erste, und darum doch wichtig und hoch willkommen. Es wurde ein großartiges Tauffest veranstaltet; es wurden Gäste geladen, so viel das Pfarrhaus faßte, und Torten, Kuchen und Schinken in Hülle und Fülle gebacken und gesotten. Der jungen Mutter schien gar kein Name interessant und schön genug, bis sie sich endlich für Alwina entschied. »Es ist gut, daß du mit A anfängst«, sagte lächelnd der Pfarrer, »so reicht's eben das halbe Alphabet, bis alle die zwölf Täublein da sind.« Zu Paten wußte man so viel Onkel und Tanten, Freunde und Freundinnen, die auf diese Ehre Anspruch machten, daß die kleine Alwina am Ende ein ganzes Dutzend Paten und Patinnen und einen langen Nachschweif von Namen zu deren Ehren erhielt und ihr kleines Bettchen ganz bedeckt war mit silbernen Löffeln.

Als nun im nächsten Jahre die kleine Alwina die Wiege einem Schwesterlein räumen mußte, da wurde die Taufe schon stiller begangen; die Mutter aber wollte nicht vorrücken im Alphabet und nannte das zarte Wesen mit den himmelblauen Äuglein Angelika.

Bei dem A mochte man doch nicht stehen bleiben; auf die Angelika folgte zwar eine Amalie, Agnes, Anna und Adelheid; dann aber kam's ins B mit einer Beate und Berta. Die ganze Familie lamentierte über den großen Mädchensegen im Pfarrhaus; immer stiller und einfacher wurde das Tauffest begangen, immer weniger Paten gebeten, da man die Onkel und Tanten doch nicht alle Jahre um einen Löffel bringen wollte. Bei den zwei Töchterlein, die nach der Berta kamen, bat man nur noch einen alten ledigen Großonkel zu Gevatter, der zugleich bestimmte, daß man sie Lotte und Luise heißen solle, da die Mutter müde war, sich auf romantische Namen zu besinnen.

Als nun endlich am Konfirmationstage der Alwina das elfte Töchterlein getauft werden sollte, da lebte auch der ledige Großonkel nicht mehr, und Alwina, stolz und glücklich über ihre neue Würde, wurde die einzige Patin des Schwesterleins. Vom Namen war noch gar nicht die Rede gewesen; erst als nach langem Streit um die Ehre, das Kindlein zu tragen, Berta

unter Amaliens Aufsicht mit dem Täufling den ansehnlichen Kirchenzug anführte, erst da fragte der Vater die Mutter: »Nun, wie soll das Kindlein heißen?« – »Friederike, wie meine Mutter«, sagte nach kurzem Besinnen die Pfarrerin. – »Eine Friedenreiche!« sprach der Vater, als er Berta mit dem Kindlein noch an der Mutter Bett führte.

193

»Das wird gut sein«, meinte die Mutter mit wehmütigem Lächeln, indem sie auf den großen Mädchenzug blickte, »ein anderer Reichtum wird ihr doch nicht zuteil!«

»Einen andern braucht sie nicht«, sagte der Vater freudig, küßte die verzagende Mutter, ehe er mit dem weißgeschmückten Herdlein zur Kirche schritt, und legte ihr die Bibel aufs Bett. War es nun Zufall, war es Absicht des Vaters, sie schlug die schönen Worte der Bergpredigt auf: Ihr sollt nicht sorgen und sagen, was werden wir essen, was werden wir trinken usw. Die Worte drangen ihr bis ins innerste Herz, es war, als ob sie sie heute zum erstenmal läse; auch ihre Seele wurde friedereich, lächelnd sah sie den zwei Kleinsten zu, die noch nicht zur Kirche gelassen werden konnten und am Boden spielten; und als ihre acht weißen Täubchen, die blühende Alwina an der Spitze, mit der kleinen Friederike aus der Kirche zurückkamen, da küßte sie das Kindlein viel inniger als zuvor, reichte ihrem Manne getrost die Hand und sagte leise: »Der Herr wird's versehen!« Und keiner Fürstin Wochenbett kann sorgsamer behütet, liebevoller bedient sein als das der Mutter, wo die vier größeren Mädchen, deren junge Kräfte früh geübt worden waren, sich in die Pflege teilten.

Das Tauffest der kleinen Friederike blieb nun wirklich das letzte; ein zwölftes Täubchen kam nimmer auf den Pfarrhof geflogen. Der Familienjammer verstummte allmählich, und man ließ Pfarrers selbst zusehen, wie sie mit ihren elf Mädchen zurechtkommen werden; hie und da fiel es doch einer freigebigen Frau Patin ein, ein abgelegtes Kleid ins Pfarrhaus zu schicken; namentlich galt das mädchenreiche Haus als ein vortrefflicher Ableiter für alte Hüte, woran es der guten Mama fast zu viel werden wollte.

Nun müßt ihr aber nicht glauben, der Pfarrer und seine Frau haben ihre Kinder geradezu für Lilien auf dem Felde angesehen, die da nicht arbeiten und nicht spinnen, und der himmlische Vater ernähret sie doch. Sie wußten wohl, daß gerade darin die Menschenkinder reicher als die Blumen vom himmlischen Vater begabt worden sind, daß er ihnen zwei Arme und zwei Füße gab, mit denen sie sich ordentlich regen und rühren können um ihr täglich Brot. Ihr könnt euch gar nicht vorstellen, was für

194

ein lebendiges Wesen und Treiben und Gewimmel in dem Pfarrhause war. Der Mädchensegen des Pfarrers war weit und breit bekannt worden; sein Landesherr selbst hatte ein Einsehen gehabt und ihm eine einträgliche Pfarre mit einem recht geräumigen Hause gegeben, so daß die elf Tüublein doch Brot und Dach und Fach darin fanden.

Ich denke, wenn ihr sie alle ein wenig kennenlernen wollt, so ist's am besten, ihr bringt einmal einen ganzen Tag mit mir im Pfarrhause zu und seht selbst, wie die elf Pfarrtöchter erzogen wurden.

Es ist ein schöner, sonnenklarer Septembermorgen; um halb sechs Uhr läutet der Vater das Morgenglöcklein zum erstenmal, um sechs erscheinen fix und fertig in reinlichem Morgenanzug Amalie und Anna. Die erste ist für diese Woche Kuchimuz, die zweite Aschenbrödel – so heißen bei den Schwestern allemal die zwei, die für Küche und Hausreinigung zu sorgen haben.

Während nun Amalie Feuer macht und das einfache Frühstück bereitet und Anna das große Zimmer lüftet und reinigt, geht's oben in den Stüblein der Mädchen schon recht lebendig her. In jedem der vier Zimmerchen, welche die zehn Älteren zusammen bewohnen, – die Kleinste schläft noch in der Eltern Zimmer – ist immer den Großen eine Kleine beigegeben, die sie zu besorgen und anzukleiden haben. Alwina, der Mutter geheime Rätin, jetzt neunzehn Jahre alt, hat sich schon zu dieser begeben, um Haushaltungsangelegenheiten mit ihr zu besprechen; denn die gute Mutter ist nun, wie's die Mädchen nennen, pensioniert, sie selbst darf sich nimmer mit mühsamer Arbeit anstrengen, was ihre zarte Gesundheit auch nicht ertrüge; sie hat aber genug zu tun, bis sie denkt und sorgt für alle. Die kleine sanfte Beate, die in aller Stille zuerst aufgestanden ist, hat sich schon zu Angelika geschlichen, die wegen ihres besonders zarten und feinen Aussehens und ihres etwas vornehmen Wesens die Prinzessin im Hause genannt wurde. Angelika war keine Freundin vom Frühaufstehen, und wenn Alwina, ihre Schlafgenossin, sie zweimal geweckt hatte, so legte sie erst noch zum drittenmal das Köpfchen hin. So kam sie oft zu spät, was ihr vom Vater, der wollte, daß die älteren Schwestern mit gutem Beispiel vorangehen sollten, schon manchen Verweis zugezogen hatte. Drum schlüpfte die freundliche Beate, wenn sie konnte, in ihr Zimmer, half ihr beim Anzug und Aufräumen, daß sie doch noch mit den andern zum Frühstück kam. Dafür war aber auch Beate der schönen, begabten Ange-

lika besonders lieb und erhielt manch liebliches Bildchen von ihrer kunstfertigen Hand, denn Angelika war eine geschickte Zeichnerin.

Um halb sieben tönte des Vaters Glocke zum zweitenmal, und nun eilte groß und klein die Treppe hinab. Gefehlt aber war's, wenn oben nicht alles in Ordnung verlassen wurde. Kuchimuz und Aschenbrödel hatten auch das Amt, die oberen Stüblein zu untersuchen, und waren Betten und Zimmer nicht im reinen, so traf die Schuldige zwei Tage lang das höchst unbeliebte Geschäft, die Schuhe zu putzen, das sonst nach Tagen abwechselte.

Nun versammelte sich alles in der großen, hellen Wohnstube. Da saß schon die Mutter mit dem Nesthäkchen Friederike; und es gab einen Jubel und Trubel, bis »das Kind, das Kleinsele, das Goldkäferlein«, und wie alle seine Beinamen hießen, jeder Schwester den Morgengruß und -kuß gegeben hatte.

Jetzt rief der Vater: »Still!« und nahm die Bibel aus Beatens Händen, um daraus eine schöne, kraftvolle Stelle zu lesen und mit einem kurzen, herzlichen Gebete den Tag zu beginnen. Da war's so still und feierlich im Zimmer, selbst die Kleinste stand mäuschenstill neben der Mutter, die großen Augen unverwandt auf den Vater gerichtet.

Nach geendetem Gebet geht Amalie mit ihrer Gehilfin Anna ab; sie kommen zurück, jede mit einer dampfenden Schüssel Milchsuppe, die mit bestem Appetit von der Gesellschaft verzehrt wird, obgleich Berta und die Prinzessin Angelika mit einiger Sehnsucht an den Kaffee denken, der an Sonntagen und Geburtsfesten aufgetischt wird. Vater und Mutter essen aber die Milchsuppe, obgleich sie nicht wie die Kinder von jung auf daran gewöhnt waren, zufrieden mit; darum findet es groß und klein natürlich. Der Vikar, seit drei Jahren der treue Gehilfe des Vaters im Amt und Unterricht der Kinder, der bekam freilich Kaffee, er wurde ihm aber aufs Zimmer gebracht. Während die Gesellschaft frühstückt, wollen wir sie etwas näher ins Auge fassen.

Oben, neben der rüstigen, kräftigen Gestalt des Vaters sitzt die Mutter, ein wenig bleich, ein wenig müde, aber mit liebevollem Lächeln den blühenden Kreis überschauend; ihr zur Seite das Nesthäkchen, drum müssen wir mit diesem anfangen. Das ist eben, wie alle zehn Schwestern versichern: das Kleinste, das Schönste, das Liebste, das Kind, das Allernettste, und es ist wahr, es ist ein herziges Dinglein und hat sich wunderbarerweise nicht verwöhnen lassen durch all die viele Liebe, mit der es überströmt wird.

Neben ihr sitzt Alwina, die Älteste, ein recht blühendes, stattliches Mädchen mit hellen schwarzen Augen; sie ist, wie schon gesagt, der Mutter rechte Hand und steht sehr in Respekt bei den Geschwistern. Sie ist überall gewandt, die Küche aber ist nicht ihre Liebhaberei; darum vertauscht sie gern die Rolle des Kuchimuz mit Amalie, der das Kochen ihr Leben ist, und präsidiert dafür in der Nähstube.

Auch Angelika wird von der Küche häufig dispensiert, seit unter der Leitung des Vikars ihr Zeichentalent sich so ausgebildet, daß ihre Arbeiten von Kennern bewundert werden. Angelika ist wohl die schönste der Schwestern, obgleich fast etwas zu zart; der Glanz ihrer himmelblauen Augen, das durchleuchtende Rot ihrer Wangen flößen Sorge für ihre Gesundheit ein; sie ist so bewundert und geliebt von den jüngeren Schwestern, daß keine eifersüchtig wird, wenn bei Angelika die Mutter oft ein Auge zudrückt und von der strengen Geschäftsordnung etwas nachläßt.

Nun folgt der Kuchimuz Amalie, die Wangen stark gerötet vom Kochfeuer, eine etwas gedrungene Gestalt und ganz und gar keine Schönheit, aber so flink und rührig, daß es eine Freude ist, sie anzusehen. Amalie ist ein Küchengenie ersten Ranges, so jung sie ist, und von der Wassersuppe bis zur Mandeltorte gerät alles unter ihrer Hand. Mehr als einmal schon ist des Herrn Doktors Equipage aus der Stadt vorgefahren, in der Amalie im Triumph abfuhr, umringt von Tortenmödeln und Bratpfannen, um bei einer Taufe oder sonstigem Familienfest die Leitung der Küche zu übernehmen. Dabei ist sie entschlossenen Charakters, und obgleich das Studieren nicht ihre Sache ist, führt sie doch eine gute Feder zu Familien- und Geschäftskorrespondenzen.

198

Auf Amalie folgt Agnes, groß und schlank, mit ziemlich dunkler Haut; von ihr wäre nicht viel zu sagen, da sie selbst nicht viel sagte, wenn sie nicht eine Stimme hätte wie eine Nachtigall. Niemand würde diesem etwas unbeholfenen Wesen, diesem schüchternen Mund ansehen, welche Fülle herrlicher Töne ihm entquellen kann. Die Agnes ist sehr ruhigen Gemütes. »Zufriedenheit ist mein Vergnügen!« singt ihr die lustige Alwina zu; sie kommt nur aus der Fassung, wenn Lottchen und Luise Privatstudien auf dem ohnehin geringen Piano treiben, oder wenn Anna, die eine äußerst unverdrossene Sängerin ist, gar zu falsch singt. Ihr höchster Wunsch, ihre liebste Hoffnung geht dahin, daß der Vater ein neues Klavier anschaffe, eine Tat, die aber noch aufs große Los ausgesetzt ist. Bis jetzt hat sie ihre Studien nur beim Vater und Dorfschulmeister gemacht; nächsten Frühling aber darf sie zur Tante in die Residenz, um dort Stunden zu nehmen.

Die Anna, gegenwärtig Aschenbrödel, sieht gar nicht wie ein solches aus; sie ist ein äußerst appetitlich kleines Persönchen; ihre Schürze, die sie zu Ehren ihres Amtes trägt, ist wie frisch gefallener Schnee, und einen staubigen Fleck auf einer Kommode sieht sie auf vierzig Schritte. Den Schwestern allen ist bang, wenn an Anna die Reihe der Zimmervisitation ist. Daneben ist sie Garteninspektorin, und obgleich jedem der größeren Mädchen ihr Teil Arbeit im Garten angewiesen ist, so ist sie es doch vor allen, die lebt und webt unter den Blumen, Stauden und Gemüsen; beim ersten Sonnenblick im Februar zieht sie's schon hinaus in den Garten, ob noch nichts zu machen sei; die junge Anna verkehrt fast mit allen Pfarrfrauen der Nachbarschaft und ist in einem beständigen Austausch von Rosenablegern und Nelkenstöckchen begriffen.

Die vierzehnjährige Adelheid, »Fräulein Allwissend«, auch »Büchergeier« genannt, versprache ein nettes Gesichtchen zu werden, wenn sie nicht ihr aufgeworfenes Näschen gar zu keck in die Welt hinausstreckte. Adelheid hat nur eine Leidenschaft auf der Welt: lesen und immer lesen. Sie liest sitzend, stehend und gehend; ins Bett, zur Arbeit und auf Spaziergänge versucht sie Bücher zu schmuggeln, sie liest Kinderbücher, Romane und Weltgeschichte, Gutes und Schlechtes; nur an einer Abhandlung über das Pfandrecht, die ihr einmal in die Hände gefallen war, ist sie schnell erlegen. Der Mutter macht diese blinde Lesewut viel Kummer; der Vater aber und der Vikar, deren talentvollste Schülerin sie ist, hoffen mit Gottes Hilfe diese Leseger in Lernbegier umzuwandeln, und dann könnte noch etwas Rechtes aus der Adelheid werden.

Die stille, unscheinbare Beate wird wohl ganz übersehen im Kreis der Schwestern, und doch vermißt man das Kind überall, wo es nicht ist. Nicht talentvoll, nicht in Geschäften gewandt wie die Schwestern, ist dies stille Kind doch der Segen des Hauses; sie hat ihr Herz früh zu der ewigen Heimat wenden lernen, darum ist sie auch ein guter Engel für ihre Heimat auf Erden. Adelheid und Beate sind die Lieblinge der kleinen Geschwister, wohl vor allem, weil sie so schön zu erzählen wissen; aber wenn Adelheid alle Wunder der »Tausendundeine Nacht« vor ihrem staunenden Ohr vorübergeführt hat, so lauschen sie doch noch lieber den schönen, einfachen Bibelgeschichten, die Beate so lieblich, so ansprechend, so lebendig wiedergibt, als ob sie selbst sie miterlebt hätte.

Die zwölfjährige Berta ist ein zierliches, gewandtes Mädchen und hat schon eine fleißige, geschickte Hand; nur putzt sie sich gar zu gern und

sieht so sehr oft in den Spiegel, daß zu fürchten ist, die leidige Eitelkeit werde ihre sonstigen guten Eigenschaften ersticken.

Lottchen und Luise, neun und acht Jahre alt, »die Unmüße« genannt, sind ein paar wilde Dinger, etwas träg zum Lernen und zur Arbeit, stets bereit, wo es gilt, einen Unfug anzustellen, so daß die älteren Schwestern genug zu tadeln und zu klagen haben; gutmütige Kinder übrigens, noch höchlich vergnügt mit den dreimal gewendeten alten Kleidern, welche die ganze Skala der Schwestern durchlaufen haben und die ihnen Alwina noch mit roten Litzen aufputzt.

200

Und nun wir die Schwestern kennen, so laßt uns vollends zusehen, wie sie ihr Tagewerk vollbringen. Wenn gefrühstückt ist, geht der Vater mit ein paar freundlich ermunternden Worten in sein Zimmer; Anna nimmt das Frühstücksgeschirr zum Reinigen fort, Alwina und die Mutter gehen in die Arbeitsstube, wo große Schneiderei begonnen ist, um Arbeit für alle zuzurüsten; Amalie sorgt für die Küche und hilft Anna später im Garten, für die andern aber beginnen die Lehrstunden beim Vater und Vikar.

Der Vikar, ein sehr geschickter, talentvoller junger Mann, war der sehr verehrte Lehrer der Mädchen, und Lob und Tadel vom Herrn Vikar wogen noch schwerer als selbst vom Vater. Die Mädchen durften und sollten alles lernen, was den Kopf aufhellt und was fürs Leben tauglich macht, wenn sie irgendwie Lust und Fähigkeit dazu hatten. Den Religionsunterricht, dem die Mutter und alle Mädchen beiwohnten, hatte sich der Vater allein vorbehalten; sonst teilten sich die Lehrstunden je nach den übrigen häuslichen Geschäften der Mädchen.

Die drei ältesten, von den jüngeren die »heiligen drei Könige« genannt (Agnes war der Mohrenkönig), hatten nur noch Französisch, Englisch und Geschichtsstunde. Anna war stets vergnügt, wenn sie durch Geschäfte von den Lehrstunden abgehalten war, sie blamierte sich gar zu oft vor den Kleinen; sie hatte einmal in der Geographiestunde den Rigi für den höchsten Berg in Europa erklärt und Galizien als die Hauptstadt von Ungarn angegeben. (Die Schwestern gaben ihr schuld, daß sie drei Stunden buchstabieren müsse, bis sie einen Brief zustande bringe; in ihrem Hausrechenbuch stehe Michl statt Milch, auch habe sie auf ein Geburtstagsgeschenk für den Vater einmal geschrieben: »Von mir gans allein gemacht«; – so schlimm war's aber doch nicht.)

Angelika hat ihren Zeichenlehrer schon weit überholt, und während die Mutter oft darüber seufzt, daß sie stundenlang in ihrem verschlossenen

Stübchen sitzt und zeichnet, statt zu nähen, malt sie ganz im stillen die niedlichsten Sachen auf Holz, die sie durch des Vikars Vermittlung sehr gut in die Stadt verkauft. Wie herzlich freut sie sich auf alle die Weihnachtsüberraschungen, die sie mit ihrem gesammelten Sümmchen den Eltern und Schwestern wird bereiten können!

201

Alle aber, groß und klein, gelehrt und ungelehrt, freuen sich, wenn um zwölf Uhr das Tischglöcklein tönt, besonders heute, wo Amalie die Kochwoche hat. Da ist's eine Herzenslust, das muntere Völkchen sich um die lange Tafel scharen zu sehen; und wenn der Mutter Auge oft etwas bänglich die endlose Mädchenreihe überläuft, so begegnet es wohl dem getrosteten Blick des Vaters, der mit inniger Freude auf seinen munteren Töchterlein ruht und der ihr zuversichtlich zu sagen scheint: »Was unser Gott erschaffen hat, das wird er auch erhalten.« Wenn die einfache Tafel aufgehoben ist, geht's dem schönen Sonnenschein zulieb in den Garten; da ist ein halb Stündchen der Erholung gegönnt, und jedes unterhält sich, wie es ihm am besten dünkt.

Vater und Mutter sitzen behaglich in der Laube; der Herr Vikar hat seine Lehrerwürde abgelegt und bemüht sich, ein Sträußchen zu pflücken, das er aber, wie Adelheid meint, ganz gegen Recht und Gerechtigkeit der Alwina überreicht, während sie doch das erste Recht auf eine Belohnung hätte; Angelika sitzt an ihrem Lieblingsplätzchen, einer Rasenbank im Gesträuch, und ist »verzückt«, wie es die Schwestern nennen, wenn sie so in sich versunken dasitzt und in die Wolken sieht. Anna und Amalie erscheinen erst, nachdem Zimmer und Küche in Ordnung sind und sehen zu ihrem Schrecken, wie Lottchen und Luise eben im höchsten Dienstefier eine Katze aus den Gemüseländern jagen und diese ärger zusammentreten, als zehn Katzen hätten tun können; Anna, außer aller Fassung gebracht, greift nach dem Rechen, um das ungebetene Hilfskorps in die Flucht zu schlagen. Berta hat sich eine Efeugirlande um den Kopf gewunden und bemüht sich sehr, das einzige Fenster des alten Gartenhauses als Spiegel zu benützen, um zu sehen, wie ihr der Schmuck steht. Agnes hat sich zwischen die grünen Äste eines leicht ersteigbaren Nußbaums zurückgezogen und singt mit heller Stimme, während sie Nachlese hält, Ingeborgs Klage nach eigener Komposition:

202

»Aus ist des Sommers Lust,
Stürme durchwehen des Meeres Brust,

Ach und wie gerne da draußen
Hört' ich es brausen!«

Adelheid sitzt auf dem Boden hinter der Laube mit dem »Lichtenstein«, den ihr des Försters Tochter geliehet, allzeit in stiller Sorge, die Mutter möchte sie urplötzlich aus dieser neuen Welt aufjagen; Beate aber spielt mit dem Kleinsel, das vor Lust aufjubelt, daß es die große Schwester haschen kann.

203 So belustigt sich jedes in seiner Weise bis halb zwei Uhr, wo der Rückzug ins Haus beginnt, und nun geht's mit Ernst an die Arbeit. Die Schneiderei ist kein Spaß; aus sieben alten Kleidern müssen sechs neue gemacht werden, nur die vier Großen und Kleinsel bekommen ganz neue. Alwina schneidet zu und probiert an; die andern nähen um die Wette, sogar die »Unmüße« werden angehalten, zu zertrennen und Fäden auszuzupfen, und das Nesthäkchen will auch ein Puppenkleidchen machen, wobei es Nadeln verliert und sich ins Fingerchen sticht. Dazwischen stimmt Agnes ein Lied an, in das all die Stimmchen zart und grob, falsch und richtig einfallen, oder erzählt Adelheid, wobei sie die Kleinen als aufmerksame Zuhörer hat.

So geht es recht fleißig zu bis zum Schlag vier Uhr, für den die Kleinen ein äußerst scharfes Ohr haben; dann verschwindet Alwina und kommt zurück mit dem Brotlaib und Obstkorb; das Vesper wird verteilt und mit allgemeiner Zufriedenheit verzehrt.

Nach dem Vesper werden die »Unmüße« entlassen, sie dürfen die Kleine mitnehmen und sich in Garten und Hof umtreiben, bis sie unter Adelheids Aufsicht ihre Lektion lernen müssen.

Die andern aber bleiben fleißig beisammen bis zur Dämmerung, wo noch ein kurzer Spaziergang gemacht wird. An schönen Sonntagen werden immer weite Gänge unternommen, Werktags reicht die Zeit nicht dazu.

Mit einbrechendem Dunkel sammelt sich alles in der Wohnstube, Beate bringt die Kleine zu Bett, der Vater nimmt seinen Ehrenplatz am Ovaltisch ein, Amalie und Anna bringen das Teegerät und den duftenden Tee mit neugebackenem Brot. Da geht's nun heiter und lebendig her; die »heiligen drei Könige« haben genug zu tun, bis sie die Gesellschaft versorgen und den »Unmüßen« betrügerlicherweise lau Wasser statt des erhitzten Tees unter die Milch mischen (erst die konfirmierten Töchter sind zum Tee aufgestiegen); der galante Vikar nimmt aber der Alwina für eine Weile das Geschäft ab.

Nun der Tee getrunken ist, marschieren die »Unmüße« in ihre Betten ab; das Gerät wird auf dem Seitentisch flink und in aller Stille gereinigt, die große Lampe wird angezündet, die Schwestern sitzen mit dem Strickzeug um den Tisch, und nun wird's recht still und recht behaglich, der gute Engel der friedlichen Häuslichkeit zieht durchs Zimmer.

Adelheid, der die Abendstunde ihr Höchstes ist, bringt jetzt das Buch, und der Vikar beginnt die allabendliche Vorlesung. Der Vater ist sehr sorgsam in Auswahl der Bücher für seinen gemischten Zuhörerkreis; bald sind es Reiseschilderungen, die den kleinen Kreis in ferne fremde Welten tragen; bald sind es geschichtliche Bilder, die sie in vergangene Zeiten zurückversetzen; bald merkwürdige Erlebnisse und wunderbare Führungen aus dem Leben frommer Menschen oder eine schöne herzerhebende Dichtung. Fragen und Bemerkungen dazwischen sind erlaubt, und würden all die Zwischengespräche mit den Büchern wieder abgedruckt, so würden sie noch viel dicker als Campes Robinson. In der Regel ist das Publikum äußerst aufmerksam; wer aber schläft und doch noch nicht zu Bette gehen will, der wird verurteilt, ohne Licht etwas aus des Vaters oberem Zimmer zu holen.

204

So wäre nun demnächst ein Tag zu Ende, und ihr meint wohl, er gehe wie alle andern Tage damit aus, daß die Leute zu Bett gehen und schlafen? Ja, nur Geduld, heute geschieht noch etwas ganz Besonderes. Man las in Mungo Parks Reisen, und während dieser unermüdliche Forscher nach der Nilquelle spürte, war Alwina sanft eingeschlafen. Der Vater, der gerade las, sah auf, weil er an ein unaufgeschnittenes Blatt kam, und bemerkte die Schlafende. »Alwina«, rief er, »geh einmal auf mein Zimmer und hol mir mein beinernes Papiermesser von meinem Pult!« Hocherrötend fuhr Alwina auf: »Ich habe nicht geschlafen, gar nicht«, und wurde fast böse über dem herzlichen Gelächter der andern. Doch machte sie sich sogleich auf, um das Messer zu holen, schon hört man sie draußen im Gang nach dem Weg krabbeln; noch ehe sie aber ganz oben sein kann, fällt's plötzlich dem Vikar ein: »Ach, Herr Pfarrer, ich habe mir heute erlaubt, Ihr Papiermesser zu nehmen; Fräulein Alwina kann es im Dunkeln nicht finden, erlauben Sie, daß ich ihr leuchte!« Und rasch hatte der galante Vikar ein Licht angezündet und flog die Treppe hinauf; aber es dauerte unendliche Zeit, der Mungo Park stand immer am Nilufer, kein Vikar, keine Alwina, kein Papiermesser kam. »Angelika, nimm den Wachsstock und siehe, wo sie bleiben!« sagte die Mutter. Angelika ging, aber sie kam auch nicht

205

mehr; da wurde der Vater ganz ungeduldig: »Anna, geh du! Du findest im Dunkeln den Weg.« So ging auch noch die Anna, und schon glaubten die Kinder, es gehe wie in dem Märchen von der klugen Else, und sie alle, nebst Vater und Mutter, werden noch nach müssen. Siehe, da geht die Türe auf! Angelika und Anna schreiten voran mit Kerze und Wachsstock und mit dem Jubelruf: »Vater, Mutter, ein Brautpaar!«, hinter ihnen führt der Vikar Alwina an der Hand, die glüht wie eine Purpurrose, und er fragt schüchtern: »Lieber Herr Pfarrer, wollen Sie mir nicht Ihre Tochter Alwina anvertrauen?«

Das war ein Erstaunen! Die Schwestern hielten vor Verwunderung den Atem an; jetzt ging erst der Adelheid ein Licht auf, warum Alwina ein Sträußchen bekommen und nicht sie, obgleich diese das französische Gedicht heute viel schlechter vorgetragen hatte.

Die Mutter hatte wohl schon so etwas geahnt, der Vater aber nicht; der Vikar war der einzige Sohn reicher Eltern und hatte die Zusicherung, eine gute Pfarre zu bekommen; dem stand die Wahl unter den Töchtern des Landes offen, – wie würde er wohl eine von seinen armen elf Mädchen wählen? Den Vikar aber dünkte die frische, fleißige und frohherzige Alwina reicher als alle Prinzessinnen der Welt.

Nun, zu bedenken war da wenig; mit Freudentränen nahm die Mutter, mit Lächeln der Vater die Hände der beiden. »Gott segne euch, meine Kinder«, sprach der Vater, »mit Frieden und Freude, wie er uns gesegnet hat!« – »Und mit weniger Mädchen«, flüsterte ihm doch die Mutter ins Ohr.

»Aber werden auch Ihre Eltern einverstanden sein?« fragte besorgt die Mutter; der Vikar versicherte, er habe längst die freudige Zustimmung der Seinen, da er diesen Entschluß schon lange im Herzen trage, aber bis jetzt noch nicht Gelegenheit gefunden, sein Wort anzubringen.

Wie es gekommen, daß über des Vaters Falzbein die beiden sich so schnell gefunden, das blieb noch ein Rätsel. Jetzt aber war der Damm des Schweigens bei den Mädchen gebrochen; lächelnd, jubelnd, errötend grüßten sie den neuen Schwager. Anna und Adelheid schlichen sich beiseite, um zu sehen, ob es nicht möglich wäre, noch einen Punsch zu brauen; der Vater aber schlug endlich, um den fröhlichen Lärm zu bewältigen, einen Choralgesang vor; der neue Bräutigam mußte sich aus Klavier setzen, Agnes, die heute mit einer wahren Engelstimme sang, stimmte den schönen Choral an:

»So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen.«

Und so schloß dieser wichtige Tag im Pfarrhaus mit Dank und Freude.

Nicht alle Tage hatte bisher solch ein Jubel geschlossen, das sagt das verbleichte Gesicht und die matte Gestalt der Mutter, die etwas gefurchte Stirn des Vaters. Viel mühevollere Tage, viel schlaflose Nächte hatte es gekostet, bis diese blühende Töughterschar auf eigenen Füßen stehen, mit eigenen Händen sich regen konnte; bis sie fröhlich und frisch wie Ölzweige den Tisch umgaben. Aber auch diese Tage und Nächte waren vorübergegangen; Geduld, Gottvertrauen und Liebe waren als köstliche Saaten unter Sturm, Frost und Regen aufgekeimt.

Nicht jeder Tag war so wie dieser in vollkommenem Frieden verlebt worden. In den elf Köpfchen und Köpfen wohnten elf Sinne, von denen oft jeder recht haben wollte; in den elf Herzen keimte neben der guten Saat auch viel Unkraut. Daher war der Friede gar vielfach gefährdet, so daß die sanfte Mutter nicht immer imstande war, zu schlichten, und der Vater ein kräftiges Schiedsrichteramt üben mußte.

Aber jeder Morgen war begonnen worden mit herzlichem Gebet, und der Nachklang davon ließ nicht so bald schlimme Geister aufkommen.

Jeder Abend war mit Gebet und Gesang beschlossen worden, und eines der Kinder hatte am Schluß das Gebet des Herrn gesprochen, und wer von Herzen gebetet: »Vergib uns unsre Schuld, wie wir vergeben«, über dessen Groll wird keine Sonne untergehen.

Und wißt ihr, welcher Segen für eine ganze Herde ein einziges Schäflein werden kann, das ganz dem Hirten eigen ist?

Ein solches war Beate, die stillste, die schwächste, die unscheinbarste, die unbegabteste der Schwestern. Sie war der Friedensengel, sie die süße Quelle, die nichts Trübes und Bitteres in sich aufkommen ließ; die es leise wegspülte, wo es bei andern sich angesetzt. Wenn es unter den Kleinen einen Streit gab um Spielzeug oder Obst und dergleichen, da war es Beate, die mit lächelndem Gesicht ihren Anteil zum Opfer brachte oder das von allen Verschmähte für sich nahm; wo die Mädchen sich zankten um das Recht, mitzudürfen, da war sie stets bereit, dazubleiben, und hatte immer einen Grund, warum sie besonders gern daheim war; bei den gemeinsamen Spielen hatte sie nie einen Willen als den, der zum Frieden führte; das abgetragenste Kleid fand sie noch recht nett, den an-

gebrannten Brei allzeit noch gut; nichts war für sie gleichgültig, was andern unangenehm war; nichts vergaß sie, was andern Freude machte.

Sie selbst wußte es nicht, und die andern ahnten es nicht, welches Kleinod dies stille Kind für sie alle war. Die Mutter aber wußte es und dankte Gott mit Freudentränen für diese Perle.

Was aus den elf Schwestern geworden, ist nun freilich die wichtigste Frage, und da wir nicht dem Lebensgang jeder einzelnen folgen können, so erfahren wir es wohl am sichersten aus einem Briefe, den zehn Jahre nach jenem Verlobungstag Alwinas Amalie den Schwestern aus – Amerika schrieb.

Vier Jahre waren schon vergangen, seit die elf Schwestern als Waisen das geliebte Vaterhaus verlassen hatten, ohne andern Reichtum als der Eltern Segen, Gottes Schutz, genügsame Herzen und fleißige Hände. Vater und Mutter ruhten im Grabe. Den kräftigen Vater hatte ein Nervenfieber weggerafft, das ihn an einem Sterbebette ergriffen; dieselbe Krankheit riß der Mutter zarten Lebensfaden ab, ehe sie das Weh fassen konnte, das ihr mit dem Tode des geliebten Gatten geschehen war. Sie starb mit Bewußtsein, aber ein trostreicher Engel schien ihr sonst so verzagtes Herz gestärkt zu haben. Denn als ihr brechendes Auge auf die weinende Töchtterschar um ihr Lager fiel, da schaute es mit zuversichtlichem, strahlendem Blicke nach oben; segnend breitete sie die Hände über ihre Kinder, und von den erblaßten Lippen klangen die trostvollen Worte: »Gott wird euch nicht verlassen.«

209

Und nun zu Amaliens Brief, der an Alwina, als an die Familienälteste, gesandt wurde.

»Geliebte Schwestern!

›Gott wird Euch nicht verlassen‹, war das segnende Abschiedswort unsrer lieben Mutter, und es ist bis auf diesen Tag in Erfüllung gegangen. Dich, liebe Alwina, hat er an den eigenen glücklichen Herd geführt und Dein Haus gesegnet, daß es noch Zuflucht und Heimat für die Schwestern werden kann.

Friederike, das Nesthäkchen, der Mutter und unser Liebling, ist unter Eurer Obhut geborgen; Luise, der Unmuß, findet bei Deinen Mädchen und Bübchen genug zu tun für ihre flinke Hand und noch flinkere Zunge; und Lottchen, der Unmuß Nummer zwei, kommt nun sogar als glückliche

Braut unter Dein Dach, um bei Dir für den Ausbau ihres Nestchens zu sorgen und von Dir einst zum Altar geleitet zu werden.

Sage ihr, der lieben Braut, jetzt die Hauptperson, vor allem unsre herzlichsten Glückwünsche. Nach der herben Dienstzeit unter der gestrengen Frau Geheimrätin wird ihr der Aufenthalt bei Dir und dereinst unter dem eigenen Dach besonders wohlthun. Wir freuen uns, ihr hier einen Beitrag zur Bestreitung ihrer Ausstattung senden zu können; geben ihr aber den freundschaftlichen Rat, allen Luxus zu vermeiden, da ihr Zukünftiger dem Lehrstande angehört, der ja jederzeit reicher an geistigem als leiblichem Besitz ist. Das glückliche Brautpaar soll sich das Warten nicht verdrießen lassen; Lottchen ist ja noch erstaunlich jung.

Gott hat uns nicht verlassen, möchte ich aufs neue beginnen. Er hat Agnes und mich glücklich übers Meer geführt, als wir vor vier Jahren anfangen einzusehen, daß übergenug Mädchen im Vaterland sind, und auszogen, unser Heil in der Neuen Welt zu suchen. Er hat uns guten menschlichen Schutz zugewendet, er hat unsern Fleiß gesegnet, so daß wir noch zweien von Euch ein Asyl bei uns anbieten konnten und die Mittel, es zu erreichen.

210

Anna und Berta sind wohlbehalten hier angekommen; wir wollten Euch nicht schreiben, bis wir unsern vierfachen Lebensplan für die Zukunft festgestellt hatten. Nun aber möchte ich, Ihr könntet unsre neue kleine Residenz sehen! Wir haben ein kleines, sehr freundliches Haus in einer Vorstadt Bostons gemietet; der hübsche Garten daran gestaltet sich bereits prächtig unter Annas Hand, die von Sonnenaufgang bis Abend darin steckt. Mit den Blumen und Gemüseplantzen, zu denen sie Samen gebracht, hoffen wir seinerzeit glänzende Geschäfte zu machen; unsre heimatlichen Rosen und Nelken sollen Aufsehen erregen in der Neuen Welt.

Berta sitzt bereits in einem Meer von Hüten, Hauben und Bändern; ich hatte sie zuvor schon so gut empfohlen, und ihre Geschicklichkeit macht meiner Empfehlung solche Ehre, daß sie sich ein dienstbares Geistlein zur Hilfe wird beilegen müssen, das schon in dem Töchterlein einer armen eingewanderten Familie gefunden ist.

Agnes wird um mehr Musikstunden gebeten, als sie annehmen kann; Ihr würdet staunen, wenn Ihr hören könntet, wie herrlich ihre Stimme sich erhalten und ausgebildet hat! Das letzte Konzert allein hat ihr reichliche Ernte gebracht, mehr als unser vereinter Beitrag für Lottchens Aussteuer beträgt; sie liebt aber das öffentliche Auftreten und die geräuschvol-

len Demonstrationen des hiesigen Publikums nicht und zieht ihren viel mühsameren, aber stilleren Wirkungskreis vor. Darum hat sie auch mit unsrer vollen Beistimmung einen neuen, sehr glänzenden Antrag auf die Bühne entschieden ein für allemal abgelehnt.

211 Meine Kunstbäckerei, um meine eigene werthe Person nicht zu vergessen, geht ganz splendid; unsre vaterländischen Zuckerbrezeln, Gugelhopfen und Fleischpastetchen sind hier meist gerner gesehen als leider unsre lebendigen Landsleute. Hie und da geruhe ich auch noch, wie vorzeiten daheim, mich im Wagen holen zu lassen, um das Arrangement großer Dinners zu übernehmen, ziehe aber gleich unsrer Agnes die Tätigkeit daheim vor.

Ein jeder treib' es, wie er's kann,
Ein kleiner Mann ist auch ein Mann.

Wie unaussprechlich wohl es uns ist, seit wir nun ein vierblättriges Kleeblatt bilden, das könntet Ihr Euch erst recht vorstellen, wenn's Euch möglich wäre, am Abend einen Blick in unser *drawing room* zu werfen, wo wir nach abgetaner Tagesarbeit uns um unsern Teetisch setzen, der stets mit einem Abfall meiner Kunstprodukte reichlich versorgt ist. Wir haben uns wohl immer liebgehabt, liebe Schwestern; aber ich meine, den ganzen herrlichen Segen der Familienbande lernt man doch erst in der Fremde kennen.

Ich muß manchmal an die Tante Kommerzienrätin denken. Als ich sie vor vier Jahren um einen Vorschuß zu unsrer Auswanderung bat, da schob sie ihre Brille hinauf und sah mich verwundert und geringschätzig an: ›Hm, hm, ist meiner Zeit nicht der Brauch gewesen, daß Mädchen auswandern; wer schaffen will, findet im Vaterland sein Fortkommen.‹ Nun, die Tante kann recht haben; doch zweifle ich, ob mein Hausjungenferngehalt und der Agnes Musikstunden uns je im Vaterland zu einer so unabhängigen und sorgenfreien Existenz geholfen hätten.

212 Bei allem verhehle ich Euch nicht, liebe Schwestern: Wir haben eine Heimat hier, aber kein Vaterland. Es kommt kein Sonntag, wo nicht eine recht innige Sehnsucht in uns erwacht nach deutschem Glockenklang, nach einem deutschen Kirchenlied und einem deutschen Familienkreis. Und im stillen sei's gesagt: So oft wir uns am Wachsen unsrer Ersparnisse erfreuen, so wächst die Hoffnung, daß wir dereinst früher oder später die Früchte unsres Fleißes in der lieben Heimat mit Euch genießen können.

Mehr und mehr überzeuge ich mich, daß Angelikas Talent ihr hier weniger als im Vaterland Früchte tragen würde, selbst wenn ihre zarte Gesundheit die Seereise ertragen könnte. In diesem Land der Bewegung und des Wechsels nimmt man sich kaum Zeit, zu einem Bilde zu sitzen: Daguerrotypen, die in drei Minuten fertig sind, das ist amerikanischer Geschmack. So ist es viel besser, sie lebt wie bisher ihrer Kunst und pflegt ihre Gesundheit, was ihr ja umso viel leichter wird, seit sie im Hause der edlen, kunstsinnigen Gräfin eine Heimat gefunden. Ihre lieben seelenvollen Bildchen haben auch hier schon manches Auge und manches Herz erfreut; ihr teures Abschiedsgeschenk: Eure und der Eltern Bilder, sind und bleiben die schönste und liebste Zierde unsres schönsten Zimmers.

Aber wird die Welt umgekehrt, daß unsre bescheidene Schwester Beate zu so hohen Ehren kommt? Von Königin und Prinzessinnen umarmt und beschenkt, und zur Vorsteherin weiß nicht wie vieler wohltätigen Anstalten ernannt wird? Ist sie denn nicht vor Demut in die Erde versunken ob solchen Ehren, und wie nimmt sich denn die diamantenbesetzte Uhr auf dem unsterblichen dunklen Merinokleid unsrer lieben *soeur grise* aus? Wir könnten hier wohl auch solche Engel brauchen, liebe Beate, aber ihrer sind auch in der Heimat nie zu viel. Gehe du fortan als Engel des Trostes durch die Reihen der Leidenden, in die Kämmerlein der Bedrängten! – Ich freue mich von Herzen, daß Du in dem Hause des würdigen Dekans auch die Freuden des Familienlebens nicht vermissen darfst.

Adelheid wird, wie ich denke, nicht zögern, den ehrenvollen Ruf an die Erziehungsanstalt der Hauptstadt ihrer Hauslehrerinnenstelle vorzuziehen, die, so einträglich sie war, doch eine freudlose und undankbare geblieben ist. Wir freuen uns herzlich dieser Wendung, die zwei unsrer lieben Schwestern wieder zusammenführt. Auch Adelheid tut besser, im Vaterlande zu bleiben; Erzieherinnen dieser Art werden hier weder gesucht noch geschätzt; die jungen Damen aus höheren Kreisen werden in Pensionen ›schnellgebleicht‹.

Noch eins sei Euch im Vertrauen gesagt: Wenn wir dereinst den schönen Plan ausführen, ins Vaterland zurückzukehren, so wäre möglich, daß wir nimmer vollzählig kommen. Ein Sohn des Doktor M., der unser treuer Schutz auf der Überfahrt war, spricht besonders häufig bei uns ein, seit die Schwestern hier sind, und er gibt Anna nicht undeutlich zu verstehen, wie gut eine so rüstige, gewandte Frau für seine Farm passen würde. Was soll aber aus unserm Garten werden, wenn Anna sich dereinst entscheidet, auf die Farm zu ziehen!

Auch mit Berta weiß man nicht, wie es werden wird. Ein längst hier angesiedelter Landsmann, der in unsrer Nachbarschaft wohnt, hat immer etwas zu fragen und zu sagen bei uns und unterhält sich überaus gut mit der fleißigen Putzmacherin. Er treibt ein sehr blühendes Gewerbe, welcher Art, schreibe ich aber noch nicht; Eure verwöhnten Näschen könnten sich noch in angeborenem Vorurteil rümpfen; hier denkt man darüber anders. Einstweilen nur so viel, daß er ein sehr gebildeter und sehr frommer Mann ist; er scheint fast zu ernst für unsre heitere, flüchtige Berta, und doch findet er großes Gefallen an ihr und scheint zu glauben, daß oft auch in glatter, zierlicher Schale ein guter Kern stecken kann.

So habe ich nun, wie die Mutter pflegte, uns alle an den Fingern zusammengezählt, und wenn ich so unsern Lebensgang bis hierher überdenke, so bleibt mir nichts zu sagen übrig als das freudige Wort: Der Herr hat's wohl mit uns gemacht! Wir haben frühe daheim gelernt, uns zu fügen und uns zu rühren; das Brot, das für sechs verwöhnte Kinder nicht ausgereicht hätte, hat elf genügsame großgezogen. Wir haben, gedankt sei es unsern frommen Eltern, frühe gelernt, ein Bürgerrecht droben zu suchen; so waren wir nie heimatlos, noch ehe wir ein Plätzchen auf Erden gefunden, wo wir unser Haupt niederlegen konnten; wir haben frühe gelernt, mit unserm Pfunde zu wuchern und unsre Kraft zu brauchen, so daß die vielbejammerten elf Mädchen nun besser geborgen sind als manches einzige Töchterlein reicher Eltern.

214 Ob uns allen zusammen noch ein Wiedersehen auf Erden bestimmt ist? – Ich wage es kaum zu hoffen, es liegt in Gottes Hand. Wir alle aber haben die Hoffnung auf ein noch seligeres Wiedersehen, wo unserm treuen Vater das schöne Wort vergönnt sein wird: »Ich habe der keines verloren, die du mir gegeben hast.«

4. Das gastfreie Pfarrhaus

»Ist das grünliche Haus dort ein Gasthof?« hätte in Endersbach wohl jeder Fremde gefragt, wenn nach Endersbach andre Fremde gekommen wären als eben in das grünliche Haus. Wer aber in das sanfte, fast schüchterne Gesicht der Hausfrau sah und die abziehenden Gäste beobachtete, die niemals mit langem Gesicht und leerem Geldbeutel, sondern stets mit heiterer Miene und vollgepfropften Taschen abzogen, der konnte allmählich erraten, daß das kein Wirtshaus sei, sondern das Pfarrhaus des Orts.

In der Tat, es würden viele Gasthäuser für einen Zulauf dankbar sein wie den, mit dem das Pfarrhaus zu Endersbach gesegnet war. Selten verging ein Tag, wo nicht zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen Gäste eingesprochen hätten, höchst mannigfaltige Gäste: flüchtig einkehrende aus der nächsten Umgegend, »nur so auf einem Spaziergang«, die man dann mit einiger Mühe zum Längerbleiben nötigen mußte; Gäste über Mittag, Gäste über Nacht; recht dauerhafte, solide Gäste, um Luftkuren, Wasserkuren, Traubenkuren zu brauchen; perennierende Gäste sogar, die das Landleben recht aus dem Grunde kennenlernen wollten, die sich beim Buttern beteiligten, indem sie frisches Butterbrot in Menge verschlangen, beim Melken, indem sie kuhwarme Milch tranken; die sich mit einem Buch in der Hand beim Grasmähen in das duftende Heu legten, wenn es eben zusammengerichtet war; die in der Ernte die ersten Ernteküchlein aßen und im Herbst Trauben verzehrten, als müßten sie sich vorsehen bis an ihr Lebensende.

Da waren frühauftstehende Gäste, die den guten Pfarrer um seinen Morgenschlaf brachten; langschlafende Gäste, denen man den Kaffee bis neun Uhr warm halten mußte; trübselige Gäste, die man aufheitern und schonend behandeln sollte; lustige Gäste, deren Gelächter den Trübseligen die Nerven angriff; Kindergäste, die das Obst unreif abrissen, des Pfarrers Lieblingskatze in den Schwanz kneipten und das Schwein in den Garten ließen; alte Gäste, die keinen Kinderlärm ertragen konnten: kurz, Gäste von allen Arten und Sorten, die sich aber zuletzt unter dem gastlichen Dache des Pfarrhauses so friedlich vertragen lernten, als ob sie bei jenem Künstler in die Schule gegangen wären, der Katzen und Ratten, Tauben und Marder aus *einer* Schüssel speisen ließ.

Aber warum dieser erstaunliche Zulauf zu dem Pfarrhause? War es ein Muster von Eleganz, von komfortabler Einrichtung? War es ein Palast an Umfang? War es ein Sitz besonderen Geistesreichtums? Oder blühten liebliche Töchter darin? Nichts von alledem. Der Pfarrer spielte zwar Violine, war aber kein Paganini noch Ole Bull; die Pfarrerin war ein guter, aber kein schöner Geist; das Pfarrhaus ein alter Rumpelkasten; Kinder hatten sie keine als eben die, die ihrer gerade bedurften. Wo also stak der Zauber? Das ist schwer zu sagen, wenn er nicht in der lautern Güte, der selbstvergessenden Liebe und ungeschminkten Herzlichkeit bestand, mit der hier alle Gäste aufgenommen und beherbergt wurden.

Hier waren alle willkommen, nicht die zumeist, die ihnen Vergnügen und Unterhaltung brachten; nein die, denen man geben, helfen und nützen konnte; und für die Freude, die Pfarrers ändern bereiten durften, waren

sie so kindlich dankbar, als hätte man ihnen das Größte gegeben. Was ihnen selbst angenehm und behaglich war, das hatten sie lange vergessen; daß sie nie mehr ruhig und in gewohnter Weise leben konnten, daran dachten sie nicht, sie hatten keine gewohnte Weise mehr. Wenn es regnete, fiel ihnen nie ein, daß sie nun doch vielleicht einmal hätten in Ruhe bleiben dürfen; nein, sie beklagten nur die etwaigen Gäste, die bei solchem Wetter unterwegs sein könnten. Hatten sie an einem schönen Tage sich gerüstet, auch einmal einen Besuch zu machen, und wurden vor dem
216 Hause von einem Gegenzug besuchender Nachbarn abgeschnitten, ach, da war's noch das größte Glück, daß sie nicht schon früher ausgegangen waren.

Eben dieser selbstvergessenden Güte wegen wurden sie auch nicht bloß heimgesucht von Freunden und Verwandten, vom Herrn Dekan auf der Visitation, vom Herrn Oberamtmann, wenn er Ruggericht, vom Notariatssassistenten, wenn er eine Teilung im Ort hatte: nein, sogar umherziehende Krämer, geistliche Kolporteure und dergleichen Leute suchten ein Obdach in dem mildtätigen Hause; selbst für auswärtige Maurergesellen, die im Orte arbeiteten, fand sich noch ein Dachstübchen, und für die armen
217 fremden Weiber, die im nahen Wald Erdbeeren und Himbeeren sammelten, wie für unzählige Handwerksburschen wenigstens ein Freitisch.

Auf Eleganz und Komfort konnte dabei natürlich nicht immer Rücksicht genommen werden. Das Sofa des Wohnzimmers hatte schon seinen siebenten Überzug zerrissen, da mußte man aufs Dauerhafte sehen. Der Raum des Pfarrhauses war für eine gewöhnliche Menschenfamilie berechnet, nicht für ein Weltbürgerobdach. Darum ging es hie und da eng genug zu, und die Betten, so reichlich sie auch vorhanden waren, mußten oft geteilt werden. Aber es hätten steinerne Herzen sein müssen, die nicht aus dieser warmen Liebesquelle ein Tröpfchen Genügsamkeit in sich aufgenommen hätten. Unter allen Mühen und Verlegenheiten, die aus dem Konflikt verschiedenartiger Gäste hervorgingen, wandelte die Pfarrfrau mit demselben sanften, freundlichen Gesicht, überall aufmerksam, wo sie einen Wunsch erspähen, einem Mangel abhelfen könne. Selbst der Garten schien etwas von der Gabe überkommen zu haben, immer geben zu können, ohne arm zu werden; denn kein Gast wurde ohne einen duftigen Blumenstrauß oder süße Früchte entlassen, und doch blühte und duftete es drunten unermüdet fort.

Die Pfarrmagd war immer in Eile, stets im Amtseifer, selten ward ihr's so gut, sich in behaglichem Geplauder wo verweilen zu können, und eine

Pfarrmagd plaudert doch so gern! Sie ist so eine Art von Standesperson und sich ihrer Würde stets bewußt; ein Abglanz vom Nimbus des Pfarrhauses umfließt auch ihr Haupt, und wenn der Pfarrer Sonntags recht erwecklich predigt, so schaut sie triumphierend in der Kirche herum: »Nicht wahr, mein Herr sagt's euch!« Die Pfarrmagd in Endersbach aber konnte nicht oft sich in Ruhe dem Bewußtsein ihrer Würde hingeben; sie hatte nicht nur für die Gäste des Hauses zu sorgen, ihr ward auch das angenehme Amt, im ganzen Dorfe die Freude- und Hilfebringende zu sein.

Ihr müßt nämlich nicht glauben, über den Fremden seien die eigenen Ortskinder vergessen worden, gewiß nicht. Da war heute eine Wöchnerin, die eine kräftige Suppe brauchte; dort eine andre, der eine süße Weinspeise wohlgetan hätte; morgen eine Frau in gesegneten Umständen, die besonderes Gelüste nach einem gebratenen Huhn verspürte, oder ein altes Weib, das nichts mehr als Kaffee vertragen konnte; drüben lag der Nachbarin krankes Mädchen, das nur gekochtes Obst genoß, unten im Dorfe der genesende Michele, der alles aß und nie genug hatte. Für sie alle reichte die Küche des Pfarrhauses, auf welcher der Segen jenes geweihten Ölkrügleins ruhte.

Ein Hauptreiz des Aufenthalts im Pfarrhause war auch, daß jedermann alles treiben durfte, was ihm zusagte, und in diesem Punkte vereinte es die schwäbische Gastlichkeit mit der freieren englischen Sitte. Man gab, was man hatte und konnte; man verlangte und erwartete nichts, als daß die Gäste vergnügt seien. Die Pfarrerin hätte womöglich noch einen Fischteich angelegt und eine Jagd gepachtet, um etwaige Jagd- und Fischliebhaber zu befriedigen. Die Gäste benutzten auch solche Freiheit zur Genüge und trieben, was ihr Herz beehrte. Nicht nur, daß sie spazieren gingen, spielten, sangen, ja sogar tanzten, wenn es ihnen einfiel (wobei die Frau Pfarrerin sogar die Läden schloß, um keinen Anstoß zu geben): die Kinder warfen Scheiben ein, fielen Löcher in den Kopf und brachen Arme und Beine; Jünglinge und Jungfrauen fingen glückliche und unglückliche Liebschaften an; eine besuchende Frau kam in die Wochen, um dem kinderlosen Ehepaar auch den Genuß von ganz kleinem Kindergeschrei zu verschaffen, und ein langweiliger alter Herr starb sogar zu Gast, nachdem er sich zuvor wochenlang hatte verpflegen lassen.

Die Pfarrmagd hatte natürlich auch ihre Gäste auf eigene Hand, Brüder, Basen, Paten und sonstigen Anhang, und es war recht anständig vom

Hofhund, daß er nicht auch größere Zusammenkünfte mit befreundeten Hunden veranstaltete.

219 Gleich beim Beginn seines jungen Ehestandes hätte der Pfarrer seine Gastfreundschaft beinahe teuer bezahlen müssen. Es kam eines Tages ein seltsam und düster aussehender Mann in sein Dorf, der sich als Missionär zu erkennen gab und den Wunsch aussprach, hier eine Missionsstunde zu halten. Der Pfarrer räumte ihm bereitwillig die Kirche ein, ungeachtet ihm der Mann mit seiner düstern, heftigen Frömmigkeit nicht gefiel. Da das Wirtshaus des Ortes schlecht war, so boten ihm die guten Pfarrleute die Wohnung in ihrem Hause an, obwohl sie auf dieser ihrer ersten Stelle so beschränkt im Raume waren, daß die junge Frau ins Zimmer ihrer Mutter ziehen mußte, um dem Gaste im Schlafzimmer bei ihrem Manne Platz zu machen.

Inmitten der Nacht wacht die Mutter an einem ängstlichen Traume auf; jetzt erst beunruhigte sie's, daß man den Pfarrer so ganz allein mit dem seltsamen Fremden gelassen. Sie steht endlich auf, um hinabzugehen und an der Türe zu lauschen; da alles still ist, geht sie wieder hinauf und legt sich zu Bette. Am frühen Morgen trafen sie den Missionär nicht mehr, der vor Tag abgereist war; der Pfarrer aber beklagte sich, daß ihn der unruhige Gast beinahe ganz um den Schlaf gebracht habe, da er die halbe Nacht im Zimmer auf und ab gegangen.

Nach langen Jahren, als der sonderbare Gast fast ganz vergessen war, kam ihnen in einem Missionsblatt der Bericht eines fremden Missionärs zu. Er erzählte darin, daß er sich vor Jahren auf einer Reise durch Deutschland in einer besonders trüben, heftig aufgeregten Gemütsstimmung befunden habe. Einmal sei er in einem Pfarrhause mit ungemeiner Güte aufgenommen und in des Pfarrers eigenem Schlafzimmer beherbergt worden. Da, in stiller, schlafloser Nacht, sei ihm der Gedanke gekommen, ob er nicht am besten täte, den Pfarrer so in all seiner Herzensgüte, in der Fülle seines Glückes aus dem Leben zu schaffen, ehe ihn der Hauch dieser bösen Welt vergifte. Er habe die ganze Nacht mit diesem Gedanken gerungen, ihn aber zuletzt niedergekämpft und sich vor Tage entfernt, um ihn nicht am Ende doch noch auszuführen. Die guten Pfarrleute überließ kalt, wenn ihnen die schauerliche Liebeserweisung einfiel, die ihnen zgedacht gewesen war; ihr gütiges Herz ward aber dadurch nicht abgeschreckt.

Ein so unheimlicher Besuch hat nie mehr die gastliche Schwelle überschritten, und erst die Hand des stillen Gottesboten, der stets zur rechten

Stunde kommt, hat das unsichtbare Schild eingezogen, das dieses Pfarrhaus zu einem so gesuchten Gasthofe machte: eine offene Hand und ein liebevolles Herz.

220

5. Das fromme Pfarrhaus

Damit soll nun nicht gesagt sein, daß dieses das einzige seiner Art gewesen sei. Gewiß aber trug es vor vielen den Stempel des Geistes, der überall und zumeist in einem Pfarrhause regieren soll; und scheint auch die Art und Weise, wie sich diese Frömmigkeit kundgab, etwas schwärmerisch, so hat sie sich doch als probehaltig bewährt.

Es waren nun mehr als fünfzig Jahre, seit der Pfarrer zu B. sein Amt begonnen und seine junge Frau in sein Haus eingeführt hatte. Kein sonnenheller Tag war es gewesen, und kein fröhliches Geleite hatte das junge Paar zur eigenen Wohnung geführt. Aus dem Wagen hoben sie sorgsam die gichtkranke Mutter des Pfarrers, die, nachdem sie lange ein bitteres Gnadenbrot am Tische übelwollender Verwandten genossen, nun im Hause ihrer Kinder wieder eine Heimat finden sollte; und am Fenster des Hinterstübchens stand eine düstere, bleiche Gestalt, die stieren Blickes den Ankommenden entgegensah. Es war die geisteskranke Schwester der jungen Frau, die bereits mit ihrer Wärterin aus der Irrenanstalt angekommen war. Die Schwester wollte sie von nun an zu sich nehmen und die Wirkung ihrer liebevollen Pflege auf Schwermütige versuchen, da sie diese nicht mehr im Irrenhause lassen konnte, weil das Kostgeld bereits das kleine Vermögen der Kranken aufgezehrt hatte. – »Das ist meine einzige Mitgabe«, sagte die Frau in wehmütigem Tone zum Gatten, als ihre Augen auf das Jammerbild fielen. – »Du hast noch einen reichen, reichen Vater«, antwortete dieser getrosten Mutes.

Und als die Mutter bequem in einen Sessel gebettet, auch die Schwester geholt und ans freundlichste Plätzchen gesetzt worden war, da kniete das Ehepaar nieder, der Pfarrer sprach ein feuriges, glaubensvolles Gebet; darauf erhob sich die volle, glockenreine Stimme der Pfarrfrau zu dem schönen Choral: »Nun danket alle Gott«, und als sie die Worte sang:

221

»Der ewig reiche Gott woll' uns in diesem Leben
Ein immer fröhlich' Herz und edlen Frieden geben«,

da klangen die Töne so trostvoll, so innig zuversichtlich hinauf zum stillen Abendhimmel, daß, wer es hörte, denken mußte, diesem Hause sei ein wunderbares Heil widerfahren.

Die Pfarrerin, eine edle, aber schon etwas verblühte Gestalt, war wenig jünger als ihr Mann, der doch bereits die vollkommene Reife erreicht hatte, zu der bei uns die Diener der Kirche kommen, ehe sie Amt und Beruf erlangen. Vor vierzehn Jahren hatte sie der schüchterne Jüngling zuerst gesehen, die jugendlich blühende Tochter eines verehrten Lehrers, und damals kaum gewagt, seine Augen zu dem schönen Mädchen zu erheben. Als er seine Studien vollendet hatte, schied er von ihr, ohne seine Liebe zu gestehen; aber im Herzen trug er sie als unerreichbaren Stern. Vier Jahre nachher traf er mit ihr im Postwagen zusammen. Sie hatte den Vater verloren und war auf dem Weg in die Fremde, um in der entsagungsreichen Stelle einer Hauslehrerin die Mittel zum Unterhalt ihrer Mutter zu suchen. Hier erst lernten sie sich kennen, hier erst ahnten sie beide den tieferen Zusammenklang ihrer Seelen. Aber was konnte ein armer Vikar einem mittellosen Mädchen bieten? So sah er denn schweren Herzens die Geliebte ziehen, in der sicheren Meinung, sie sei ihm nun verloren; denn er hielt es für unmöglich, daß solch ein Kleinod nicht viel begehrt sein sollte. Habe nicht bang, mein guter Vikar, ein *armes* Mädchen kann beim allerhöchsten Wert geruhig in ungestörter Einsamkeit verbleiben.

Acht Jahre verflossen wieder, und der dreiunddreißigjährige Vikar hatte endlich ein Amt errungen. Da war Marie sein erster Gedanke, Marie, die auch seiner armen kranken Mutter gewiß eine gute Tochter sein würde, und er begann nach ihr zu forschen.

222 Sie hatte noch nicht lange ihrer Mutter die Augen zgedrückt und war im Begriff, aufs neue den Wanderstab zu ergreifen, da es nun galt, für die Erhaltung der schwermütigen Schwester zu sorgen. So durfte er schon wagen, der ganz Einsamen seine Hand, seine bescheidene Heimat anzubieten. Daß die Zeit, daß Mühe und Leid indes ihre Blüte verzehrt, das machte ihn nicht irre; er hatte »in ihrem Auge den Strahl des ewigen Frühlings gesehen«, und der war noch nicht erloschen. Selig empfing er ihr Jawort und führte sie mit der kranken Mutter und der unglücklichen Schwester an den eigenen Herd.

So umwölkt war der Himmel am Beginn ihrer Ehe, aber der siegende Strahl eines mächtigen Gottvertrauens brach durch. Dieses Gottvertrauen war nicht von der Art wie das so vieler leichtherzigen und sorglosen Ge-

mütter, die da unter ihrem täglichen Brot nicht nur wie Luther »Essen, Trinken, Kleider, Schuhe« und so weiter verstehen, sondern auch gut Essen und Trinken, schöne Kleider und weiche Schuhe, und die der guten Zuversicht sind, der liebe Gott sei dazu da, ihnen all dies anzuschaffen und daneben überhaupt alles wieder gut zu machen, was sie dumm und leichtsinnig gemacht; die wie der heilige Krispin den Armen spenden, was sie, nicht ihrem eigenen Munde, sondern andern Leuten in irgend einer Weise abgenommen; die imstande sind, das Tuch vom Halse zu verschenken, und sich morgen ein hübsches neues dafür kaufen. Nein, dieses Paares Gottvertrauen war mit der äußersten Genügsamkeit, mit der strengsten Selbstverleugnung gepaart, und darum hat es sie nie getäuscht.

Ihre Hausordnung war einfach und wechsellos. Jeder Morgen, jeder Nachmittag wurde von sämtlichen Hausgenossen mit einem gemeinsamen Gebet auf den Knien begonnen, jeder Abend damit geendet. Hie und da mochte wohl ein alter Universitätsgenosse, der den Pfarrer heimsuchte, etwas stutzig werden, wenn er eben nach Tisch seine Pfeife anzünden wollte, um mit dem Pfarrer zu rauchen, und nun statt dessen dieser niederkniete zum Gebet und die klare Stimme der Pfarrfrau ein geistliches Lied anstimmte. Und doch trug diese bei uns etwas ungewohnte Andacht so sehr das Gepräge der Innigkeit und Wahrheit, daß jeder, mochte er nun gesinnt sein, wie er wollte, herzlich oder doch ehrfurchtsvoll miteinstimmte.

223

Rastlos tätig war der Pfarrer in den Arbeiten seines Berufes, und es schien unbegreiflich, wo er Zeit und Kraft hernahm, neben den regelmäßigen Gottesdiensten noch Erbauungsstunden für Junge und Alte, Bibel-erklärungen und häusliche Andachten zu halten; wie er stundenlang sein Ohr jedem besonderen Gewissensanliegen leihen konnte, das ihm vorge-
tragen wurde, und wieder Nächte durchwachte am Bette todesbanger Kranken, in der Hoffnung, vor dem Erlöschen noch *einen* Trostesstrahl in ihre Seele fallen zu lassen. Und ebenso wunderbar dehnbar schien die Zeit und die Kraft der Pfarrfrau, die mit einem zarten Körper die kranke Mutter pflegte; in evangelischer Demut die mühsamsten Arbeiten mit der Magd teilte; eine Kleinkinderschule beaufsichtigte, zu der sie ihren unteren Hausraum hergegeben hatte; daneben dem Manne beistand, wo es galt zu helfen und zu trösten, – und doch noch Stunden dem hoffnungslosen Bestreben widmen konnte, die verdunkelte Seele der Schwester aufzuhellen.

Und sie war dabei stets heiteren Mutes; mit leichtem, leisem Tritt wandelte sie von einem zum andern, und keines schien sich verkürzt.

224 Daß in solcher Weise das Pfarrhaus auch zu einer Herberge der Verlassenen, zur Vorratskammer der Hungrigen wurde, läßt sich leicht denken; hier jedoch war es nicht ganz vom Vorwurf einer gewissen Parteilichkeit freizusprechen. Mit einer frommen Miene, mit ein paar biblischen Sprüchen, mit gewissen geistlichen Schlagwörtern von »Erweckung und Bekehrung« und dergleichen konnten auch unwürdige Heuchler sich vom Pfarrer leichter Aufnahme und Hilfe verschaffen als andre einfache Leute, die ihm noch »unerweckt« schienen. Da war es gut, daß die Pfarrfrau hierin etwas schärfer sah und hie und da die Übergüte ihres Mannes ein wenig eindämmen konnte. Sie war's, die dem wandernden Bruder Jeremias die Branntweinflasche aus der Tasche zog und schweigend vorhielt, als er eben erzählte, wie er seinen Leib kasteie und statt Wein zu trinken das Geld dafür der Mission bringe. Sie hatte den neuerweckten Juden durchschaut, der nach einer Weihnachtspredigt des Pfarrers sich diesem vorstellte als dürstend nach dem Licht des Evangeliums, welcher Durst ihn schon zuvor bei sieben verschiedenen Pfarrern angewandelt hatte, von denen er sich allemal während der Zeit des Unterrichts freihalten ließ. Sie hatte die fromme Bärbel, die zu ihr kam und verkündete, der Geist habe ihr geoffenbart, daß die Frau Pfarrerin sie acht Tage lang speisen werde, tüchtig Holz tragen lassen, also daß ihr der Geist schon am dritten Tage offenbarte, sie solle wieder heimgehen; und als der krumme Schuster, der alle Versammlungen besuchte und sein Handwerk liegen ließ, ihrem Mann einen gepolsterten Sessel aus dem Wohnzimmer abgebettelt hatte, »weil seine armen Kindlein nichts hätten, um darauf zu sitzen«, hatte sie ihm diesen auf der Treppe abgenommen und ihm dafür einen hölzernen Stuhl verehrt mit dem Bemerkten: darauf lasse sich viel besser arbeiten.

Wovon die Pfarrleute lebten, das schien auch rätselhaft. Das Einkommen war klein, und der Veranlassungen zur Mildtätigkeit gab es so viele; und doch sah man keinen Mangel und hörte keine Klage. Aber die Pfarrerin legte auch niemals die Hände in den Schoß und öffnete dazu den Mund, auf daß ihr Gott gebratene Tauben hineinfliegen lasse; nein, sie rührte die Hand und schloß den Mund lieber, als daß sie ihn zu überflüssigem Begehren aufgetan hätte.

Die kranke Mutter ging bald zur Ruhe, mit mehr als Kindestreue gepflegt, die Schwester aber lebte noch lange Jahre fort, trübsinnig und still; nur selten konnte ihr das unermüdet liebevolle Bemühen der Pfarrerin

einen hellen Funken entlocken; beim Gesang allein wurde oft ihr Blick klarer.

Sechs Kinder hatte die Pfarrfrau geboren; wie es schien, mehr zur Prüfung ihrer Geduld als zur Lust und Freude. Fast alle waren zarte, schwächliche Geschöpfe. Drei Jahre nacheinander trug man jeden Frühling eine kleine Leiche aus dem Pfarrhaus. Keine Klage ging über die blassen Lippen der Mutter; sie selbst schmückte die Lieblinge für den Sarg, sie selbst ging festen und stillen Tritt hinter der Bahre her, und ihre Stimme tönte vernehmlich im Grabgesang. – Drei Kinder blieben ihnen: Samuel, ihr erster und einziger Sohn; Maria, ein schönes, blühendes Mädchen, und die bleiche, kränkliche Dorothea, ein kümmerliches Geschöpf, verkürzt an Leib und Seele, deren Dasein ein beständiges Hinwelken schien.

225

Dem Samuel hatte die ernste Zucht des Vaterhauses schlecht zugesagt, und als er in die Welt hinaus kam, schien er zwiefältig einholen zu wollen, was er daheim versäumt an Lebenslust. Aus dem niedern Seminar schon entwich er, um sich einer herumziehenden Schauspielerbande anzuschließen, und es läßt sich denken, welche Freude der Vater hatte, als man ihm seinen Samuel im Kostüm des Karl Moor bei Nacht und Nebel daherbrachte. Doch das wurde vergeben und vergessen, und mit Mühe und Not gelang es, Samuel ins berühmte theologische Stift zu Tübingen zu bringen. Aber nicht zu sagen ist es, wie viel Unfug er hier verübte, bis er zuletzt, nach Karzer und Ultimatum, inmitten der Nacht abgefaßt wurde, als er dem Stift entsteigen wollte, um einem Kommers anzuwohnen.

So brachte man den erschütterten Eltern die hoffnungsvolle Frucht nach Haus, und nun entstand die große Frage: Was soll aus ihm werden? Alles mögliche wollte man aus dem Samuel machen: er sollte Kaufmann werden, Apotheker, Schreiber, Buchbinder – es ging alles nicht, er war zu keiner geordneten Tätigkeit zu bringen. So blieb am Ende nichts übrig als Amerika, dieser große Abzugskanal verdorbener Menschenkräfte. Der Pfarrer tat sein Äußerstes, um die nötige Summe zur Überfahrt aufzubringen, und begleitete ihn selbst aus dem Lande. Bei diesem Abschied war es zum erstenmal, daß man die Pfarrerin weinen sah, als ob das Herz ihr brechen wollte; zum erstenmal versagte ihr die Stimme, als sie das Abendlied anstimmte. Aber kein Morgen und kein Abend verging seitdem, ohne daß der Pfarrer ein besonderes Gebet für den verlorenen Sohn zum Himmel geschickt hätte, ein Gebet so feurig und kräftig, daß man glauben mußte, es vermöge die Wolken zu zerreißen. Und es ist nicht unerhört geblieben.

Jahre vergingen ohne Nachricht von Samuel; vergessen warer nicht, aber niemand wagte mehr, etwas von ihm oder für ihn zu hoffen, als die Mutter allein. Nach langen Jahren kam endlich ein Brief von ihm, eine Freudenbotschaft, wie noch keine im Pfarrhaus eingekehrt war. Samuel hatte nicht, wie man zu sagen pflegt, »sein Glück gemacht«; der Goldsand Kaliforniens war noch nicht bekannt; er war jetzt Pfarrer und seine Mittel zu bescheiden, als daß er nur an einen Besuch im Elternhaus hätte denken können; aber sich selbst hatte er wiedergefunden, sein Kindesherz und seinen Gott. Er hatte wunderliche Schicksale gehabt, der Samuel; er hatte sein Brot gesucht als Steinklopfer, als Hausknecht, als Laufbursche, bis er einmal im Dienst eines Bilderhändlers zu einer alten Frau kam. Das Mütterchen betrachtete ihn mit wehmütiger Freundlichkeit, und beim Abschied fragte sie ihn ernst, ob er nie etwas Besseres gewesen. Da brach die Rinde, die sein rohes, selbstsüchtiges Jugendleben um sein Herz gelegt und die von der bitteren Not und Verlassenheit wohl schon lange war gelockert worden. Und der Sorge dieses ehrwürdigen Mütterleins war es gelungen, ihn für ein neues Leben zu gewinnen. Das war ein freudeheller Tag im Pfarrhaus, und »Nun danket alle Gott« klang am Abend von den Lippen der Mutter fast so hell wie vor dreißig Jahren.

Die blühende Maria faßte mit Zustimmung der Eltern den Entschluß, einem Missionär nach Afrika zu folgen, und von dem fröhlichen Kinderkreis war allein die blöde, unschöne Dorothea übrig. Alle Kraft der Liebe, eine Treue und Geduld, die kein Menschaugen erkennen kann, wandte die Mutter auf die Entfaltung dieser wenig versprechenden Blüte, und die Mühe war nicht verloren. Als die Mutter, wenige Jahre nach dem Freudentage, den ihr Samuels Brief gebracht, die Augen schloß zur ewigen Ruhe, da konnte sie das sonst so scheue, ungenießbare Geschöpf zurücklassen als einen stillen, freundlichen Hausgeist, der allen diente und von keinem etwas begehrte. Und ob sie auch nur leise und schüchternen Tones das Abendlied anstimmte, des Vaters ungebrochene Stimme fiel ein, und es ist doch zum Himmel gedrungen.

Gar still war es freilich im Pfarrhause geworden; aber in ungebeugter Kraft versah noch immer der Pfarrer sein Amt, unermüdet war er, an den Betten der Sterbenden zu beten, an die Herzen der Lebenden zu pochen. – Mehr als fünfzig Jahre hatte er sein Amt geführt. »Sie sollten einen Gehilfen nehmen, Herr Pfarrer«, meinte der Dekan, der mit Bewunderung die Leistungen des mehr als achtzigjährigen Mannes prüfte. – »Ich will selbst

wirken, solange es Tag ist«, war die Antwort; »wenn es Nacht wird, so wird der Herr mich heimrufen.«

Am folgenden Sonntagnachmittag schritt er aufrecht und freundlich wie immer in der Kirche unter den Kindern umher; da auf einmal wankten seine Schritte, kaum erreichte er noch den Altar, und mit dem Rufe: »Amen!« sank er zusammen. – Der Herr hatte ihn heimgerufen, ehe die Nacht einbrach.

229

Heiratsgeschichten

1. Das erfolgreiche Konzert

Ein lebenslustigeres Städtchen als St. fand sich gewiß weit und breit nicht. Man konnte gar nicht sagen, wann der Kreis geselliger Vergnügungen anfang und wann er schloß, ob mit dem Schmaus nebst Punsch in der Neujahrsnacht, mit den Winterbällen und Kasino mit Sprichwörterspiel nebst den prachtvollen Schlittenfahrten; oder ob mit den Wasserfahrten und Landpartien im Frühling, mit den Waldspaziergängen zur Sommerzeit in den Eichenhain, wozu der Schwanenwirt einen Wagen mit Bierfässern nachführte; oder mit den Kirchweihsamstagen, die man in allen Dörfern des ganzen Amtes besuchte, bis der Herbst erschien mit dem Hauptfest, der Weinlese, nebst Herbstball und Feuerwerk, und bis eine gemeinsame großartige Metzelsuppe für den Eintritt der schlimmen Jahreszeit trösten mußte.

Eine Hauptrolle bei all diesen Herrlichkeiten spielten die vier stattlichen Töchter des Herrn Stadtpflegers, auch Salzfactors. Es war wirklich eine Lust, dieses ansehnliche Kontingent zu sehen, mit dem der glückliche Vater bei jeder Gelegenheit ausrückte. Ganz vollständige Frauzimmer waren es, die Auguste wie die Therese, die Karoline wie die Lotte, und tat einem die Wahl weh, welche die andre übertraf an starkem Gliederbau, vollen Wangen und kräftigen Gebärden. Dazu hatte jede noch ein besonderes Talent. Auguste war eine Köchin aus dem Fundament und wurde bei allen Familienfesten gebeten, hilfreiche Hand zu leisten. Therese schlug das Klavier, daß die Fenster in der Nachbarschaft davon erzitterten, sang auch mit heller Stimme: »Einsam bin ich nicht alleine«, »Weit in nebelgrauer Ferne« und erhob dazu die Augen gen Himmel, also daß nur noch das Weiße davon zu sehen war. Karoline hatte sich hauptsächlich auf feine Arbeiten gelegt, häkelte Hauben und Halskragen, sticte Schemel, Pantoffeln und Serviettenbänder zu allseitiger Verwunderung; der Triumph ihrer Kunst, ein Glockenzug mit einer ganzen Chinesenfamilie, hing inmitten der Wand des väterlichen Staatszimmers, ohne die Möglichkeit einer Glocke daran. Lotte aber hatte Zeichnen und Malen gelernt, und alle Wände des Vaterhauses waren behängt mit etwas rätselhaften gemalten Naturansichten: Schweizergegenden, wo die Schneeberge wie entkleidete Zuckerhüte und die Seen wie das davon abgefallene Papier anzuschauen

waren; auch Blumenkörbe mit umhergestreuten Blümchen davor; Urnen mit trauernden Jungfrauen und so weiter, darunter allerhand rührende Inschriften, als: »Lotte M. ihrem treuen Vater aus Hochachtung«, »Ihrer geliebten Schwester aus Liebe« und so weiter. Neben diesen schönen Talenten waren sämtliche vier Paläste, wie der Papa sie in zärtlichen Stunden nannte, zu allen häuslichen Geschäften angehalten; das hätte schon Tante Juliane nicht anders getan, die seit der Mutter Tod die Haushaltung und die Erziehung der Töchter leitete. Wenn sie denn nun des Tages Last und Hitze redlich getragen hatten, so war es nicht mehr als billig, daß sie unter der Obhut des Papas ausziehen durften zu allen Kasinobällen und Landpartien; daß sie allenthalben zu sehen waren:

»An aller Tempel und Paläste Pforten,
An allen offenen und verborgnen Orten,
Wo sich die schöne Unschuld zeigen kann.«

Daheim bei der Tante blieb dann »die Kleine«, das Nanettle, des Hauses jüngster Sproß, von den Schwestern mit großer Zärtlichkeit behandelt, solang' sie sich's nicht einfallen ließ, groß sein zu wollen. Sie war fünf Jahre jünger als Lotte und darum verurteilt, das Kind zu bleiben; wollte sie einmal daran denken, daß sie achtzehn Jahre alt sei und doch auch mitmachen könne, dann war's rein aus mit der schwesterlichen Zärtlichkeit: »Das naseweise Ding! Wirst bald genug alt werden! In deinem Alter haben wir noch gar nicht gewußt, daß es Bälle gibt.« Und sie hätten sie doch unbesorgt mitnehmen dürfen; das schmale Gesichtchen und schlanke Figürchen wäre neben ihren gewaltigen Gestalten fast verschwunden. Nanettle schickte sich geduldig darein und war glücklich, wenn sie in Abwesenheit der Schwestern deren leeren Arbeitsplatz am Fenster einnehmen durfte; denn waren sie daheim, so war ihr ihr Plätzchen im Hintergrund am Nähstock der Tante angewiesen.

Eine hochwichtige Person für sämtliche Schwestern war Herr Beutter, ein junger Kaufmann, Besitzer eines sehr gemischten Detailgeschäfts gerade gegenüber; ein überaus stiller Mann, der aber im Ruf vorzüglicher Solidität stand und dessen eheliche Versorgung Gegenstand der Besprechung und Fürsorge der ganzen Stadt war. Die Schwestern schienen wirklich rührenden Anteil an ihm zu nehmen. Frühe am Tag, wenn er unter der Tür seines Ladens erschien, um das Täfelchen mit »Neue holländische Heringe« und die Ankündigung der besten Fettganzwische

herauszuhängen, saßen stets etliche der Schwestern bereits in voller Arbeit am Fenster. Auguste verlegte sogar manche Küchengeschäfte, als da sind Zwiebelschneiden, Schaumschlagen, Butterrühren, unter großem Protest der Schwestern ins Zimmer; Therese sang und schlug den Pantalon, daß es einen Stein hätte erbarmen können; Karoline war glücklich im Bewußtsein, daß sie am Stickrahmen doch die beste Figur mache, während Lotte neben ihrem Zeichenbrett noch einen Vogelkäfig vor dem Fenster hielt, in dem ein Stieglitz das üppigste Leben von der Welt führte, denn er wurde des Tags wohl sechsmal mit frischem Grün und Wasser versorgt. Infolge dieses Stieglitzen stellte Therese ein Blumenbrett und Auguste etliche Kisten mit Schnittlauch und Petersilie vors Fenster; Karoline, um das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, hatte allzeit feine Wäsche an Schnüren draußen hängen.

232 Nanettle hatte bisher alle Einkäufe fürs Haus besorgen müssen; in neuerer Zeit aber fand Auguste, daß sie Reis und Gerste, Kaffee und Farinzucker am allerbesten bekomme, wenn sie selbst danach gehe; Therese war sehr vergnügt, zu entdecken, daß der Herr Nachbar auch Notenpapier führe; da konnte Karoline nicht umhin, selbst nach Stickgarn und Faden bei ihm zu sehen, und bei Lotte vollends war es natürlich, daß sie ihren Farbevorrat in eigener Person auswählte.

Herr Beutter hätte viel zu tun gehabt, wenn er auf all diese Zeichen stummer Liebe hätte Antworten bereit halten wollen; darum unterließ er es gänzlich, war zwar allzeit dienstbereit, zeigte aber außer einigen allgemeinen Bemerkungen, als: »A bissele frisch, Fräulein Auguste, a bissele kühl heut«, »Immer fleißig, Fräulein Karoline?« und dergleichen, wenig Gesprächsamkeit. Er machte von Zeit zu Zeit eine Visite beim Herrn Stadtpfleger und erschien auf den Kasinobällen, wo er nach der Altersreihe mit jeder der vier Schwestern tanzte, wenn's keine Polka war, die er nicht gelernt hatte; aber zu welcher der vier sich sein Herz neigte, wenn es sich überhaupt neigte, das blieb ungewiß.

233 Da erschien einst ein glorreicher Tag für die Familie. Ein höchst musikalischer Provisor, der seit kurzem im Städtchen war, veranstaltete ein Privatkonzert, ein bis dahin in St. ganz neuer Gedanke, und Therese sollte darin in einem Duett mit ihm auftreten. Tagelang erscholl die ganze Straße von den schmelzenden Tönen, die sie einübte, und glänzend waren die Vorbereitungen, die auf dieses Ereignis getroffen wurden. Der Papa mußte den Beutel ziehen und vier neue Foulardkleider anschaffen, ein unerhörter Luxus in St. Selbst die Tante und Nanettle sollten diesmal

mitgehen. Karoline putzte der ersteren eine äußerst fashionable Haube heraus, und für die Kleine wurde ein rosenrotes Jakonettkleid, ein Erbstück von Auguste, zurechtgemacht.

Der große Tag brach an. Sämtliche vier Paläste liefen vom frühen Morgen an mit aufgewickelten Haaren herum, so daß heute das Nanettle, deren glattgescheiteltes Haar keine so mühsame Vorschule brauchte, Schnittlauch, Blumen und Stieglitz allein versorgen mußte. Die Stube dampfte vor Wärme, weil den ganzen Tag Bügelstähle glühend gemacht wurden, um die Kleider und Chemisetten auszubügeln. Lotte mußte all ihr Gummi elastikum aufopfern zur Reinigung der hellen Glacéhandschuhe; kurz, es war ein Leben und Treiben, wie wohl schwerlich in einem Palais vor einem Hoffeste. Endlich dämmerte der Abend, der Putz war beendet; die als Wache aufgestellte Magd kam mit der Kunde, daß die Familie des Apothekers und des Gerichtsnotars bereits hineingezogen seien (niemand wollte zuerst kommen); der galante Provisor erschien, um seine Sängerin zu geleiten – sein Musiktalent hatte ihn um eine Rangstufe erhoben –, und der Zug setzte sich in Bewegung: der Papa mit den vier Palästen voraus, daneben als Zugabe der Provisor; dann mit hochklopfendem Herzen Nanettle, das seinen ersten Ausflug in die Welt machte, an der Seite der Tante, die zu großem Entsetzen der Schwestern noch weite Ärmel an ihrem Tibetkleid hatte, weshalb sie sich etwas von ihr wegmachten; denn man konnte nicht wissen, was für Fremde, durch das Konzert angelockt, heute erscheinen würden.

Der Saal war glänzend hergestellt, zum wenigsten sechs Talglichter brannten an den Seitenwänden in blechernen Wandleuchtern, und ein Transparent mit einer Leier und der Inschrift: »Willkommen!«, von Tannenzweigen umgeben, prangte in der Mitte; das Anzünden der Lämpchen dahinter wurde aber von dem Herrn Oberamtmann für gefährlich erklärt und unterblieb.

Nach einer Art Ouverture und einem Quartett von ausgezeichneten Mitgliedern des Liederkranzes, wobei nur leider Tenor und Baß in einigen Zwiespalt kamen, trat der Provisor auf, an der Hand zierlich Fräulein Therese führend, die zur Auszeichnung vor den Schwestern ihr Haupt mehrfach mit roten Chenillen umwunden hatte. Mit hohem Erröten arrangierte diese ihre Stellung und überschaute das versammelte Publikum; da gewahrte sie den eben angekommenen Herrn Beutter, höchst elegant, im blauen Frack mit gelben Knöpfen, weißer Weste und blaugestreiftem Atlasschlips, und, o Freude! er unterhielt sich mit keiner der Schwestern,

bloß mit der Tante und Nanette. Dieser tröstliche Anblick stärkte ihren Mut, und mit gewaltiger Stimme hob sie, gegen die Gruppe mehr als gegen den Provisor gewendet, zu singen an:

»Wenn mir dein Auge strahlet,
Ist mir so wohl, so gut,
Und meine Wange malet
Die nie gefühlte Glut!«

Bescheidenlich sang der Provisor dagegen:

»Ach dämpfen Sie dieses Feuer,
Uns trennen fordert Pflicht;
Dem Freunde sind Sie teuer,
Doch fordern Sie Liebe nicht!«

Obleich durch die höfliche Änderung des Du in Sie von seiten des Provisors der Rhythmus hie und da Not litt, so wurde doch das Duett glücklich unter rauschendem Applaus zu Ende gesungen, und in stolzer Bescheidenheit begab sich Therese an den Tisch, wo die Familie bereits bei Bratwürsten versammelt saß.

235 Nach einem Solo des Provisors und einem Chor mit Echo, vorgetragen vom Liederkranz, wobei die Sänger, die das Echo vorstellten, sich unter das Bett im anstoßenden Schlafkabinett legten, was eine überraschende Wirkung hervorbrachte, war der Ohrenschaus vorüber, und die Sänger schauten nach dem Speisezettel, um zu sehen, was das gerührte Publikum für sie übriggelassen hatte.

Herr Beutter war heute ungemein gesprächig und brachte sogar einige Späße zutage, so daß der belesenen Therese die Sage vom Orpheus einfiel. Die Tante gefiel sich auch ungemein, zumal da niemand an ihren Blusenärmeln Anstoß zu nehmen schien und ihr im Gegenteil der Herr Kameralverwalter einmal um's andre seine silberne Dose präsentierte. Die Kleine aber war ganz in sich hinein vergnügt, glücklich, auch einmal in der großen Welt zu sein, und antwortete auf Herrn Beutters freundliche Redensarten, ohne aufzusehen, fast nur mit Lächeln.

Elf Uhr schlug's. Das war die Zeit zum Aufbruch, obgleich der Buchhalter noch etwas von einem Tänzchen gesprochen hatte. Die Kerzen waren herabgebrannt, und der Schwanenwirt bezeigte keine Lust, neue

aufzustecken; die Papas waren schläfrig, das Orchester müde: so wurden denn die Schale und Mäntel angezogen, die Laternchen angezündet, und jedermann zog seine Straße, unsre Familie zuletzt; es dauerte so gar lange, bis sie gerüstet war und der Papa sich mit dem Schwanenwirt über die eigentliche Anzahl der genossenen Würste und Brote verständigt hatte. Endlich waren alle auf der Straße; da entdeckte Therese mit großem Wehklagen, daß sie ihre Tasche vergessen habe. »Die läßt man morgen im Schwanen holen«, meinte der Vater. »Nein, ach nein«, rief Therese ängstlich, »um keinen Preis!« und gestand zuletzt, daß ihr Stammbuch in besagter Tasche stecke, das sie bei solchen Gelegenheiten immer bei sich führe, da man ja nicht wissen könne, wo man eine interessante Bekanntschaft mache, und das wolle sie um keine Welt über Nacht in der Gewalt der naseweisen Schwanenwirtstöchter lassen. – »Ich laufe geschwind zurück und hole dir's«, erbot sich das gefällige Nanettle. »Ihr braucht nicht aufmich zu warten; gebt mir nur das Laternchen und geht langsam voraus!«

236

Unbesorgt ließ man die Kleine gehen, die nach langem Suchen endlich die Tasche samt Stammbuch fand und sich auf den Rückweg machte. »Erlauben Sie, daß ich Sie heimbegleite, Fräulein Nanette?« fragte unter der Haustür des Gasthofs eine bekannte Stimme. Erstaunt erhob Nanettle ihr Laternchen und erkannte den Herrn Beutter, den sie längst mit den Schwestern voraus geglaubt hatte und der nun in artiger Stellung mit zierlich gekrümmtem Arm dastand, um sie heimzuführen. – Das war dem guten Nanettle noch nicht vorgekommen. Den »Faust« hatte sie nicht gelesen, somit fiel ihr keine Entgegnung ein, und hocherrötend, mit frohem Zittern legte sie die Fingerspitzen auf Herrn Beutters Arm und ließ sich heimführen. Herr Beutter aber fühlte heute Löwenmut und wollte die Stunde nicht ungenützt verstreichen lassen. »Fräulein«, hob er an, »Sie sind aber so grausam!« – »Grausam, warum?« fragte das Nanettle in höchstem Erstaunen. Seit sie in der Schule das schöne Sprüchlein gelernt:

»Quäle nie ein Tier zum Scherz,
Denn es fühlt wie du den Schmerz«,

hatte sie nie mehr etwas über Grausamkeit gehört und wußte gar nicht, warum man sie eines solchen Lasters beschuldige. – »Ja, weil Sie mich gar nicht mögen und nicht merken wollen, wie ich Sie so lieb habe«, platzte

Herr Beutter heraus, ließ aber, erschreckt über seine eigene Keckheit, ihren Arm los und sprang davon aus Leibeskräften.

»Warten Sie doch, Herr Beutter«, rief das Nanettle, »ich bin ja nicht grausam!« und lief ihm eiligst nach in lauterer Seelengüte, Herr Beutter davon in vollem Galopp, bis der seltsame Wettlauf an seiner Ladentür ein Ende nahm, wo sie beiderseits zur Besinnung kamen und Nanettle sich tief beschämt dem eigenen Hause zuwandte. »Ja, mögen Sie mich denn?« flüsterte eiligst noch Herr Beutter. – »Ich glaube, aber ich weiß nicht«, war ihre Antwort, und im Nu war sie an der Tür, die von der besorgten Tante aufgezogen wurde.

238

Der Tante wurde noch in der Nacht unter vielen Tränen und heißem Erröten die Geschichte der ganzen großen Begebenheit anvertraut. Sie legte keinen großen Wert darauf und demütigte das arme Kind tief durch die Vermutung, Herr Beutter werde etwas im Kopf gehabt und gar nicht gewußt haben, was er sage; sie stellte dies auch so wahrscheinlich dar, daß das arme Kind in noch größeren Jammer kam, da sie sich ihres eigenen unbedachten Benehmens jetzt aufs tiefste schämte. Zuletzt schlief sie unter bitteren Tränen ein, indem sie rechtes Mitleid mit sich selbst hatte, daß sie noch so jung sei und doch schon so gar unglücklich.

Aber am Morgen kommt die Freude. Und sie kam zuerst in Gestalt von Herrn Beutters dickköpfigem Ladenbuben, der ein schön gefaltetes Schreiben auf Postvelin Nummer eins an den Papa überbrachte. Dieses Schreiben fiel nun wie eine Bombe in das friedliche Haus, denn es enthielt eine Werbung in bester Form »um Dero jüngste Tochter, Fräulein Christiana«. Das fuhr wie ein Schlag aus heiterem Himmel in den Schwesternkreis; das war nicht möglich, es mußte ein Irrtum obwalten, so dumm konnte doch der Beutter nicht sein! Das durfte der Papa nicht zugeben, wäre ja eine Sünde! Ein solches Kind – und heiraten!

Da fing das Nanettle herzlich zu weinen an und sagte, es wisse wohl, daß ihm nichts Gutes beschieden sei; es wolle sich in alles schicken, vielleicht sterbe es bald, das sei am besten. Nun ward die Tante weichherzig und sprach für ihren Liebling; der Vater sah gar kein Hindernis, und die Schwestern begannen, sich zu fassen. Sie waren gutmütige Mädchen und gescheite dazu; denn jede erklärte jetzt, sie sei recht froh, daß der Beutter sie nicht gewollt, für keine hätte er getaugt, und keine hätte ihn genommen. Der Auguste war er viel zu still, zu wenig alert; Therese erklärte, sie nehme keinen, der nicht musikalisch sei; der Karoline wäre es viel zu langweilig gewesen, ihr Leben lang in der nämlichen Gasse wohnen zu

müssen, und die Lotte, die konnte gar nicht daran denken, in ein offenes Geschäft zu gehen, wo man Öl und Essig, Käse und Schnupftabak verkaufe und in der Ladenstube wohne. Ja ja, es war recht gut so gegangen, und einen Korb hätte man doch auch nicht gern gegeben. Mit der Kleinen, die noch gar nichts sei, sei der Mann freilich angeführt, aber man könne sie ja noch anleiten – und so weiter.

So wurde dem Papa gestattet, ein Jawort unter der Bedingung gehörigen Aufschubs der Hochzeit zu schreiben. Herr Beutter kam im schönsten Staat und ward vom Vater mit Anstand, von der Tante mit Freudentränen, von den Schwägerinnen mit kühler Freundlichkeit und von dem Bräutchen mit höchster Verlegenheit empfangen. Es brauchte recht lange, bis die beiden sich in die Rolle eines Brautpaars finden konnten; hat sich aber alles gegeben, und wer die hübsche, gewandte Frau jetzt hinter ihrem Ladentisch sieht, glaubt gar nicht mehr, daß sie einst das schüchterne Nanettle war, das dem Herrn Beutter bis an seine Ladentür nachgelaufen ist.

2. Auch ein altes Pärchen

Der verwitweten Frau Stadtschreiber Krollin mußte es in ihrem Ehestand recht gut ergangen sein; denn es gab niemand, der so aufgelegt gewesen wäre, Heiraten zu stiften, wie sie. Wo sie einen »Angestellten« wußte, der noch nicht so glücklich war, verlobt oder vermählt zu sein, da schwebte ihr gleich eine ganze Liste heiratsfähiger Frauenzimmer (»Damen« war damals noch keine übliche Bezeichnung) vor Augen, und sie war unerschöpflich in Entdeckung neuer Kanäle, durch die sie an verhärtete Hagestolzenherzen zu gelangen wußte. Man mußte sie sehen, wenn sie mit ihrer Dose neben sich und einer Kaffeetasse vor sich bei irgend einer Frau Base oder gar bei der Mama eines Ehestandskandidaten saß; mit welchem strahlendem Gesicht sie die Töchter des Landes die Musterung passieren ließ und nicht nur von jeder wußte, wie viel sie besaß, sondern auch die Quellen davon. »Ich sage Ihnen, jedes der Mädchen bekommt dreitausend Gulden gleich mit, außer der achtzehnfachen Aussteuer! Die Mutter hab' ich noch ledig gekannt, die ist eine geborene Bernerin, und der alte Berner hat einen ledigen Bruder geerbt mit wenigstens achtzigtausend Gulden.« Und nicht nur reiche Erbinnen hatten sich ihrer Fürsorge zu erfreuen, sie hatte auch Herzen zu herabgesetztem Preis in Petto, gesetzte Frauenzimmer für Witwer mit drei, fünf, sieben bis neun Kindern, resolute

Personen, die in ein strenges Geschäft taugten, kurz: »Der Jüngling und der Greis am Stabe, ein jeder ging beschenkt nach Haus.« Waren dann die Leute versorgt, so ließ sie sie ruhig ihrer Wege ziehen, ohne ihre Verdienste geltend zu machen, wenn es gut, oder sich verantwortlich zu fühlen, wenn es schlimm ging; erst wenn sie verwitwet wurden, gewannen sie wieder Interesse für sie.

Die Lebenszeit ihres seligen Mannes, wo sie als Genossin seiner Würde an seiner Seite regiert hatte über die Schar der Schreiber und Substituten, hatte sie redlich benützt. Sie selbst war leider weder mit Töchtern noch mit Söhnen gesegnet; aber sieben Nichten und drei Paten waren nach und nach glücklich an Pfarrer, Schreiber und anderweitige »Subjekte« untergebracht worden und konnten in verschiedenen Teilen des Landes die fürsorgliche Güte ihrer Tante rühmen. Für den Augenblick aber schien die Frau Stadtschreiberin genötigt zu sein, auf ihren Lorbeern auszuruhen. Alle Witwer nah und fern in der Runde waren versorgt, alle Aktuare und Vikare versprochen; einen hartnäckigen Amtspfleger, der, recht ihr zum Trotze, gerade gegenüber mit einer uralten Haushälterin seine ledige Wirtschaft führte, hatte sie als hoffnungslos längst aufgegeben. So saß sie denn eines Morgens in unfreiwilliger Ruhe, wie ein tatendurstiger Krieger zur Friedenszeit, in ihrem wohlgewärmten Stübchen beim Kaffee, als ihr der Hausherr wie gewöhnlich die Zeitung heraufschickte.

Den politischen Teil des Blattes ließ sie stets unberührt; ob's Krieg oder Frieden in der Welt geben werde, das konnte sie doch nicht herausbringen; und von der Zollvereinsfrage wollte sie nichts mehr hören, seit sie fand, daß Zucker und Kaffee doch nicht wohlfeiler wurden. Ihr Lebenselement waren erst die Traueranzeigen, die Beförderungen. Über die Heiratsanträge entsetzte sie sich sehr; sie fand das einen höchst unschicklichen Weg und konnte nicht begreifen, wie ein Frauenzimmer sich entschließen möge, so einen »Zeitungsman« zu nehmen.

So durchlief sie denn wieder begierig die Reihe der Traueranzeigen; das war aber magere Ausbeute, kein bekannter Name. »Gegenwärtig stirbt doch auch gar niemand Rechtes«, sagte sie verdrießlich, ohne zu ahnen, welche Grausamkeit in diesem Verdruß liege. Bald aber traf sie auf ein erfreulicheres Feld: »Seine Königliche Majestät haben geruht« – zuerst Hauptleute, Ober- und Unterleutnants und so weiter; das war ihr gleichgültig, um Militärpersonen hatte sie sich noch nie bekümmert; gleich darauf aber kam's besser –: »die evangelische Pfarrei Schniezingen dem Pfarrer Brommeler von Bergmühl zu übertragen.« Das fiel wie Tau auf

trocken Land, und eine Welt von Gedanken quoll aus diesen dünnen Worten. War nicht Schniezingen in der nächsten Nähe, kaum eine Stunde entfernt von ihrem Wohnsitz? Und war's nicht gut, daß der langweilige Amtsverweser von dort wegkam, der so frech gewesen, sich eine Braut auf eigene Hand auszuwählen, eine Ausländerin aus dem Badischen, von der kein Mensch wußte, wem sie gehörte? War nicht der Pfarrer Brommeler ein naher Vetter, das heißt ein Schwager von einem Dritteckind ihres seligen Mannes, und seit drei Jahren Witwer? Welche Aussicht, welche Reihe von Plänen! Das einfältige Bergmühl lag fast am Ende des Landes, da hatte man dem Brommeler mit keinem vernünftigen Vorschlag beikommen können; nun war's recht gut, daß er noch nirgends unvorsichtig »hineingetappt« war, daß man noch für ihn sorgen konnte.

Flugs setzte sie sich hin, um dem Herrn Vetter die Verwandtschaft ins Gedächtnis zu rufen, zu der guten Pfarrei zu gratulieren und ihre Dienste zu etwaigen Anordnungen wegen Hausputzen, Kunstherdsübernahme, Gartenbesorgung und so weiter anzubieten. Nachdem sie mit vieler Anstrengung diese Epistel zustande gebracht, konnte sie sich getrost weiteren Operationsplänen überlassen. Ein Witwer ohne Kinder auf einer so guten Pfarrei! Sie wußte noch gar nicht, wem sie diesen leckeren Bissen zuwenden sollte. Dazu mußte der Brommeler noch ein ganz stattlicher Mann sein in den besten Jahren. Das brauchte reifliche Erwägung. Aber war sie denn auch gewiß, daß er noch Witwer war? Vor zwei Jahren war er's noch gewesen, sie hatte aber damals schon gehört, daß seine Haushälterin sich scharf um ihn bemühe; konnte es nicht sein, daß die Bemühungen dieser schlechten Person – jede Heirat war unstatthaft, die nicht durch ihre Vermittlung zustande kam – indes gelungen waren? Das mußte ermittelt werden.

Glücklicherweise fiel ihr ein, daß in der fünf Stunden entfernten größeren Stadt die Frau Kammerdiener Rutscher wohne, ein leiblich Geschwisterkind des Brommeler und ihr durch diese Verwandtschaft von lange her bekannt. Sie hätte schon längst in die Stadt sollen, um sich dunkeln Kattun zu einem Überrock zu kaufen, da sie durch die fünf Musterpäckchen, die ihr zugesandt worden waren, noch nicht zur Entscheidung hatte kommen können. Da war's denn am besten, sie faßte den Entschluß, selbst auszuwählen und zugleich bei der Frau Rutscher Erkundigungen einzuziehen. Demzufolge wurde ein Platz im Deckelwagen des Stadtboten bestellt. Damals gab es weder Eisenbahnen noch Omnibusse, und man traf Anstalten, als gelte es eine Reise um die Welt.

Eine Fahrt mit dem Stadtboten hatte die Unannehmlichkeit, daß man schon morgens um vier Uhr bereit sein mußte; für eine alte Frau eine harte Zumutung. Salome, die alte Magd, hatte den ganzen vorhergehenden Tag zu laufen, bis alles gehörig besorgt war. Da mußte ein halb Pfund Kaffee geholt werden, um nach alter guter Sitte der Frau Rutscherin eine kleine Verehrung mitzubringen; ferner mußte man Milchbrot rösten zum morgigen Frühstück, da so früh noch nichts beim Bäcker zu haben war; sodann den Bäckerjungen bestellen, daß er eine Stunde vor der Aufbruchzeit am Hause schelle, um zu wecken; auch mußte die Staatshaube noch zur Putzmacherin und das feine Merinokleid gehörig gebürstet werden. Endlich legten sich Frau und Magd um sieben Uhr abends zur Ruhe, um gewiß morgens bei Zeit wach zu sein.

Nach einer endlosen Fahrt, eingezwängt mit dem Nachbar Kupferschmied, zwei Mägden, die Dienste suchten, und der Familie des Boten, zwischen Kisten, Schachteln und Koffern, kam die Frau Stadtschreiberin matt und müde, wie gerädert, in der kleinen Residenz an. Sie hätte gern unterwegs den versäumten Morgenschlaf nachgeholt, aber bei jedem Nicken war ihr Kopf in bedrohliche Berührung mit dem Kessel gekommen, den der Kupferschmied in die Residenz lieferte und der im Fond des Wagens aufgepackt war. Es war nahe an zehn Uhr, als sie ausstieg, um sich zu Frau Rutscher zu begeben, die sie, wie sie hoffte, in verschiedene Kaufläden begleiten werde, um den Kattun auszuwählen.

Ein Regenguß drohte, als sie eben die Pforte der Rutscherschen Wohnung erreichte, sehr verlangend nach einem guten Kaffee und einer warmen Stube. Siehe, da stand Tür und Tor weit offen; die hochaufgeschürzte Magd war zwischen Kübeln und Sandscherben in vollster Putzarbeit und gab kurzen Bescheid. Herr Rutscher war im Schloß und kam heute nicht heim, die Frau war über Land bei ihrer Tochter, der sie im Wochenbett wartete. Die Magd traf nicht die mindeste Anstalt zur Aufnahme und Bewirtung der Frau Stadtschreiberin. Seufzend schickte sich diese an, ihren Stab weiter zu setzen, ohne zunächst zu wissen wohin. Da kam eine sehr sorgfältig gekleidete ältliche Frau soeben mit nassem Regenschirm zur Haustür herein und hörte noch das Gespräch. »Ach, das wird der Frau Rutscher gar leid sein, so einen raren Besuch zu versäumen! Sie hat mir schon manchmal von Ihnen erzählt. Aber Sie werden doch nicht in dem Wetter fort wollen? Bemühen Sie sich in mein Stübchen!« lud sie die höfliche Frau ein, die, wie die Magd zu der Frau Stadtschreiberin beiseite sagte, Frau Pfarrer Senner war und im oberen Stock wohnte.

Nach unzähligen Komplimenten ließ sich die Frau Stadtschreiberin bewegen, mit der Frau Pfarrerin in ihr recht nett gehaltenes Mansardenstübchen zu gehen und dort ein Täßchen Schokolade zu trinken, das diese in Ermangelung einer Magd unter unendlichen Entschuldigungen wegen ihres öfteren Ab- und Zugehens selbst bereitete. Zuletzt ließ sich die Frau Stadtschreiberin sogar noch nötigen, zum Essen zu bleiben, wobei es freilich etwas knapp zuging, da sich die Frau Pfarrerin aus einer Menage speisen ließ: aber dafür besserte sie mit einem guten Kaffee nach, so daß die beiderseitigen Herzen vollständig aufgingen. Es ergab sich, daß der Vater der Frau Pfarrerin Diakonus im Ort gewesen, wo der Vater der Frau Stadtschreiberin als Dekan gelebt; somit war es eine alte Bekanntschaft.

Die Frau Pfarrerin war überaus sorgfältig, wenn auch in billige Stoffe gekleidet, hatte sogar etliche Blümlein in ihrer Haube und ein himmelblaues Band darauf, zum Zeichen, daß sie noch für jung gelten wollte, was ihr aus einiger Entfernung auch gelingen konnte, wenn man ihre falschen Haare und ihren zahnlosen Mund übersah. Sie hatte der Frau Stadtschreiberin viel zu klagen über ihre bedrängte Lage, in der sie sich seit ihres Mannes Tod befinde. Bisher habe sie zwei Söhne eines wohlhabenden Veters bei sich gehabt und mit deren Kostgeld ihre Haushaltung bestritten; jetzt aber habe dieser sie heimgenommen und halte ihnen einen Hofmeister, und ihr bleibe keine Wahl, als zu einem Stiefsohn zu ziehen, was sie bitter ungern tue.

Die Frau Stadtschreiberin hatte großes Mitleid mit ihrer Wirtin, und als diese nachmittags mit ihr in sechs Kaufläden herumzog, wo sie das halbe Warenlager herabreißen ließen, bis sie im letzten endlich über den dunkeln Kattun einig wurden, da war die neue Bekanntschaft bei ihr auf den Gipfel der Gunst gestiegen. Es war ein vortrefflicher Einkauf, dieser dunkle Kattun, so fein im Boden, so echt in der Farbe, so bescheiden und doch freundlich, so einfach und doch simpel. Über diesem gelungenen Handel und einem vorteilhaften Einkauf in Reis, den sie um einen halben Kreuzer wohlfeiler bekam als daheim und von dem sie daher einen Achtelzentner aufpackte, vergaß sie fast ganz den eigentlichen Zweck ihres Besuchs, und nachdem sie den Stadtboten drei Viertelstunden hatte warten lassen, weil der Metzger die guten und billigen Würste, die ihr die Frau Pfarrerin verraten, noch nicht fertig hatte, fuhr sie ganz befriedigt ab und berechnete unterwegs, wieviel sie auf dieser Reise profitiert habe.

Die Frau Stadtschreiberin hatte nun freilich nichts Näheres über den Pfarrer Brommeler erkundet; das war aber auch nicht nötig, denn nach vier Tagen erhielt sie bereits einen Brief von ihm selbst, in dem er sich schönstens bedankte für ihr freundliches Zutvorkommen, seiner einsamen Lage erwähnte und meldete, daß seine Haushälterin den Kunstherd übernehmen wolle, wenn auch ein Backöfele dabei sei und die Töpfe alle in gutem Zustand. Also war er noch Witwer! Das war die feste Grundlage, auf der sich weiterbauen ließ, und jetzt erst kam ihr ein Lichtgedanke: die Frau Pfarrerin, das war ja die allerbeste Frau für den Brommeler! Sie brauchte dann nicht zu ihrem Stiefsohn zu ziehen, und beide hatten keine Kinder; das paßte alles vortrefflich. Ein bißchen alt war sie freilich, aber sie stellte doch noch etwas vor. Ja, es gestaltete sich immer fester in ihrem Kopf: so mußte es werden.

Als nach sechs Wochen der Herr Vetter Brommeler kam, um seinen neuen Dienst anzutreten, ward er von der Frau Base zuvor mit Kaffee bewirtet, ehe ihn eine Deputation der Gemeinde in sein vollkommen gerüstetes und bereitetes Pfarrhaus einführte, und mit dieser Stunde begann die Frau Stadtschreiberin die Ausführung ihres Operationsplans. Jungfer Philippine, die Haushälterin, die stets höchst besorgt um ihren Gebieter herumscherwenzelte, hatte nicht so ganz unrecht mit dem instinkartigen Widerwillen, den sie bald unverkennbar gegen die Frau Stadtschreiberin an den Tag legte; denn allerdings mußte diese ihr Werk damit beginnen, daß sie die Herrschaft der Philippine untergrub und dem Pfarrer die Notwendigkeit einer Frau recht zum Bewußtsein brachte. Zu dem Ende wunderte sie sich gewaltig über den bisherigen Holz-, Zucker- und Kaffeeverbrauch des Herrn Veters; fand seine Hemden etwas vergilbt, das Tischzeug nicht schön gewaschen, und der Schlußseufzer bei allem war stets: »Freilich, wo eben keine Frau ist!«

246

Der Pfarrer ließ hie und da ein Wörtchen fallen von einer gesetzten Pfarrtochter der Gegend, von der und jener jungen Witwe, von Jungfer Philippine selbst; da wußte aber die Frau Stadtschreiberin so gewichtige Einwürfe, so schlagende Gegen Gründe, daß er an keine mehr zu denken wagte. Endlich nach wochen- und mondenlangem Streben hatte sie's zum großen Ziel gebracht, daß der Herr Vetter sagte: »Ja, wenn Sie mir eine taugliche Person wüßten, Frau Base!« Nun war der Damm gebrochen: »Ja, denken Sie, Herr Vetter, ich wüßte jemand, der ganz für Sie geschaffen wäre.« – »Doch nicht zu jung?« – »Bewahre, was denken Sie! Ein recht gestandenes Frauenzimmer, eine Witfrau.« – »So? – nun – wissen Sie,

Frau Base, aber – ich sehe zwar nicht aufs Äußerliche – aber so eine ältere Person hat oft schon allerlei an sich; ich sollte jemand haben, der mich aufheitert; auch eine Person, die noch sauber ist, wissen Sie, schon wegen der Gemeinde.« – »Ja, das wäre es gerade: eine so lebhaft Person, sie weiß von allem zu sprechen, und noch so gar wohl erhalten, weiß sich so nett zu kleiden; ich glaube, sie wird kaum etwas über *vierzig* sein.« Die Frau Stadtschreiberin beruhigte ihr Gewissen in der Stille mit dem Gedanken, daß nirgends bestimmt sei, wie viel »etwas« sei. »Und dann«, meinte der Herr Pfarrer, »werde ich doch allmählich älter (er war in den Sechzigern); da sollte sie mich auch in kranken Tagen wohl verpflegen können; es kann an den kräftigsten Mann etwas kommen.« – »Ach, das wäre da gerade die Hauptsache: ihr erster Mann ist zehn Jahre kontrakt gewesen und hatte die Kopfgicht.« – Kurz, die Frau Stadtschreiberin kam so in Eifer, daß Frau Pfarrer Senner sich am Ende zu einer Perle sonder Preis verklärte und der Pfarrer kaum erwarten konnte, bis er dieses Kleinod zu Gesicht bekam.

Nun war die gute Frau in ihrem Element; schon auf kommenden Montag versprach sie eine Zusammenkunft einzuleiten und zog glorios ab, indem sie den schnippischen Abschiedsknicks der Jungfer Philippine mit einem Blick voll triumphierenden Hohns erwiderte. Rüstig, als ginge sie selbst auf Freiers Füßen, wandelte die siebenundsechzigjährige Frau heim.

Viel flinker als das letzte Mal rüstete sie sich jetzt zur Reise in die Stadt, und der dunkle Kattun wurde dabei in die Welt eingeführt. Frau Rutscher war diesmal daheim, aber die Frau Stadtschreiberin hörte nur mit halbem Ohr auf den sonst so interessanten Bericht von ihrer Tochter Wochenbett und dem Gedeihen des Säuglings, obgleich die Heirat dieser Tochter auch eine ihrer wohlthätigen Stiftungen gewesen war. Sie suchte so bald als möglich zur Frau Pfarrerin hinaufzukommen, die schon nach vier Wochen den sauren Zug zu ihrem Stiefsohn antreten wollte. Als die begleitende Frau Rutscher abgerufen worden war, konnte die Frau Stadtschreiberin endlich herausrücken mit ihrem Plane, obgleich sie in der Stille denken mußte, Frau Senner könne ebensogut »etwas« über *fünfzig* sein. So ganz mit offenen Armen, wie sie erwartet, eilte ihr Schützling dem verheißenen Ehestandshimmel nicht entgegen. Wenn es eben ein zu alter Mann sei und kränklich, so wisse sie wirklich nicht ... Sie sei der Ruhe so bedürftig, leide so viel im Magen, daß sie selbst Pflege brauche; wenn sie wüßte, daß sie in große Unruhe käme und so weiter. – Bewahre! das ruhigste

Leben von der Welt, ein ganz rüstiger Mann und ein schönes Vermögen! Da könne sie sich die besten Tage machen; jeden Winter werden acht Gänse gestopft, und eine so schöne Haushaltung! Kurz, der Frau Pfarrerin wässerte am Ende der Mund nach der geschilderten Herrlichkeit, und sie versprach, sich am Montag einzufinden, obwohl sehr verschämt und verlegen. Die Frau Stadtschreiberin kaufte noch ein Viertelpfund Anisbrot auf diesen großen Tag und fuhr im Triumph nach Hause.

248 Der Montag kam. Salome und die Frau Stadtschreiberin waren eine Stunde früher als sonst aufgestanden, hatten frischen Kaffee geröstet, Gugelhopfen gebacken und die Stube schönstens geordnet. Um elf Uhr kam die Frau Pfarrerin, die auf dem Fuhrwerk eines Briefpostillons bis eine halbe Stunde vor dem Städtchen hatte fahren können, aufs sorgfältigste geputzt, im schwarzseidenen Kleide und der Haube mit himmelblauem Band. Von der großen Frage des Tages ward gar nichts gesprochen, dazu waren beide zu diplomatisch; sie verzehrten in Eintracht einen Kalbsbraten unter neutralen Gesprächen. Salome, die natürlich im Geheimnis war, musterte die Kandidatin scharf, schien aber nach ihren halblauten Selbstgesprächen in der Küche nicht sehr erbaut. »Hm, hm, da hat meine Frau nichts Besonderes herausgelesen: steinalt, und hat erst nichts; da hätt' ihn meine Frau fast selber nehmen können.«

Um zwei Uhr hielt die Kalesche des Herrn Pfarrers, für eine Pfarrkutsche noch ein ganz ansehnliches Möbel. Die Frau Stadtschreiberin stieß ihren Schützling bedeutsam an, und diese verspürte fast etwas wie Herzklopfen, obgleich ihr Herz ein wenig eingerostet war für derartige Bewegungen. Der Herr Pfarrer, der die Damen am Fenster bemerkt hatte, wollte sich ganz jugendlich aus dem Wagen schwingen, welcher Versuch aber ohne die Beihilfe seines alten Matthes, des Pfarrkutschers, fast schwer mißlungen wäre. Er war etwas steif auf den Beinen, sonst noch ein sauberer Mann, und hatte eine kurze Uhrkette mit einer Menge goldener Petschafte auf seiner schwarzseidenen Weste hängen.

Oben begrüßte er die Damen mit der zierlich steifen Galanterie seiner Jugend, war aber etwas betroffen beim Anblick des alternden Weibes, das den ihm beschiedenen Engel vorstellen sollte, und flüsterte der Frau Stadtschreiberin bedenklich zu: »Aber hören Sie, mit den vierzig Jahren –«. – »Nun ja, vielleicht kann sie auch fünfzig sein«, meinte die Frau Base begütigend und ordnete ihren Kaffeetisch. Sehr belebt wurde die Unterhaltung nicht, da die Frau Pfarrerin, um ihren gänzlichen Zahnmangel nicht zu offenbaren, meist etwas undeutlich sprach und der Herr

Pfarrer, um sein übles Gehör zu verbergen, nur mit »Ja, ja, o freilich« und dergleichen antwortete.

Nachdem die Frau Stadtschreiberin ihre ganze Unterhaltungskunst erschöpft, in verschiedenen gewandten Wendungen die Geschicklichkeiten der Frau Pfarrerin sowie die Vorzüge der Pfarrei Schniezingen ins Licht gestellt hatte, beschloß sie, als letztes probates Mittel, das Paar allein zu lassen. – Da ward die stille Unterhaltung noch stiller, bis aus purer Verlegenheit der Herr Pfarrer sich ans Fenster stellte mit der Bemerkung: »Eine recht freundliche Aussicht.« Die Frau Pfarrerin gesellte sich zu ihm und stimmte höflich bei, wodurch beide einen sehr bescheidenen Geschmack an den Tag legten, denn man sah in der engen Gasse nichts als die gegenüberliegende Schmiede mit einem struppigen, verwahrlosten Gärtlein. Die ungeduldige Frau Stadtschreiberin schaute nach einer Weile zur Tür herein, und als sie die beiden so schweigsam beisammen stehen sah, konnte sie nicht anders denken, als es sei nun auf dem Punkt der Erklärung, und um den glücklichen Augenblick zur Reife zu bringen, rief sie mit heller Stimme: »Aber, Herr Vetter, geben Sie doch Ihren Gefühlen auch Worte!« und verschwand wieder.

Das war eine harte Zumutung, und der Herr Vetter wäre gern in ein Mausloch geschlüpft, wenn's angegangen wäre, da seine Gefühle dermalen in nichts als in einer gewissen Unbehaglichkeit und in dem Wunsch bestanden: »Wenn ich nur mit heiler Haut draußen wäre!« Der Zuruf der Frau Base gab aber der Sache eine bedenkliche Wendung. Die Frau Pfarrerin schien es anders aufzunehmen, denn sie hob mit sittsam niedergeschlagenen Augen an: »Es hat mich wohl viel Überlegung gekostet – wenn man einen so rechtschaffenen Mann gehabt hat – aber meine Lage ist freilich sehr einsam.« Was wollte der gute Pfarrer machen? Er hatte noch zu viel ritterliche Gesinnung aus der guten alten Zeit, um unter solchen Umständen eine Dame im Stich zu lassen; so ergänzte er denn die halben Worte der Frau Pfarrerin, und als die Frau Stadtschreiberin wieder eintrat, stellte er ihr seine Frau Braut vor, deren Hand er zierlich an die Lippen führte.

Die Ehestifterin war übergücklich und konnte nicht müde werden, jedem der beiden zu Gemüt zu führen, wie vortrefflich sie gewählt haben. Ja sie holte eigenhändig ein paar Flaschen vom langgesparten köstlichen Elfer, den sie noch aus ihres Mannes Glanzzeiten besaß, um des Bräutigams Feuer zu beleben und um seinen Mut zu stählen für den kritischen Augenblick, wo er der Jungfer Philippine die Neuigkeit mitzuteilen hatte.

Die Frau Pfarrerin war eine äußerst glückliche Braut und dankte Gott für das gute Plätzchen, das er ihr für ihre alten Tage beschert hatte. Der Herr Bräutigam erlaubte sich während der Brauttage noch einmal die Bemerkung gegen die Frau Stadtschreiberin: »Frau Base, ich meine, sie müßte auch über fünfzig sein.« – »Nun, und was ist's denn, wenn sie auch fünfundfünfzig ist?« – So dachte am Ende der Herr Pfarrer selbst und wurde noch so zärtlich wie nur irgend ein getrösteter Witwer, welche Zärtlichkeit mich stets an zweimal aufgegossenen Tee mahnt, den man recht süß einschenkt, um das mangelnde Aroma des ersten Gusses zu ersetzen.

Die Hochzeit ward nicht lange verzögert; da sich aus dem Taufschein ergab, daß die Frau Braut bereits an den Sechzigten war, so hatte das Pärchen allerdings nicht viel Zeit zu verlieren. Jungfer Philippine zog mit stillbeleidigter Würde und allerlei dunkeln Prophezeiungen ab und die Frau Braut mit ihrem bescheidenen Hausrat ein. Die Pfarrkalesche wurde neu lackiert, und der Herr Pfarrer führte seine junge Frau darin zu allen Pfarrkränzen und sonstigen anständigen Gelegenheiten und sorgte auch stets dafür, sie mit modernem Putz zu versehen, wie er sich mit ihren Jahren vertrug.

Mit der Verpflegung wurde es nun freilich nicht viel; hatte der Mann einen Rheumatismus im Rücken, so hatte die Frau das Reißen in den Gliedern; klagte er über Ohrensausen, so klagte sie über Magenweh, so daß sich am Ende die Rolle umkehrte und der Pfarrer als rüstiger Greis einherschritt, während sie als zitternde Alte an seinem Arm hing. Das ließ er sie aber nicht entgelten, und er nahm ein armes, demütiges Bäschen ins Haus, das mit dankbarer Geduld sich den beiderseitigen Launen des alten Paares fügte.

So lebten sie neben all ihren Klagen über schlechten Magen und schlechte Zeiten in großer Eintracht zusammen, und es war der Mühe, die sich die Frau Stadtschreiberin gegeben, die Verbindung zustande zu bringen, immerhin noch wert gewesen. Sie feierten noch die silberne Hochzeit zusammen, und als der Pfarrer, gesättigt von langem Leben, in seinem neunundachtzigsten Jahre entschlief, drückte ihm das Mütterchen in gewisser Aussicht baldiger Nachfolge getrost die Augen zu.

3. Der Witwe Töchterlein

»Und sie war eine Witwe.« Wie manchem stillen Gesicht sind in wehmütigen Zügen diese inhaltschweren Worte eingeschrieben! Wie tiefe Geltung das Witwenleid hat, zeigt die Sitte fast aller Zeiten und aller Völker, bei denen ein Funke geistigen Lebens schimmert, die Sitte, die den Witwenstand als einen eigenen, durch die Weihe des Schmerzes geheiligten, achtet. Wie viele der schönsten Frauentugenden sind nicht erst in der Prüfungsglut des Witwenstandes zu reinem Gold geläutert worden! Welche Schule für junge und alte Frauen könnten die Wände eines Witwenstübchens werden, wenn sie reden könnten von den innigen Abbitten, von den leisen Seufzern sühnender Reue, von den frommen Gebeten voll Liebe und Vergebung, die an ihnen verhallten! Wie viel Entschuldigungsgründe für so manche oft schwer gerügte Fehler der Witwen: ihr zu zaghaftes Sorgen, zu ängstliches Sparen, ihr zu häufiges Klagen, zu reizbare Empfindlichkeit, liegen nicht in den kleinen Steinen und unsichtbaren Dornen, die den einsamen Pfad der Witwe erschweren! Wie verzeihlich ist ihre allzu nachsichtige Mutterliebe! Lacht nicht, wenn eine Witwe ein recht gewöhnliches Söhnchen als einen Inbegriff der Vortrefflichkeit, als den Sproß einer reichen Zukunft ansieht; wenn sie selbst über seine Fehler noch mit geheimem Stolz klagt, ihr Unentbehrliches opfert, um seine oft unnötigen Wünsche zu befriedigen; wenn kein Mädchen ihr erlesen und würdig genug scheint, ihren Liebling zu beglücken! Lacht nicht, und denkt, wie viel begrabene Liebe und Treue, wie viel Sühne für Versäumnisse, deren nur sie sich bewußt ist, nun zu verschwenderischer Güte wird gegen dieses Abbild des Verlorenen! Spottet nicht, wenn eine Witwe mit dem Munde sich glücklich preist, ihr Töchterlein noch lange um sich zu haben, während ihr Herz sich sehnt nach dem Augenblick, wo sie es an der Seite eines guten Mannes aus dem Witwenstübchen entlassen könnte, oder wenn sie nicht müde wird, durch allerlei bescheidene Wendungen die Tugenden dieses Töchterleins ins Licht zu stellen! Spottet nicht, sondern bedenkt, in wie rosigem Licht ihr selbst das nun versunkene Glück der Ehe erscheint, wie schmerzlich sie selbst empfinden gelernt hat, was es heißt, allein und schutzlos zu sein!

Eine Witwe war es denn auch, die alle Liebesfülle eines einst schlecht belohnten Herzens, alle noch übrige Kraft eines durch langes klageloses Leid geknickten Geistes auf die Erziehung ihres einzigen Töchterleins verwendete. In Anna hoffte sie all die Blüten aufgehen zu sehen, die ihr

selbst in der Knospe gewelkt waren; in ihrer Zukunft wollte sie das Glück finden, das sie selbst nur in Jugendträumen genossen hatte. Nie ist ein Pflänzchen zärtlicher gepflegt, sorgsamer von Unkraut gereinigt, liebevoller an Licht und Luft getragen worden als dieses schwarzäugige Annchen. Auch war der Mutter Pflege nicht vergeblich; ein so unruhiges und vorlautes Kind das Annchen war, ein so hübsches, gescheites und anstelliges Mädchen wurde die Anna. Es war der Mutter gar nicht übelzunehmen, wenn sie mit stillem Entzücken ihr rühriges Walten sah, ihren munteren Einfällen lauschte und wenn sie bei sich dachte, der sei unter einem glücklichen Stern geboren, der einmal dieses Kleinod davontrage.

Aber das Kleinod war nicht in Gold gefaßt, nicht einmal in Silber, und die Welt wird so reell; die Männer sind so zartfühlend und rücksichtsvoll: ehe sie ein edles Wesen der Möglichkeit aussetzen, einst im Alter darben zu müssen, heiraten sie lieber gar nicht oder eben eine Reiche. So schaute denn mancher gern in die hellen schwarzen Augen Annas; aber einer um den andern ging an der Witwe Tür vorüber, den stattlichen Portalen reicher Häuser zu. Das Myrtenbäumchen, das seit Annas sechzehntem Geburtstag ihr Fenster schmückte und das die Mutter ganz heimlicherweise viel sorgsamer pflegte als das Töchterlein, grünte und sproßte; Anna hatte schon manchen Zweig davon zum Brautkranz einer Freundin geschnitten, aber blühen wollte es nicht. Die Mutter war zu feinführend und zu stolz, um irgendwelche der geschickten Veranstaltungen zu treffen, durch die gewandte Mütter blöde junge Leute mit sanfter Gewalt ihrem Glück entgegenführen. So ergab sie sich allmählich darein, ihr Röslein ungepflückt daheim verblühen zu sehen, und tröstete sich mit dem Gedanken, wenn ihr nun auch das Glück versagt bleibe, das sie für sie geträumt, so werde sie doch mit den Dornen verschont bleiben, die ihr selbst so bald aus den Knospen des bräutlichen Glücks erwachsen waren, und sie lernte ohne Sorgen und Fragen ihres Kindes Zukunft in die Hand legen, welche die Vögel unter dem Himmel versorgt.

Anna war ein Mädchen, ein echtes und ein stolzes Mädchen, und alle solche Pläne, Wünsche und Hoffnungen lagen bei ihr noch viel, viel tiefer im Grund ihres Herzens. Wenn sie auch da und dort ein leises Gefühl von Kränkung und Zurücksetzung nicht unterdrücken konnte, so trug sie doch ihr Mädchenstolz und guter Jugendmut darüber weg. Es gibt sehr stille Erlebnisse, so still, daß zwei Menschen, die aufs innigste vereint sind, sie zusammen erfahren, zusammen tragen und zusammen überwinden können, ohne daß ein Wort darüber auf ihre Lippen tritt. Erlebnisse

dieser Art waren vielleicht auch schon an Mutter und Tochter vorübergegangen; Anna hatte sich in ihren stillen Tränen die Augen hell gewaschen und sah die Mutter frisch und freundlich an; auch fehlte ihr's zu keiner Zeit an munteren Einfällen und witzigen Ausfällen; es sind nicht immer dornenlose Rosen, die der Trärentau befeuchtet.

Es gibt ein Alter, wo man eine wahre Leidenschaft hat, zu verzichten, wo Ergebung und Entsagung die großen Schlagwörter sind; unsre ganze große Literatur hat diese Krankheit durchgemacht, da ist sie an einem einzelnen Menschenkind gar nicht verwunderlich. Solche jungen Entsagungen gemahnen mich an jenes Trauerspiel, wo im dritten Akt alle Personen erschlagen sind und in den zwei letzten nur noch ihre Geister spielen sollen. Anna war dreiundzwanzig Jahre alt und ganz und gar ergeben in den Gedanken, der Mutter Stütze zu sein bis an ihren Tod, rein fertig und abgefunden mit allen Jugendhoffnungen und Wünschen, und kam sich so ruhig vor wie gefrorenes Wasser.

Aber langweilig schien's Anna doch manchmal, gewaltig langweilig, sie konnte nichts dafür; wenn so ein Tag um den andern aufmarschierte und wieder abzog und jeder aufs Haar seinem Vorgänger glich; wenn sie alle Morgen Punkt sieben Uhr mit der Mutter am Nähtisch saß und ihre Augen, so oft sie sie erhob, auf nichts fielen als auf die Inschrift an der Tafel des Nachbarhauses: »Seifen- und Lichterverkauf von J. J. Schnazkobel«, falls sie nicht etwa ein Stockwerk höher schaute, wo ein gemalter Stiefel und ein grasgrüner Schuh die Werkstätte eines Schuhmachers bezeichneten; wenn sie Tag für Tag nach Tisch einen Spaziergang mit der Mutter machte, einmal zum oberen Tor hinaus durch die Krautäcker, das andre Mal durch das untere über die Gemeindegewiese. Freilich wurde diese Einförmigkeit hie und da durch eine Visite oder eine Landpartie unterbrochen; auch fand alljährlich ein Fastnachtsball statt, auf dem sich fünf Musikanten, sieben Tänzer und fünfzehn tanzlustige Damen einfanden, und Anna konnte genau ausrechnen, welcher der sieben sie nach einigen unfreiwilligen Sitzungen zum Tanze führen werde. Aber das waren doch nur magere Freudenblümchen für ein junges, lebenswarmes Herz. Einmal, nur einmal, meinte sie, sollte doch auch etwas Besonderes geschehen.

Nun ja, einmal kam denn auch der Postbote und brachte einen Brief vom Herrn Onkel Schneck; das war doch so eine Art von Begebenheit. Der Herr Onkel war eigentlich ein Stiefonkel von Anna; er und seine Frau hatten, da sie kinderlos waren, nach dem frühen Tode von Annas Vater

der Witwe das großmütige Anerbieten gemacht, die Kleine zu sich zu nehmen. Daß die Witwe sich dazu nicht entschließen konnte und lieber ihr schmales Brot mit dem Kinde teilen wollte, das hatten sie ihr schwer verübelt und seither den Verkehr fast ganz abgebrochen. Jetzt aber war der Onkel über von der Gicht geplagt, und die Tante hatte sich den Fuß verstaucht, so daß sie für Wochen ans Bett gebannt war und ihrer Magd die Schlüssel lassen mußte. Da erinnerten sie sich denn gnädigst der Nichte und baten die Mutter, sie auf einige Wochen zur Hilfe zu senden; »viel sei freilich nicht geholfen mit so jungen Mädchen, aber es sei dann doch eine eigene Person.«

256

Die Mutter, welche die Herrlichkeit in Onkel Schnecks Hause wohl kannte und der es so schwer wurde, sich von ihrem Kleinod zu trennen, hatte wenig Lust, der Einladung Folge zu leisten. Anna aber bewies ihr eifrigst, wie empfindlich die Leute über eine abschlägige Antwort sein würden und wie nützlich es für sie wäre, sich auch in einer andern Haushaltung umzusehen. Diesmal täuschte sich die gute Mutter ein wenig, wenn sie diese Bereitwilligkeit für lauterer Edelmut und Lerneifer hielt. Sie nahm es fast übel, daß Anna die Trennung nicht schwerer wurde und daß sie mit so glänzenden Augen in die Welt hinausfuhr in dem bescheidenen Einspänner, der sie auf die nächste Poststation bringen sollte, die resignierte, kühle Anna! Wie kurz war ihr der lange Weg durch diese neue Welt! Mit wie hübschen Bildern malte sie sich die neuen Verhältnisse aus, und wie kläglich wurde sie getäuscht!

Der erste Eindruck, Onkel Schneck in seiner Zipfelmütze und einem Schlafrock, der ein wahres Kaleidoskop von verschiedenen Flecken war, und die Tante in kattunener Nachtjacke und stahlgrünem Rock, hatte noch etwas von einem niederländischen Stilleben; aber es ward gar bald laut, und der Reiz der Neuheit verflog außerordentlich schnell.

Gern hätte sich Anna in das Amt einer barmherzigen Schwester gefunden, des Onkels Fontanelle und der Tante Fuß verbunden; gern dem Harthörigen die Zeitung vorgeschrien und daneben Küche und Keller besorgt, wenn nicht ein Geist zänkischen Unfriedens, erbärmlicher Klatscherei, ruhelosen Mißtrauens und fabelhaften Geizes im Hause gewaltet hätte, der alles versäuerte. Es war eben nicht so schlimm gemeint, aber es konnte doch keiner Seele wohl werden in dieser Atmosphäre, und recht sehnsüchtig verlangte Anna zurück an der Mutter Arbeitstisch, wo ihr Myrtenbäumchen vor dem Fenster stand und Luft und Sonne herein durften, wenn sie in der dumpfen, nie gelüfteten Stube die wenig anzie-

henden Strümpfe der Tante flicken mußte. Wie viel lieber hätte sie des Herrn Schnazkobels zierlich gemalte Seifenpyramide gesehen als auf der Tante Befehl aufgelauert, ob die Nachbarin wieder Kaffee mache, wenn ihr Mann fort war! Welch ein Vergnügen schien ihr jetzt der Spaziergang durch die Krautäcker an der Mutter Seite, hier, wo sie nicht weiter kam als in den schmutzigen Hof, um die Hühnernerster auszunehmen! Und vollends die traulichen Leseabende mit der Mutter, während sie jetzt jeden Abend mit dem Onkel Brett spielen und wohl aufpassen mußte, um nicht dumm zu spielen und doch zu verlieren! Sie kam sich oft vor, wie auf eine wüste Insel verbannt, und fürchtete, ihr Lebtage nicht mehr von da wegzukommen. Ihr einziger Trost war Frau Fischer, eine freundliche, junge Frau, ehemalige Hausgenossin der Tante, bei der sie wohlgelitten war und auch manchmal einsprach. Aber diese wurde Wöchnerin, und so war's aus mit den Besuchen.

Mit dem Fuß der Tante ward es nach drei langen Wochen besser, und Anna sah ihrer Erlösung entgegen. Zunächst sollte nun eine große Wäsche angestellt werden, bei der man sie noch verwenden wollte, und dieses daheim sonst gefürchtete Ereignis war ihr eine wahre Freude, da es doch einigen Wechsel in das trübselige Einerlei brachte.

Zwar weckte die Tante Anna schon morgens um drei Uhr, aus Angst, die Wäscherinnen möchten allerlei Unterschleif treiben; zwar lief dieselbige Tante den ganzen Tag mit ungeheuren Salbandschuhen in schlimmster Laune im Haus herum und folgte Anna auf jedem Schritt und Tritt; zwar steigerte sich diese üble Laune zu einer wahrhaft gefährlichen Höhe, als am zweiten Tag Regenwetter drohte; aber das ging vorüber, die Sonne drang siegreich durch, und Anna bekam den erfreulichen Befehl, auf dem Rasen vor dem Stadttor die Wäsche aufzuhängen, wozu sie sich fröhlichen Herzens anschickte.

Die dem weiblichen Geschlecht zugewiesenen Arbeiten sind, abgesehen von Nutzen und Notwendigkeit, gar nicht so lästig und nicht so verflachend, wie die emanzipierte Frauenwelt sie darstellt, und wer sie um irgend eines Zweckes willen gänzlich aufgeben wollte oder müßte, würde einen wesentlichen Reiz des weiblichen Lebens verlieren. Es läßt sich so lieblich träumen, so behaglich plaudern beim Näh- oder Strickzeug; so liebe Gedanken lassen sich in eine zierliche Arbeit verweben, die zu einem Geschenk bestimmt ist, und die echte Lust des Schaffens liegt darin, ein gutes Gericht zu bereiten und seiner wohlgefälligen Aufnahme bei Tische sich zu erfreuen. Unter die angenehmsten dieser Geschäfte gehört denn auch

das Trocknen des Leinenzeugs, sei es nun auf einem Dachboden, dessen geheimnisvollen Reiz Justinus Kerner so anmutig beschreibt, oder im Freien, wo es die liebe Sonne gar nicht übelnimmt, daß man sie zu prosaischen Zwecken benützt; wo die frischen kühlen Lüfte gern in des Menschen Dienst treten und einen lustigen Tanz mit den weißen Flaggen beginnen.

Wie ein Vogel aus dem Käfig flog Anna ins Freie, sog in vollen Zügen die frische Frühlingsluft ein, schickte Magd und Wäscherin heim und machte sich mit rüstigem Mute an ihr Tagewerk. All ihre Lieder, die schon lange verstummt waren, kamen ihr wieder zu Sinn, und während sie die vielfach geflickten Tisch- und Leintücher der Tante als Gardinen um sich zog, sang sie mit heller Stimme: »Mein Herz ist im Hochland!«

»Nun, wo singt man denn?« fragte auf einmal eine sonore, etwas ausländisch klingende männliche Stimme, und aufblickend sah Anna ein landfremdes Gesicht über die volle Leine hereinschauen. Errötend, erstaunt, befangen schlüpfte sie durch die Wäsche hervor und stand vor einer schlanken, hochgewachsenen Männergestalt, blondhaarig und blauäugig, so kraftvoll und männlich schön, wie sie einmal auf einem Bilde den blondlockigen Gott Odin gesehen hatte.

»Mein liebes Fräulein«, sagte der Fremde nun etwas schüchtern in fremdlautender Sprechart, »können Sie mir nicht sagen, ob ich da auf dem Weg zur Stadt bin und wo der Kaufmann Fischer wohnt?« Anna schüttelte die Waschklammern aus der Schürze und begleitete den Fremden ein paar Schritte, so weit es nötig war, um ihm den Weg zu zeigen. Der Fremde sprach nicht mehr, schien aber die hübsche Schaffnerin recht mit Anteil zu betrachten, und nachdem er mit höflichem Gruße von ihr geschieden war, traf sich's seltsam, daß just so oft Anna beim Rückkehren den Kopf drehte, sie allemal gerade seinem Blick begegnen mußte, so daß sie sich zuletzt eiligst hinter ihre Waschgardinen zurückzog. Gesungen hat sie aber an dem Tage nicht mehr.

Das war nun etwas anderes, und gar zu gern hätte sie Näheres über die wundersame Erscheinung gewußt, die ihr mehr Denkstoff gab, als in der Zollerschen Handfibel enthalten ist; mit der Tante hätte sie um keinen Preis davon sprechen mögen. Aber der große Bügeltag kam, und die Büglerin, die stets die eine Hälfte des Tags dazu verwendete, Neuigkeiten auszukramen, und die andre, wieder neue einzusammeln, erzählte mit großer Wichtigkeit, daß nun bald bei Fischers Taufe sei und daß ein landfremder Vetter der Frau aus Preußen oder England dazu gekommen,

der zu Gevatter stehen werde. »Behüte!« rief die Tante, welche die Fischer-schen Familienverhältnisse aufs genaueste kannte, »das ist der Sohn einer Mutterschwester der Fischerin, die in jungen Jahren einen Kaufmann in Schweden oder sonst so geheiratet hat; es hat schon lang' eines von ihnen kommen wollen, aber der Fischer hat geschrieben, sie sollen noch ein wenig warten. So, so, der ist gekommen? Ja, man hört doch auch gar nichts, wenn man eine Wäsche hat.« Die Erörterungen über die Anzahl der Biskuittorten und Butterkuchen, die wahrscheinlich zur Taufe gebacken würden, wurden durch Herrn Fischers Erscheinung selbst unterbrochen, der in Frack und Glacéhandschuhen erschien, um die Tante als Patin, den Herrn Schneck nebst Fräulein Anna als Privatgäste auf folgenden Sonntag zur Taufe zu laden. Der gute Herr Fischer hätte diesen Gang gewiß viel lieber getan, wenn er hätte ahnen können, in welcher freudigen Bewegung er durch seine Einladung Annas entsagendes Herz versetzte.

Nun war sie nicht mehr auf einer wüsten Insel! Trällernd und singend ging sie ihren Arbeiten nach, pflegte den Onkel und besorgte die Tante so pünktlich und treulich, damit sie doch ja gewiß am Tauftag ausgehen könnten. Als der Sonntagmorgen selbst erschien, fand sie das Wetter prächtig, und als sich der Himmel verdüsterte, schien ihr's erst recht angenehm zum Ausgehen. Sie legte den Staat für Onkel und Tante zurecht, flog Treppen auf und ab, räumte auf und rüstete, daß nirgends ein Hindernis im Wege stehe; es war, als ob sie zehn Hände hätte; der Onkel selbst sah ihr wohlgefällig zu, und die Tante meinte mürrisch, es werde nicht so pressieren. Daß sie sich dergestalt rühre und rege und freue wegen einer landfremden Mannsperson, die sie kaum drei Minuten gesehen, davon wußte natürlich Anna selbst kein Sterbenswort und hätte es hoch übelgenommen, wenn ihr jemand das zugetraut hätte; sie lebte nur glücklich in den Tag hinein.

260

Ein rechtes Glück war's, daß die Mutter Anna doch ihren einzigen Staat, das schwarzseidene Kleid, mitgegeben hatte. Sonst stand ihr nicht viel zu Gebot, um elegante Toilette zu machen; aber mit ihrem samtglatten gescheitelten Haar, dem kleidsamen schwarzen Anzug und der lichten Pelerine mit einer rosenroten Schleife nahm sie sich wirklich recht hübsch aus, wenn sie auch zur Rose zu blaß und zur Lilie zu brünett war.

261

Mit fast hörbarem Herzklopfen trat sie hinter Onkel und Tante ins Fischersche Haus, wo die Elemente des Festes noch in ziemlich gestaltlosem Chaos umherstanden und -lagen. Frau Fischer, schon ziemlich erholt, bewegte sich in einem gar nicht eleganten Morgenrock, Schokolade her-

umreichend, wobei Herr Fischer sie unterstützte und sich etwas ungeschickt zeigte. Im Nebenzimmer besorgte die Wärterin den Putz des Täuflings unter höchst unziemlichem Geschrei desselben. Der Fremde, der, wie sich später ergab, ein Norweger, Sohn eines Kaufmanns in Bergen, und Geistlicher war, erschien erst, als der schon geordnete Zug sich zur Kirche bewegte, und begrüßte mit Erstaunen seine Wegweiserin, die er auch in ihrer vorteilhaften Umgestaltung sogleich erkannte.

Still wallte der kleine Zug in die Kirche; neben dem vergilbten Antlitz der Tante stand die männlich schöne Gestalt des Norwegers, fromm und andächtig wie eine der Rittergestalten auf alten Kirchenbildern, mit dem Kindlein auf den Armen. Der feierliche Hauch der heiligen Handlung verwandelte auch Annas auf und ab wogende Gedanken in stille Gebete und selige Ahnungen. Das Kindlein wurde Christian getauft, weil die Tante Christiane hieß; Knud, der Name des Paten, war dem Vater gar zu heidnisch vorgekommen.

Daheim hatte sich indes das Chaos gelichtet; die Wöchnerin lag nun in schneeweißem Ornat hinter den Gardinen und empfing mit Freudenstränen ihr gesegnetes Kindlein. Die Tafel war zierlich geordnet, sogar mit Blumenvasen geschmückt. Es traf sich ganz von selbst, daß der Norweger neben Anna zu sitzen kam, und die zwei hatten keine Langeweile. Wie von frischer reiner Bergluft fühlte Anna sich angeweht von der lebendigen gesunden Seele, die aus des Norwegers einfachen Worten sprach; ein ganz andres, tiefes Verständnis über den Sinn des Lebens ging ihr auf, als er ihr von einer seiner Schwestern erzählte, die als Pfarrfrau in tiefster Einsamkeit reich und glücklich in ihrem häuslichen Frieden und frommen Wohltun lebte, und sie schämte sich, wenn sie bedachte, wie manchmal sie den Wert und Reiz ihrer Jugend in dem gesucht hatte, was man Jugendfreuden nennt, so wenig sie auch je davon befriedigt worden war. Das ist Leben! rief's in ihrer tiefsten Seele, und der Nachmittag an der Seite des Norwegers schien ihr wie eine Stunde im Vorhof des Himmels. So war sie wie aus den Wolken gefallen, als Onkel und Tante zum Aufbruch trieben; Widerspruch hätte nichts geholfen, sie war auch viel zu glücklich dazu, und der Norweger begleitete sie ja heim!

Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben, auch den Abend nicht vor dem Morgen. Als Anna am andern Morgen leichten Trittes, ein Liedchen summend, die Treppe herabkam, brachte man ihr einen Brief von daheim, nicht von der Mutter, sondern von dem Doktor, ihrem Hausarzt und Hausfreund, der ihr schrieb, daß ihre Mutter erkrankt sei,

und sie zu schleuniger Rückkehr aufforderte. Das war ein kalter Guß auf das junge Freudenlicht! »Eine Mutter hat man einmal nur.« Unter heißen Tränen packte Anna ihre Sachen und nahm Abschied von Onkel und Tante, deren lederne Herzen durch dieses lebensvolle Element in der Tat etwas geschmeidiger geworden waren und die sie mit aufrichtigem Bedauern scheiden sahen. Erst als Anna am Fischerschen Hause vorüberfuhr, kam ihr der Norweger und ihre kurze Seligkeit zu Sinne und machte ihr das Herz noch schwerer.

Die Mutter traf sie recht krank, doch nicht so hoffnungslos, wie ihre Ängstlichkeit sich vorgestellt hatte. Nach langen sorgenvollen Tagen und bang durchwachten Nächten kam es besser, und endlich konnte Anna sie mit Freudentränen wieder auf den einst so verschmähten Spaziergang durchs Wiesental führen, und das Leben kam ins alte Geleise.

Der Aufenthalt beim Onkel und dessen Lichtpunkt, das Fischersche Tauffest, waren natürlich häufiger Gegenstand der Gespräche von Mutter und Tochter. Welche Bedeutung der nordische Gast für das Herz der Tochter gewonnen, davon war nie die Rede; aber es müßte ein blödes Mutterauge sein, das nicht zwischen den Zeilen lesen könnte.

Anna hatte, sobald es der Mutter Befinden erlaubte, pflichtschuldigst an Onkel und Tante geschrieben, am Schluß eine Empfehlung an Frau Fischer beigefügt und die beiläufige Bemerkung eingeschoben, der fremde Gast werde wohl abgereist sein. Auch hatte der Onkel wieder geschrieben (die Tante war des Schreibens unerfahren), hatte Anna zum Präsent für ihre Bemühungen ein hübsches Kleid geschickt und sich nach dem Befinden der Frau Schwägerin erkundigt, vom Norweger aber kam kein Wort; das war vergessen worden, da die Tante, die nicht viel aufs Sammeln des Schriftwechsels hielt, mit Annas Brief alsbald ein widerspenstiges Feuer angezündet hatte.

So blieb es still vom Norweger, und still ward's in Annas Herzen; mit dem Entsagen sollte es nun Ernst werden. Anna verlangte nach nichts Neuem mehr: sie hatte genug an ihrer Gedankenwelt, und vergeblich wollte sie den Norweger nicht gekannt haben; er hatte ein Licht in ihr angezündet, das nicht erlöschen sollte wie das Flämmchen ihrer Hoffnungen; wenn sie ihn auch nie wieder sah, so wollte sie seiner doch wert werden.

Bald ein Jahr war vergangen seit jener Reise zum Onkel Schneck, da fand in der Residenz eine große Einzugsfeierlichkeit statt. Der freundliche

Doktor lud Anna, deren abnehmende Munterkeit er schon lange bemerkt hatte, ein, mit ihm hinzugehen. Anna hatte wenig Lust, nur der Mutter dringendes Zureden bewog sie dazu. Nun, da war's eben wie bei all solchen Herrlichkeiten: bekränzte Häuser, Soldatenspaliere, überfüllte Gasthöfe, ein gräßliches Gedränge, das ein rechtes Drangsal wäre, wenn nicht ein warmer Hauch wirklicher Festfreude, lebendigen Anteils erquicklich durch alles wehte und wenn nicht nachher jeder behauptete, alles am besten gesehen zu haben.

264

Anna hatte sich auf eine Haustreppe gestellt, wo sie hoffen konnte, zwischen zwei Soldatenmützen hindurch den Zug zu sehen; da rief eine helle Stimme: »Ei, sind Sie's, Fräulein Anna?« – »Nein, ich bin's nicht«, sagte Anna, ärgerlich über die Störung. – »Ei, freilich sind Sie's!« rief wieder eine freundliche Frau. Jetzt erkannte Anna sie und grüßte sie und machte ihr Platz und vergaß Fest- und Hofwagen über der angelegentlichen Unterhaltung mit ihr: es war ja Frau Fischer! »Denken Sie nur, der Herr Onkel haben einen ganz erträglichen Sommer, die Frau Gevatterin sind aber immer recht übel auf und haben jetzt eine Hausjungfer, und der Christian, bei dessen Taufe Sie waren, steht schon auf den Füßen und hat vier Zähne, kann auch schon ›Papa‹ sagen.« Anna verwunderte sich gehörig, hätte aber gar gerne noch mehr gewußt; Frau Fischer war jedoch nicht gesonnen, den Anblick des herannahenden Wagenzugs zu versäumen; aber sie bestellte Anna nachher in einen Kaufladen, wo sie Besorgungen zu machen hatte.

Da konnte sie sich recht nach Herzenslust mit der Frau ausplaudern, und endlich kam auch das ersehnte Thema. »Ja, Fräulein Anna, ich habe erst in den letzten Tagen an Sie gedacht. Der Knud aus Norwegen, wissen Sie, der Vetter, der damals auch bei meines Christians Taufe war –« – Ja, ja, Anna wußte. – »Warten Sie, ich habe vielleicht den Brief noch bei mir – er schreibt so schöne Briefe; er ist vielleicht in meiner Kleidertasche.« Richtig, da war er, und mit einigem Buchstabieren las Frau Fischer Anna vor: »Wißt Ihr denn gar nichts mehr von meiner liebenswürdigen Tischnachbarin? Ist sie wieder bei ihrer Mutter? Ist sie *noch* bei ihrer Mutter? Nie werde ich den frohen Tag vergessen, den ich an ihrer Seite verlebt.« – »Ich auch nicht!« rief Anna mit glühenden Wangen; und so aus ihrem innersten Herzen kam das Wort, daß Frau Fischer sie erstaunt ansah und das verratene Mädchen alle Diplomatie aufbot, um mit kühlen Redensarten den Eindruck dieser Worte zu schwächen.

So viel hatte aber Frau Fischer sich, scheint es, doch gemerkt, daß sie ein geneigtes Ohr finden würde, wenn sie Anna noch ein Weiteres vom Vetter Knud und seinen Vorzügen erzählte, wie er die Handlung seines wohlhabenden Vaters hätte übernehmen sollen, aber aus innerem Herzenszug Pfarrer geworden; wie es gekommen, daß seine Mutter, ihre Tante, sich so weit weg verheiratet und so weiter. Anna hätte ihr zugehört bis Mitternacht, und viel zu früh kam ihr der Doktor, der sie abrief. »Ich schreibe dem Knud bald einmal; darf ich einen Gruß von Ihnen beifügen?« fragte leise in schalkhaftem Tone Frau Fischer beim Abschied. – »Eine Empfehlung«, stotterte Anna in großer Verlegenheit, belobte sich aber nachher selbst über ihr kluges, zurückhaltendes Benehmen. Verliebte Herzen sind wie der Vogel Strauß, der den Kopf in einen Busch steckt und dann meint, man sehe ihn nicht.

In tiefen Gedanken fuhr Anna durch die sternhelle Nacht mit ihrem alten Freunde heim. Wie viel hatte sie nun der Mutter zu sagen! Die Mutter wußte aber auch eine Neuigkeit: »Weißt du, Anna, daß dein Myrtenbäumchen Knospen hat?« – »Hat es Knospen?« rief Anna fröhlich und versteckte ihr glühendes Gesicht an der Mutter Brust. In dieser Nacht hatten Mutter und Tochter so viel zu besprechen, daß der Morgen dämmerte, bis sie zum Schlummern kamen.

Ja, die Myrte knospete, und mit stiller Freude belauschte die Mutter ihr Entfalten. Noch ehe die Blüten aufgegangen waren, saß an einem sonnenhellen Morgen Anna an ihrem Fenster, hielt in zitternder Hand einen Brief, las ihn mit glühenden Wangen und gab ihn der Mutter und eilte in ihr Stübchen und kniete nieder und drückte ihre überströmenden Augen in die gefalteten Hände. Was dieser Brief enthielt und was ihre Antwort war, das wird nicht schwer zu erraten sein: es war eine neue Variation auf das alte, ewig schöne Thema, das in tausend jungen Herzen widergeklungen hat und widerklingen wird.

Der Norweger hatte sie nicht vergessen gehabt, und doch hätte er vielleicht nicht versucht, die flüchtige Erscheinung, so oft sie auch wieder vor seine Seele trat, festzuhalten fürs Leben, wenn nicht die freundliche Cousine ihm einen so lieblichen Bericht von ihrem Zusammentreffen mit Anna gesendet hätte, durch den ihm erst so recht klar wurde, wie lieb ihm das deutsche Mädchen sei. Da saßen nun die Witwe und ihre Tochter im alten Stübchen, das jetzt für Anna ein so ganz andres war. Und Anna sah die Mutter an mit glückseligen Augen, und die Mutter lächelte unter

Tränen und sog den Freudestrahl aus der Tochter Blicken ein, um sich zu stärken gegen den Gedanken an die Trennung.

Anna vergaß, daß sie einst so resigniert gewesen; was Ergebung, was ein seliges Selbstvergessen ist, das weiß nur ein Mutterherz. Und der Norweger ist gekommen und hat sein glückliches Bräutchen heimgeführt. Seine warme Liebe hat sie vergessen gemacht, daß sie den sonnenhellen Neckarstrand mit dem kalten Norden vertauscht. Der Zug des Herzens, der schon so manche junge Seele irregeführt, hat hier sich als eine gütige Schicksalsstimme bewiesen.

Gestalten aus der Alltagswelt

1. Aus dem Leben einer Hausfrau der alten Zeit

»Ahnfräulein« oder »Ahnfrau« wird in einigen Gegenden Schwabens die Großmutter oder Urgroßmutter genannt, und unter diesem Namen möchte ich am liebsten eine meiner Vorfahren einführen, deren lebensvolles Bild mir heute besonders frisch vor die Seele tritt.

Selten wird ein Leben weniger Wechsel der Szene geboten haben als das der Ahnfrau. Von ihrer Geburt bis zum Tode, vom ersten bis zum vierundachtzigsten Lebensjahr, waren die Mauern einer und derselben kleinen Stadt der einzige Schauplatz ihrer Freuden und Leiden, ihrer ganzen Wirksamkeit; ein Schauplatz, den sie nur sehr selten zu kurzen Besuchen bei Geschwistern oder Kindern verließ. Und doch, wie mannigfache Bilder in diesem einfachen Rahmen! Welch frisches, lebenswarmes Gemüt, Welch unverwelkliche Herzensblüte hat sich auf einem Boden erhalten, den man sonst kaum für tauglich hält, um Küchengewächse darauf zu ziehen!

Sie war einmal jung und schön gewesen, das Ahnfräulein, das ich nur noch als ein eingeschrumpftes Mütterchen gekannt, und sie ließ das nicht ungern merken, umso mehr, als das Konterfei, das noch aus ihrer Blütezeit da war, leider durchaus von keiner Meisterhand herrührte und einen gar unvollkommenen Begriff von ihren jugendlichen Reizen gab. Doch schaute selbst dieses mittelmäßige Machwerk mit der Rose in den gepuderten blonden Haaren und mit den lichtblauen Augen so freundlich drein, daß ein Bauersmann einst ganz verwundert fragte: »Aber wer ist denn die schöne Jungfer da?« – »Das bin ich einmal gewesen, Jakob.« – »Sie, Frau Syndikussin? Ach, du lieber Gott, wie kann doch der Mensch verwesen!« Dieser wenig schmeichelhafte Ausruf hat dennoch das gute Ahnfräulein höchlich ergötzt, denn wenn sie noch eitel war – und wer ist's nicht? – so war sie's am liebsten auf ihre Vergangenheit, in der sie lebte und webte bis zum letzten Hauch.

268

Jugendliebe

Die Ahnfrau hatte jung geheiratet, sehr jung, wie das in früheren Zeiten viel öfter geschah, wo man den Most gern süß einkellerte und es dem

Ehestand überließ, ihn abzuklären, während es bei uns im Lauf der Dinge liegt, daß er gehörig ausgegoren hat, ehe er ins Faß kommt. Beides mag sein Gutes und Schlimmes haben; wie man mir sagt, soll der süß eingekel- lerte Most leichter geneigt sein, trüb und schwer zu werden. Beim Ahn- früulein war dies nicht der Fall; sie ist nicht schwer geworden, bis zum letzten Tropfen nicht.

So früh sie nun aber auch das bedeutungsvolle Ja gesprochen, auf das ihr ganzes Leben als volles, freudiges Amen gefolgt ist, es war doch nicht so früh, daß nicht ihr Herz zuvor Zeit gefunden hätte, sich noch ein klein wenig auf eigene Hand zu rühren. Diese erste leise Herzensregung ist eine schöne traurige Geschichte, die ich sie am liebsten selbst erzählen lasse; wenn ich es nur noch ganz mit ihren Worten könnte!

»Siehst du, ich habe es recht gut gehabt in meiner Jugend, obgleich wir zehn Geschwister waren und tüchtig schaffen mußten. Der Vater war nicht reich, aber gar angesehen, und von Mangel und Sorge war keine Rede. Jetzt kann man sich's gar nicht mehr vorstellen, was ein Beamter seiner Art dazumal für ein Herr war, und vollends so ein grundgescheiter Mann wie mein Vater, der zum Herzog mußte, so oft er nach Stuttgart kam. Ja, ja, wir haben etwas Rechtes gegolten; ich selber trug mein Näschen nicht wenig hoch und dachte damals nicht, daß hier in Nürtingen, wo der Vater regierte, auch sein Tochtermann wachsen würde.

Nun, es kamen öfters vornehme und gescheite Herren aus der Residenz zum Vater, und wir waren solche Besuche gewöhnt; aber einer ist bisweilen gekommen, nicht oft – da hat mir allemal das Herz geklopft, wie sonst nie in meinem Leben, und es hat sich sonderbar getroffen: so oft er ge- kommen ist, gefahren oder geritten, jedesmal mußte ich just am Fenster sein und ihn sehen, und jedesmal hat er heraufgeschaut und mich begrüßt; ich mochte nun am Küchen- oder am Öhrnfenster stehen oder in der Stube, er hat stets am rechten Ort hinaufgeguckt. Wenn er bei uns zum Essen geladen wurde, bin ich aber immer zuletzt gekommen: ich hätte mich so gern recht schön angezogen und habe mich doch wieder geschämt, es zu tun.«

»Haben Sie denn auch recht viel miteinander gesprochen?« – »Gespro- chen? Ich möchte wissen, wann. Ich sah ihn nur bei Tisch, und da hätt' ich den Vater sehen wollen, wenn eines von uns ungefragt geredet hätte! Hie und da hat der S. doch die Rede an mich gerichtet, aber ich bin immer so rot geworden und so verlegen, daß ich kaum antworten konnte. Ich habe auch gar nie geglaubt, daß er nur ein klein wenig an mich denke,

ein so schöner Mann und so vornehm! Man sagte damals schon, daß ihn der Herzog mit einer Gesandtschaft verschicken werde. Nur ein einziges Mal habe ich's doch ein bißchen gemeint. – Da war er beim Vater und kam gerade allein über den Hof, als ich eben auf der Staffel stand und meine Blumenstöcke goß; ich hatte nicht viele: zwei Rosenstöcke und einen großen Nelkenstock. – Ich spürte schon von weitem, daß er auf mich zukomme, aber ich rührte mich nicht und zupfte nur immer an einem einzigen Rosenblatt. Wie fuhr ich aber zusammen, als ich seine Stimme hörte: ›Ei, was für schöne Rosen, Jungfer Karoline!‹ Ich wußte gar nicht, was sagen, und sah nur ein klein wenig nach ihm auf. ›Blüht gar keine von den schönen Knospen für mich?‹ fragte er wieder. Da hatte ich, ehe ich mich besonnen, die allerschönste abgeschnitten; aber ich hatte nicht den Mut, sie ihm zu geben, bis er selbst sie sanft aus meiner Hand zog. ›Danke, danke schön,‹ sagte er mit einem Lächeln – das vergesse ich nicht! – und ging rasch weiter. Was sonst noch am selbigen Tage vorgefallen ist, weiß ich nicht; ich glaube, ich wurde tüchtig gezankt von der Mutter, weil ich wie im Traum herumging; es war mir immer, wie wenn ich mit allen Glocken zusammenläuten hörte. Am andern Morgen ritt er ab vom Schwanen drüben; das Röslein hatte er an seinem Knopfloch stecken, es war über Nacht aufgegangen. Ich habe viele Nächte nicht schlafen können und viel Angst gehabt, ob es keine der großen Schwestern bemerkt.

270

271

Ein paar Wochen nachher war der Vater verreist, und wir hatten große Putzerei. Das ganze Haus wurde umgekehrt, Kisten und Kasten geleert, und wir alle hausten mit Besen und Bürsten, wuschen, polierten und wichsten Kommoden, Tische und Schränke und fürchteten uns sehr vor der Mama, die an den Putztagen immer höchst übler Laune und leicht erzürnt war. Da kam der Bastel, der alte Stadtbote, an mir vorbei die Stiege herauf. ›Wo find' ich die Frau Mama? Da ist ein Brief, nicht ans Amt, an den Herrn selber.‹ – ›Droben ist sie, Bastel, in der oberen Gaststube.‹ Der Bastel ging hinauf; nach dem Brief fragte keines von uns.

Der Vater blieb damals viel länger aus, als er selbst und wir geglaubt. Er war aber schon wieder ein paar Tage zu Haus, als er gelegentlich bei Tisch zur Mutter sagte: ›Ei, Nane, denke, der S. ist bei der Gesandtschaft in Österreich angestellt worden, und er hat nicht einmal schriftlich oder mündlich Abschied von uns genommen. So geht's, wenn die Leute vornehm werden! Von dem hätte ich's aber nicht geglaubt.‹ Die Mutter verwunderte sich gehörig darüber, auch die Schwestern gaben ihr Wörtchen

drein, ich aber konnte keinen Bissen mehr essen; ich war froh, daß der kleine Christian, der neben mir saß, meinen Teller in der Stille ableerte, weil's gerade was Gutes war. In der Nacht habe ich bitterlich geweint; ich hatte freilich nie geglaubt, daß er an mich denken werde, nun aber tat mir's doch in der Seele weh. Niemand sprach indessen mehr von ihm, und ich dachte, ich sei eben ein recht einfältiges Mädchen gewesen.

Da erhielt mein Mann selig, der seither Substitut beim Vater gewesen war, die Stelle eines Syndikus, was für seine Jugend schon recht viel war. Er kam zum Vater und hielt um mich an. Der Vater ließ mich in seine Stube rufen und eröffnete mir's recht feierlich. ›Du hast ganz deinen freien Willen, Karoline‹, sagte er zum Schluß; ›ich erwarte aber, daß du vernünftig bist und den Antrag eines so geschickten und rechtschaffenen Mannes mit Dankbarkeit annimmst.‹ Da wußte ich nun wohl, wie es mit dem freien Willen stand und daß ich nicht anders durfte; aber es war mir noch gar, gar nicht ums Herz, wie wenn ich Ja sagen wollte. – Siehst du, ich hatte gewiß immer rechten Respekt gehabt vor meinem Mann selig; er war auch ein schöner, stattlicher Mann, sehr ernsthaft und gesetzt für seine Jugend, und der Vater hielt große Stücke auf ihn; aber daß er *mein* Mann werden könnte, daran hatte ich mein Lebtag nicht gedacht, und ich meinte, es *könne* nicht sein. Der Vater aber hielt es für puren Hochmut von mir, weil mein Mann von armen Eltern herstammte, und sagte mir tüchtig die Meinung darüber. Endlich aber sprach er: ›Wenn du nur einen einzigen vernünftigen Grund hast, Nein zu sagen, so will ich dir mit keinem Worte weiter zureden.‹ Einen vernünftigen Grund hatte ich aber nicht, nur einen recht unvernünftigen; so sagte ich denn in Gottes Namen Ja und bat Gott, mir ein freudiges Herz dazu zu geben. Das hat er auch getan, und ich wurde eine recht zufriedene Braut, als ich sah, wie sie alle ihre Freude hatten und wie die Eltern meinen Bräutigam ehrten und mich mit, so daß ich jetzt am Tisch mitsprechen durfte wie die Mama selbst. Mein Bräutigam tat mir auch zu Lieb und Freude, was er nur konnte. Einmal aber, da hat er's mit dem besten Willen doch nicht gut getroffen, das war mir gar zu arg.«

»Ja, was war denn das?« – »Nun sieh, er hatte eine neue Wohnung verwilligt erhalten, das schöne große Haus, das du ja wohl kennst, und es einstweilen allein bezogen. Nun hatte ich ihm lange versprochen, ihn einmal mit der Mutter zu besuchen, und es wurde endlich auf einen gewissen Tag ausgemacht. So gingen wir also, ich und die Mama, in aller Stille über den Marktplatz, ich dicht an den Häusern, weil ich in einiger

Verlegenheit war. Siehe, da fuhren an dem neuen Logis alle Fenster auf, und der Stadtzinkenist mit all seinen Gesellen blies heraus mit Trompeten, Pauken und Klarinetten die allerneueste Ekossaise! – Du kannst dir denken, daß die Fenster der ganzen Nachbarschaft auch aufflogen und alles die Köpfe herausstreckte und die Gassenkinder zusammenliefen und jeder-mann fragte: ›Was ist's, was gibt's?‹ – ›Ei, der neue Syndikus läßt seiner Jungfer Braut aufspielen!‹ – Ich hätte in den Boden sinken mögen! Er hatte es freilich herzlich gut gemeint und mir die höchste Ehre antun wollen, aber ich habe es lange nicht verwinden können.

Nun gut, das war vorbei, und wir waren vergnügt und zufrieden miteinander; da meldete sich eines Tages der Herr Onkel Landschaftsassessor zum Besuch an. Dies war immer eine große Wichtigkeit. Man stach Kap-paunen und bestellte Forellen; in der oberen Staatsstube wurden frische Vorhänge aufgemacht und das seidene Bettkuvert überzogen. Der Vater, der sich sonst gar nie um Haushaltssachen bekümmerte, ging selbst mit mir hinauf, um nachzusehen, ob auch alles recht im Stande sei. Ich langte eben das Lavor von echt chinesischem Porzellan aus der Kommode, ein Prachtstück, das nur bei solchen Gelegenheiten und stets mit großer Angst gebraucht wurde, weil man uns von Kindheit an fabelhafte Begriffe von seinem Wert beigebracht hatte.

›Da liegt ja ein gesiegelter Brief an Sie, Papa‹, rief ich erstaunt, und mit einem Male fiel mir selbiger Brief ein, den der Bastel damals am Putztag gebracht hatte, und mir wurde recht bang auf das Ungewitter, das es wegen dieser Vergeßlichkeit der Mutter geben werde.

Der Vater öffnete rasch den Brief und las ihn. Sein Gesicht wurde immer ernster und nachdenklicher. ›Das kommt nun zu spät!‹ sagte er langsam und gab mir nach kurzem Besinnen den Brief. ›Da lies, Karoline, es geht dich an.‹ Und mit großen Schritten ging er auf und ab, während ich erstaunt mit klopfendem Herzen den Brief las. Aber das Herz ist mir fast still gestanden. – Was meinst du, daß in dem Brief stand? Eine förmliche Werbung des S. um meine Hand beim Vater, und ein klein Brieflein darin an mich, so schön, ich könnte es heute noch auswendig sagen. Da wurde mir's ganz dunkel vor den Augen; ich wollte nur allein sein und ging hinunter in das Schlafstüblein.«

»Aber das ist doch gar zu traurig! Was haben Sie denn getan?« – »Ge-betet habe ich, Kind, wohl auch geweint, aber gebetet zu dem, der den Sturm auf dem Meer gestillt hat, und es ward auch in mir eine große Stille. Nach einer Stunde ließ mich der Vater wieder zu sich kommen.

Nun hat mich's mein Lebtag gewundert, daß der Vater mir nur den Brief gezeigt und noch ein Wort über die Sache verloren hat, nachdem ich schon eine verlobte Braut war; aber es muß bei ihm eben sehr tief gegangen sein. Er sah ganz bleich, ganz verlegen und bekümmert aus. ›Karoline«, sagte er, ›das ist nun schlimm; mir tut's weiß Gott leid, daß es so gegangen ist, aber mein Wort –‹ – ›Wir brauchen uns nicht mehr zu besinnen, Papa«, sagte ich ruhig. ›Wenn es Gottes Wille gewesen wäre, so hätt' er's anders fügen können. Ich habe wohl einmal gedacht, ich möchte einen Mann, den ich recht, recht liebhaben könnte, so von ganzer Seele, und so will ich nun den Friedrich (so hieß mein Mann selig) liebhaben, und Gott wird mir dazu helfen.‹ – ›Du bist ein braves Mädchen, Karoline; Gott wird dir's gut gehen lassen.‹ Und der Vater gab mir zum erstenmal die Hand. Sein Wort ist auch in Erfüllung gegangen; der liebe Gott hat's uns gut gehen lassen und uns reichlich gesegnet mit Wohlstand und Herzensfreude, und acht gesunde und brave Kinder sind heute noch meines Alters Trost und Freude.«

»Aber haben Sie denn dem S. gar nicht einmal geschrieben?« – »Ob der Vater es getan hat, weiß ich nicht; für mich, als eine verlobte Braut, wäre das nicht recht gewesen. Weh getan hat mir's freilich, daß er sich so verschmählt glaubte und im Groll von uns geschieden ist; aber ein recht stolzer Mann muß er doch gewesen sein, sonst hätte er nicht so scheiden können.«

»Aber der Bräutigam, der hat doch das Opfer gewiß recht erkannt und Sie auf den Händen getragen?« – »Er war ein getreuer und rechtschaffener Mann und mein bester Freund auf der Welt, der mich sein Leben lang in Liebe und Ehren gehalten hat; aber da wärest du falsch daran, Kind, wenn du glaubtest, er sei darum ein besonders untertäniger Ehemann gewesen, weil ich zuerst kostbar tat und mir eine Weile wie ein Prinzeßlein vorkam. Nein, er ist recht der Herr und das Haupt des Hauses gewesen, und ich ihm gehorsam und untertan, wie es einer rechten Frau gebührt. Ich würde das nicht selbst sagen, aber er hat mir's noch auf seinem Totenbett bezeugt. Die Geschichte mit dem S. aber und dem Brief habe ich ihm erst anvertraut, wie er und ich gewiß wußten, daß ich den Irrtum nicht mehr beklagte. Es ist eine schöne Sache, Kind, um das eheliche Vertrauen, und eine rechte Frau wird kein Geheimnis vor ihrem Mann behalten; aber gar zu voreilig muß man nicht sein, sonst wirft man leicht ein Häkchen in des Mannes Seele, das nachher schwer auszuziehen ist.«

Hochzeit und Ehestand

Wer sich nun nach der Geschichte dieser Jugendliebe die Ahnfrau vorstellen wollte als eine Harfe mit zerrissenen Saiten, die nur noch *einen* wehmütigen Akkord nachklingen, oder als eine Trauerweide, lebenslang hinabgebeugt auf das Grab des versunkenen Jugendtraumes, der wäre groß im Irrtum. Die Herzen à la Werther trug man dazumal noch nicht, und wenn man sie getragen hätte, so meinte sie just nicht, daß sie alle Moden mitmachen müsse. Sie ertrug das Leben nicht, sie griff es an mit frischem Mut, und wenn das Leben ein Kampf ist, so hat sie ihn freudig und ritterlich durchgefochten.

Daß sie nicht eben sentimentaler Natur war, das beweist der erste Schmerz ihres Ehestandes, der in der Entdeckung bestand, daß ihr junger Ehegemahl – nicht tanzen könne. Neben aller Sitteneinfalt der guten alten Zeit wurden wichtige Lebensereignisse, Hochzeiten, Taufen und dergleichen stets mit entsprechender äußerlicher Feierlichkeit begangen. Hochzeiten, wo man sämtliche Gäste mit einer Flasche Malaga und einem Teller Süßigkeiten abfertigt, deren Rest der Konditor nachher wieder zurücknimmt, kannte man dazumal noch nicht. So wurde denn auch die Hochzeit der Ahnfrau mit gebührender Solennität gefeiert; alle Freunde, Verwandte und Bekannte, sämtliches Schreiberpersonal ihres Vaters waren geladen; alle Dienstleute, Wäscherinnen und Tagelöhner des Hauses, ja sogar ehemalige Mägde, nebst Eltern und Geschwistern der derzeitigen, wärmten sich am mächtigen Küchenfeuer und der reichlichen Mahlzeit, die daran bereitet wurde. Der Hofrat, ein Jugendfreund des Bräutigams, trug ein schalkhaftes Gedicht vor, auf Atlas gedruckt, aus dem ich mich nur noch der Strophe entsinne:

»Hinfüro darfst du deine Syndikussin
Ohne alle Sünde küssen.«

»Nun war am Abend«, erzählte die Ahnfrau, »wie üblich, der Hochzeitsball. Vorher hatte es seit langem keine Tanzgelegenheit gegeben, wo ich und mein Zukünftiger zusammen gewesen wären. Als nun die Spielleute ankamen, stand ich mit meinem neuen Ehegemahl auf zum ersten Menuett. Als wir aber anfangen sollten, trippelte er nur so mit den Füßen hin und her. ›Ei, warum fangen Sie denn nicht an?‹ fragte ich – ich habe nämlich erst nach der Hochzeit du zu ihm gesagt. – ›Ja, tanzen habe ich noch nie

können; es tut mir leid«, sagte er mit Lachen. Mir aber war's gar nicht lächerlich; ich schämte mich vor all meinen Gespielen, daß ich einen Mann habe, der nicht tanzen könne, und es schien mir eine rechte Unredlichkeit, daß er's nicht vorher gesagt.«

Viel Zeit zum Tanzen hat die gute Ahnfrau nun nicht gehabt, so tanzlustig auch damals die sechzehnjährige Hochzeiterin gewesen sein mochte. Als sie kaum zwanzig Jahre alt war, wimmelten schon drei Kinderchen um sie, »wären alle unter *einen* Korb gegangen«. Auch hat ihr der Gatte die Tanzfreude, die er nicht selbst teilen konnte, wenigstens nicht mißgönnt.

»Man wußte damals gar nicht anders, als daß Frauen in gesegneten Umständen zu Ader lassen mußten, und es war der Brauch, sich an diesem Tage etwas zugute zu tun. Man machte einen Spaziergang über Land, und es wurde etwas Besonderes gekocht. Nun war's gerade ein regnerischer Tag, als ich das erstemal zur Ader gelassen hatte. Unser guter Freund, der Hofrat, kam herüber: ›So, die Frau hat heut zur Ader gelassen; was stellt ihr denn an bei dem bösen Wetter?‹ Man ratschlagte lange hin und her; endlich sagte der Hofrat zu meinem Mann: ›Wenn du deine Geige holen wolltest, so könnten wir ein Tänzchen machen.‹ Gesagt, getan. Du mußt wissen, daß mein Mann selig prächtig die Geige spielen konnte; so holte er denn die Geige und spielte den ganzen Nachmittag auf, und ich und der Hofrat tanzten dazu. Der Doktor ist nachher freilich böse geworden, aber es hat mir nichts getan, und unser Ältester war ein Prachtkind.«

»Aber, Ahnfrau, so jung möcht' ich doch nicht heiraten!« – »Ist auch ganz und gar nicht nötig, nicht im mindesten, will dir's durchaus nicht wünschen, und deinem künftigen Mann noch weniger, wenn's gleich bei uns gut ausgefallen ist. Ich bin noch ein rechter Kindskopf gewesen und habe viel Lehrgeld bezahlt. Gesund war und blieb ich, Gott Lob und Dank! Als mich die Frau Försterin in meinem ersten Wochenbett besuchen wollte und ganz leise in das Schlafzimmer trat, sah sie nur das aufgemachte Staatsbett, weit und breit keine Frau Wöchnerin. ›Wo ist denn Ihre Frau?‹ fragte sie verwundert und ängstlich die Magd. – ›Ach, die Frau sind nur hinten im Hof und schleifen ein bißchen!‹ Es war nämlich Winter, und hatte mich schon lange gelüstet nach der prächtigen Glitschbahn im Hof. Du kannst dir aber denken, daß ich scharf von den Frauen mitgenommen wurde, und mehr noch später einmal, als ich am Jahrmarkt eine ganze Tafel voll Gäste sitzen ließ und dazwischen hinein mit meinen Schulka-

merädinnen auf dem Markt spazieren ging, daß die Magd daheim sich derweil nicht zu helfen wußte.«

Vergeblich waren die Lehrgelder nicht ausgegeben, und die Ahnfrau ist eine so gute und tüchtige Hausfrau geworden wie nur je eine im schönen Schwabenland, die nicht nur der Küche und dem Haus, sondern auch Gärten, Feldern, Ställen und Wiesen nebst Kühen und Kälbern vorzustehen hatte. Und doch hat sie ihren frischen Mut dabei behalten. – Die Kinder, die rasch hintereinander nachwuchsen, wurden nicht als Last und Plage, sondern recht als Gottesgabe aufgenommen. Dafür machte man auch keine Umstände mit ihnen, kleidete die Jungen in Zwilchwämser und Lederhosen, die Mädchen in selbstgewobenen Barchent, wengleich ein Bild, das die zwei ältesten des Hauses, den Knaben im Federhut, das Mädchen in hoher Frisur und Poschen darstellt, noch Zeugnis gibt, daß man bei festlichen Gelegenheiten auch Staat mit ihnen machen konnte.

Die Garderobe vererbte sich auf das nächstfolgende Familienglied; es wurde ihm anprobiert und paßte, wie die Ahnfrau meinte, stets »wie angegossen«. Die Söhne und Töchter selbst waren gerade nicht immer dieser Meinung, und die Kleider und Wämser mit recht gesunden Flickern darauf ließen meist noch hinlänglich Raum für künftige Körperentwicklung. – Die Betten waren je für zwei und zwei, und das konnte bei Störungen der geschwisterlichen Eintracht fatal werden. Der Gottlieb und der Christian zum Beispiel, später die einträchtigsten Brüder, waren in ihrer Kindheit so eine Art Don Manuel und Don Cesar und gerieten sich im wörtlichsten Sinn dergestalt in die Haare, daß die Mutter darauf kam, ihnen die Köpfe glatt abrasieren zu lassen. Sie erzählten, es sei eigen gewesen, wie dann die Hände auf den kahlen Köpfen so ausgeglitten seien.

279

Drangsale aller Art blieben natürlich nicht aus, Löcher und Beulen, Keuchhusten und Scharlachfieber; die Ahnfrau aber steuerte getrost auch durch solche Trübsalsfluten. Sie war einmal eben im Stall, um der Magd praktische Anleitung im Melken zu geben, da stürzte die gesamte Kinderschar mit Zetergeschrei herunter: »Der Christian hat Mausgift gegessen, der Christian hat Mausgift geschleckt (genascht)!« Schnell besonnen, reißt die Mutter den armen Sünder herbei, gießt ihm von der warmen, frisch-gemolkenen Milch so viel ein, als nur immer den Schlund hinab zu bringen ist, und noch ehe der in Eile herbeigerufene Arzt erscheint, ist durch die gewaltsame Explosion, die nun erfolgte, das Gift mit all seinen schädlichen Wirkungen entfernt, und der Christian bildete sich später noch etwas darauf ein, daß er in solcher Lebensgefahr gewesen.

Der Gottlieb freilich, der sah's bedenklicher an. Als er mit dem Christian einige Jahre später beim Herrn Onkel Landschaftsassessor in Stuttgart zu Gast essen durfte, wartete ihnen dieser zum Nachtmahl drei Pfirsiche von einem Spalier seines Gartens als höchste Rarität auf und fragte triumphierend: »Nicht wahr, Buben, so habt ihr noch nichts gegessen?« – »Oh, warum nicht!« sagte der Christian; »'s Fritzles Käther gibt so sechs für einen Kreuzer.« Dem älteren Gottlieb, in tödlicher Verlegenheit, wie er des Bruders Taktlosigkeit beschönigen sollte, fällt endlich bei: »Ach, Herr Großonkel, nehmen Sie's doch nicht übel, daß mein Bruder so dumm ist! Aber vor drei Jahren hat er einmal Mausgift gegessen, das hat ihm vom Verstand genommen.«

280 Das Haus des Ahnherrn lag dicht neben dem Gasthof. So geschah es denn einmal, daß ein dicker Herr ganz patzig in die Stube trat, wo eben die Ahnfrau mit den Kindern allein war. »Kann ich einen guten Schoppen haben?« – »Warum nicht!« meinte die Ahnfrau, die den Irrtum gleich gemerkt, und brachte aus ihrem Keller einen bessern, als jemals der Schwanenwirt seinen Gästen vorgesetzt. – »Ich möcht' auch ein Brot!« befahl der Dicke wieder. – »Da ist ein neugebackenes«, sagte die gefällige Hausfrau. – »Und ein Licht zu meiner Pfeife!« – »Sophie, bring Licht!« rief die Mutter. – »So, und jetzt möchte ich allein sein«, kommandierte er ferner, da sich die Jugend des Hauses mit aufgesperrten Mäulern um den ungenierten Gast zu scharen begann. – »Schon gut, will meine Kinder hinaus schicken; kommt, Kinder!« Und mit unerschüttertem gutem Humor
281 verließ sie mit der jungen Schar das Zimmer. Der Dicke aber stellte seinen Schoppen neben sich, öffnete das Fenster der Parterrewohnung und begann so recht behaglich seine Pfeife hinauszurauchen. Da bemerkte ihn sein Kutscher, der indes ausgespannt hatte. »Ei, Herr Amtmann, wo sind denn Sie?« fragte er erstaunt. – »Wo werd' ich sein? Im Wirtshaus um mein Geld«, schnauzte der hinaus. – »Du lieber Gott, nein! Da wohnt ja der Herr Syndikus; Sie sind um eine Tür zu weit.«

Da machte der dicke Amtmann sachte das Fenster zu, steckte die Pfeife ein und schlich sich ebenso leise hinaus, als er laut hereingetreten war, nachdem er vergeblich nach der Magd gespäht, um ihr etwa ein Trinkgeld in die Hand zu drücken. Um Weihnachten aber kam als Zeche eine Schachtel guten getrockneten Obstes für die liebe Jugend. Man sagt, der Herr Amtmann sei künftighin selbst in Wirtshäusern höflicher aufgetreten.

Mit so frischem Humor wußte sie alle Verhältnisse aufzufassen, und ich bin nicht gewiß, ob es Ursache oder Wirkung der körperlichen Rüh-

rigkeit und Lebendigkeit war, mit der die Ahnfrau durch Wochenbetten, Kinderkrankheiten und Kriegsnöte rüstig durchsegelte. Niemand sah der zartgebauten Frau an, welch kräftiges Regiment sie als Hausfrau und Mutter führte, wie sie den Töchtern tätig voranging bei Feld- und Hausarbeiten aller Art, zu denen jetzt jede Magd von Bildung noch eine Untergehilfin verlangt. Darum ist ihr auch der reiche Segen, der ihr Haus sichtbar krönte und der mit jedem Kind zu wachsen schien, nicht zugeflogen wie eine gebratene Taube, sondern zugewachsen wie dem fleißigen Winzer der edle Wein, der die Frucht seines sauren Schweißes und doch eine wundersame Himmelsgabe ist.

Abwege

So eine gehorsame und redliche Gattin die Ahnfrau war, einmal hat sie, wie sie gestanden, doch nicht ganz den geraden Weg eingeschlagen mit ihrem gestrengen Herrn (gestrenge Herren müssen sich das schon hie und da gefallen lassen), als eine schwere Gefahr das Glück und den Frieden ihres jungen Hausstandes bedrohte.

282

»Da war einmal eine Kommission von der Regierung hier, weiß nicht mehr warum, ein paar vornehme junge Herren; die hatten auch mit meinem Mann selig Geschäfte und schienen großes Wohlgefallen an ihm zu finden. Jeden Abend holten sie ihn ab in den Schwanen, und da ihnen die Gesellschaft dort nicht vornehm genug war, schlossen sie sich in ein besonderes Stüblein ein. Nun hat es keinen rechtschaffeneren und verständigeren Mann gegeben als meinen, und kein Kaiser in der Welt hätte ihn bewegen können, unrecht zu tun oder unwahr zu reden; aber das war seine Schwäche, daß es ihm erstaunlich wohl tat, wenn vornehme Leute freundlich mit ihm verkehrten; mag vielleicht daher kommen, daß er in sehr dürftigen und bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war.

Er kannte die Karten gar nicht und hatte großen Abscheu vor dem Spiel; eines Abends aber erzählte er mir, die Herren haben ihn ein gar sinnreiches Kartenspiel gelehrt; er hätte nie geglaubt, daß es solche gebe. Das war mir nun gleich nicht recht, doch schwieg ich darüber. Als aber die Herren jeden Abend kamen und er, der sonst auf die Minute heimkehrte, immer länger mit ihnen sitzen blieb, immer erpichter auf ihre Gesellschaft wurde, immer weniger nach seinen alten, guten Freunden fragte, da wurde mir bang, und ich faßte mir ein Herz, ihm zu sagen: ›Aber, Vater, meinst du nicht, das Spiel und die vornehme Gesellschaft

werden dir gar zu lieb? Hast ja selbst gesagt, die erste Spielkarte, die einer in die Hand nimmt, sei das Haar, an dem ihn der Teufel faßt.« Da wurde er aber recht böse. – »Hältst du mich für so schwach, daß ich nicht aufhören könnte, wann ich will? Kann ich darum unmanierlich sein gegen die Herren, weil sie eben an dieser Unterhaltung Freude finden?« – Ach, er fand sie selbst daran; aber ich durfte nichts mehr sagen. Und doch bemerkte ich, daß er viel öfter als sonst Geld aus der Hauskasse nahm und es vor mir zu verbergen suchte, was sonst so gar nicht seine Art war; auch kam er oft recht übler Laune heim und war dann am andern Tag nur erpichter auf das Spiel. Es war mir eine rechte Herzensangst, und ich lag viele Nächte schlaflos in stillem Beten und im Besinnen, wie ich's wohl anders machen könnte.

283

Mein Mann hatte seine Arbeitsstube im Seitenflügel des großen alten Baues, in dem wir wohnten, und die Herren holten ihn immer dort ab. Da schlich ich denn einmal leise, als ob es die schlimmste Tat wäre, in großer Seelenangst über den Hof zu der Zeit, wo sie allemal kamen, schloß die Vortür ab und steckte den Schlüssel ein. Mit Zittern und Zagen wartete ich hinter dem Küchenfensterlein, bis sie kamen. Sie klopfen an die Tür; als sie nicht aufging, probierten sie das Schloß, eine Glocke war nicht da, und zogen zuletzt, wie's schien, verwundert und verdrießlich ab. Ich schlüpfte wieder hinüber und schloß auf. Nach einer halben Stunde kam mein Mann und sah nach der Uhr. »Schon so spät? Ist niemand hier gewesen?« – »Bei mir nicht«, sagte ich mit einem Herzklopfen, das mich schier erstickte. Er ging verstimmt in der Stube auf und ab. Da sprang unser kleiner Christian herein: »Papa, gehen Sie nicht auch ein einziges Mal wieder mit in den Augarten?« Das kam nun eben zur guten Stunde; er willigte freundlich ein, und wir erfreuten uns miteinander an dem schönen Obst.

Am andern Tag probierte ich's wieder mit dem Abschließen. Die Fenster seiner Schreibstube gingen zum Glück nicht auf die Haustür. Die Herren kamen und zogen abermals ab; beim Weggehen begegneten sie der Magd. »Ist der Syndikus ausgegangen?« – »Nein, sie sind daheim.« – »Aber die Tür ist ja verschlossen.« – »Da müssen sich der Herr selber eingeschlossen haben«, sagte diese, die von nichts wußte; »soll ich die Frau fragen?« – »Nein, nein«, sagten die Kommissäre und zogen kopfschüttelnd ab. Ich machte wieder auf, und in einer Viertelstunde kam der Mann wieder, recht verdrießlich, fragte aber nicht mehr. Da kam der Hofrat, der schon lange nicht mehr angesprochen hatte. Mir war's, als ob ihn der Himmel

schickte. ›Muß doch auch einmal wieder sehen, wie's steht und ob wir nicht mal wieder ein Brettspiel miteinander machen.« – ›Warum nicht!« meinte mein Mann, schon ein wenig aufgeheiteter. ›Bring 's Brettspiel, Auguste, und laßt auch den Herrn Hofrat vom Neuen versuchen! Er wird sich wundern, wie gut sich der macht.«

284

Da saßen denn die zwei wieder beisammen, und ich mit meinem Strickzeug hinter dem Tisch; ich hätte weinen mögen vor Freude. – ›Eben ist mir auch der Kaufmann Mohrle begegnet«, erwähnte der Hofrat; ›der hat ganz gestrahlt vor Freude und wieder mehr französisch als deutsch gesprochen. Die Herren Kommissäre haben ihn zu einem L'hombre eingeladen.« – ›Der alte Narr!« sagte mein Mann ärgerlich, ›weil er einmal ein halb Jahr in Straßburg gewesen, meint er heute noch, er sei ein Franzos und berufen, mit hohen Herrschaften zu verkehren.«

285

Dabei blieb's aber, die Herren kamen nicht wieder; ihnen nachzulaufen, wäre mein Mann zu stolz gewesen; er blieb wieder daheim wie zuvor und war viel vergnügter als je. Die Gefahr war glücklich vorüber.«

»Aber, Ahnfrau, war das recht?« – »So ganz glaub' ich nicht, Kind; ich hab's wohl gespürt an meinem Herzklopfen und meinen großen Ängsten, daß es kein gerader und guter Weg war, wenn ich's auch gut gemeint. Aber der liebe Gott hat zum Besten gewendet, was ich in meiner Schwachheit nicht anders anzugreifen wußte. Ich hab's ihm immer nachher einmal gestehen wollen; aber wenn dann später vom Spiel und seinen Gefahren die Rede war, und er so gar vergnügt sagte: Ja, ja, mich hätte der Spielteufel beinahe auch einmal gepackt, aber ich hab's noch zur rechten Zeit gemerkt und mich frei gemacht, da fand ich das Herz nicht, ihm zu sagen, *wie* es zugegangen. Und als er noch in seinen letzten Stunden mit demütigem Herzen Gott die Ehre gab auch für diese Bewahrung, da fühlte ich, daß er jetzt kein Geständnis mehr brauche und daß er mein ganzes Herz und meinen Sinn bald besser verstehen werde als ich selbst.«

Kriegszeiten

Der Ahnherr war eine durch und durch konservative Natur. Die französische Revolution mit ihren Folgen erschütterte ihn fürchterlich; als er die Hinrichtung Ludwigs XVI. erfuhr, hat er sich einen ganzen Tag eingeschlossen, kein Wort gesprochen und keinen Bissen gegessen. – Da konnten die französischen Soldaten, die bald darauf das Land über-

schwemmten und die kleine Stadt besonders stark heimsuchten, keine willkommenen Gäste für ihn sein. Die gute Hausfrau trug oft schwere Sorge, ob sein tiefer Groll nicht einmal durchbreche durch die unbeweglich ernste und feierliche Haltung, mit der er die ungebetenen Besucher aufnahm und beherbergte.

Das vielgestaltige, bewegte Leben und Treiben, das sie mit sich brachten, hatte aber, zumal für den rührigen Geist der Ahnfrau, etwas Aufregendes, das das Gefühl der Trauer und des Widerwillens nicht recht zum Bewußtsein kommen ließ. Auch müssen die zusammengewürfelten französischen Truppen oft einen komischen, buntscheckigen Anblick gewährt haben. Schuster und Schneider durften nicht feiern, Schuhe gehörten unter die ersten Requisitionen der einziehenden Truppen; auch war der Appetit vortrefflich, so viel sie auch über »die schwäbisch Fressen« schimpfen mochten. Die Ahnfrau sorgte stets, durch gute und reichliche Küche sie bei guter Laune zu erhalten.

Einmal aber hat sie viel Sorge durchgemacht. Es waren vier ziemlich unedel aussehende Offiziere im Haus einquartiert, deren freches Auftreten der Hausherr nur mit Mühe ertrug. Einer unter ihnen, der etwas Deutsch verstand und den Dolmetscher der übrigen machte, kam mit beglückender Miene zu den Töchtern des Hauses: »Heut abend groß Ball, schön Ball; Sie mitkommen, ich Sie tanzen lassen!« So tanzlustig die Mädchen auch sonst sein mochten, diesmal waren sie gar nicht aufgelegt, und der Vater erklärte kurzweg: »Meine Töchter tanzen auf keinem Franzosenball.« Der Dolmetscher verstand das schon und erklärte es den andern. Diese erhoben ein Geschrei und ein Säbelgeklirr, daß es Mutter und Töchtern angst und bange ward; endlich stürmten alle vier fort. Da kam nach einer Weile der Hofrat: »Hört, das Ding kann böß gehen! Die Offiziere haben sich beim Obersten beklagt; der nimmt's als Beleidigung der französischen Ehre und speit Feuer und Flamme. Er will die Mädchen mit Militär abholen lassen, wenn ihr sie nicht gutwillig zum Balle schickt; er droht mit Plündern und was allem. Seid gescheit und führt sie selbst hin, so wird gewiß den Mädchen kein Leid widerfahren!« Die Mutter bat, der Hofrat sprach zu; der Vater selbst sah ein, daß da nichts zu machen war, und gab zähneknirschend seine Einwilligung und den Mädchen Befehl, sich anzukleiden.

Nie wohl ist ein Ballstaat von jungen Damen unlustiger ins Werk gesetzt worden als diese. Die hochgesinnte patriotische Auguste verlangte, daß man in Trauer gehen sollte; die trotzige Sophie schlug die alten Hauskleider vor, um seine Geringschätzung recht zu zeigen; Karolinchen aber

meinte, man müsse sich doch anständig anziehen, es könnte dem Papa Verdruß machen. Ob sie dabei nicht ebensoviel an ihr hübsches Gesicht und an minder patriotische und mehr geputzte Freundinnen dachte als an den Papa, das sei dahingestellt. Die Schwestern ließen sich auch umstimmen und fanden in kleidsamen blauen Kattunkleidern die richtige Mitte zwischen zu festlicher und zu alltäglicher Tracht. Wie sie abzogen zum Ball, seufzte aber Auguste ganz tragisch: »Wenn das die Kaiserlichen wüßten!«

Die Offiziere hatten ihre Empfindlichkeit vergessen und erschienen im höchsten Putz, dessen ihre zusammengelesenen Uniformen fähig waren, um die Damen auf den Ball zu geleiten. Der Papa aber im feierlichsten Staatskostüm mit Haarbeutel und Buckeln war neben der Mutter schon bereit, die Töchter unter seine Fittiche zu nehmen, und schritt an ihrer Seite voran mit so tieferster Miene, als gehe es zur Leiche und nicht auf einen Ball.

Es ging übrigens alles gut vonstatten; die Franzosen benahmen sich ganz anständig und waren flinke Tänzer, so daß die jungen Damen sich in etwas mit ihrem Geschick aussöhnten. Wenn nicht an der Tür des Ballsaals Wachen mit gezogenen Säbeln aufgestellt gewesen wären, um etwaiges Entweichen der Damen zu verhüten, so hätte man glauben können, es sei ein Ball wie ein anderer.

Ein komisches Zwischenspiel war es, als der Dolmetscher die im Gang zuschauende Magd des Hauses absandte, um seinem Bedienten zu befehlen, daß er ihm seinen Mantel bringe. – »Er spielt grad' Karten und mög' ihn nicht bringen«, meldete diese, zurückkehrend. – »Er ihn muß bringen, *tout de suite!*« schrie der Offizier. Die Magd kam zum zweitenmal zurück: »Es sei ja erst acht Tag', daß Sie den Mantel g'stohlen haben«, berichtete sie; »da werden Sie noch nicht so dran gewöhnt sein.« Wütend, mit gezogenem Degen stürzte er hinaus, muß aber Gründe gehabt haben, seinen unverschämten Bedienten zu schonen; er kam bald zahmer zurück, mit dem bestrittenen Mantel auf dem Arm, zwischen den Zähnen fluchend: »*Sacré chien!* Ich muß haben meinen Mantel, ich!«

»Einmal aber«, erzählte die Ahnfrau, »hab' ich doch auch durch die Franzosen einen Hauptspaß gehabt. Was nicht Platz finden konnte von dem Volk in den Quartieren der Stadt, das speiste alles im Schwanen, die Stadt mußte Tag für Tag hundert Gulden dafür bezahlen. Nun fiel es den Herren einmal ein, sämtlichen Honoratioren der Stadt eine Ehre anzutun und sie mit ihren Frauen zur Tafel zu laden; ist eine teure Ehre gewesen,

die Stadt hat's ebenfalls zahlen müssen. Du hättest meinem Mann sein Gesicht sehen sollen, mit dem er den weißen Staatsfrack mit den großen Perlmutterknöpfen anzog: der beste Wein wäre davon zu Essig worden. Mir hat das Ding ein bißchen Spaß gemacht, ich dachte, das erlebst du so bald nicht wieder; es lächerte mich, daß die Kerle so unverschämt waren, einen auf ihr gestohlenes Gut noch zu Gaste zu laden. Merken lassen durfte ich mir's freilich nicht, ich zog mich aber ganz staatsmäßig an und setzte ein Tafelaufsätzchen von Atlas auf mit Rosen.

Als wir in den Schwanen kamen, mußte man im Vorzimmer warten. Der General, der ein wenig Deutsch konnte, bekomplimentierte uns, und man mußte sich paarweise aufstellen; der General schritt voran in den Speisesaal mit der Frau Oberamtmännin am Arm; ich glaub', ich hätt's auch nicht übel genommen, wenn er mich geführt hätte, obgleich es ein Franzose war. Die Tafel war prächtig gedeckt, aber nur für die Damen. ›Die Damen nehmen Platz!‹ kommandierte der General, das geschah; was aus den Herren werden sollte, wußte man noch nicht. ›Jeder Herr stellt sich hinter den Stuhl seiner Dame!‹ kommandierte er wieder; die haben aufgeschaut! Das war noch keinem von unsern Männern passiert, daß er hinter seiner Frau Stuhl stehen mußte! Der General aber fing an, die andern mußten nachfolgen; die Offiziere stellten sich hinter die ledigen Damen, wir hatten unsre Mädchen daheim gelassen. Ich setzte mich, als müsse das so sein; konnte aber gar nicht aufsehen vor Lachen, wenn mir's einfiel, daß mein eigener leiblicher Mann, den wir daheim alle ehrten und bedienten, wie sich's für den Herrn vom Hause gehört, da hinter mir stehe wie ein Bedienter. Ich bot ihm ganz vornehm und gnädig den Suppenteller hinauf; da stand er, bolzgerade wie ein preußischer Grenadier, und hatte er vorher ein Gesicht geschnitten, so schnitt er jetzt noch ein ärgeres; ich guckte ihn nur ein klein wenig von der Seite an, und wie er sah, daß mir's so lustig vorkam, so lächerte es ihn auch ein klein bißchen; wie er mir aber den Teller wiedergebracht hatte, ward es ihm doch zu bunt, er ging davon und suchte sich in der Nebenstube etwas zu essen. Daheim sprach er kein Wörtchen davon; wenn er aber guter Laune war, so durft' ich ihn später wohl daran mahnen: ›Weißt nimmer, Alter, wie du mir so nett den Teller präsentiert hast?‹

Auch traurigere Szenen gingen in dieser bewegten Zeit an dem hellen Blick der Ahnfrau vorüber. Im Gasthof neben ihr hatte sich ein französischer Oberst einquartiert mit seiner jungen Frau, einer feinen, schönen Dame von so ganz anderm Aussehen als die sonstigen Mamsellen, welche

die glorreiche Armee zu begleiten pflegten. Der Oberst wurde weiter beordert und mußte die arme junge Frau allein krank zurücklassen. Das Herz der Ahnfrau war von tiefem Mitleid mit der Fremden bewegt, der es in dem geräuschvollen Wirtshaus gerade an der Pflege fehlte, die Kranken am wohlsten tut. Sie besuchte sie täglich und opferte die noch gesparten Schätze ihrer Speisekammer, um ihr Erquickung zu verschaffen. Sie verstanden einander kein Wort; aber die Fremde konnte doch die Sprache der treuen deutschen Augen lesen und die sanfte Pflege der geschickten Hand empfinden, und sie schloß sich mit kindlicher Innigkeit an sie an. Stundenlang saß die deutsche Frau schweigend am Bette der Kranken, deren schwarze Augen so innig vertrauend in ihre blauen blickten, daß sie wohl glaubte, sie denke vielleicht einer fernen Mutter dabei. Der Zustand der Leidenden verschlimmerte sich rasch, und ihr Ende nahte sichtlich, noch ehe der abgeschickte Bote den Obersten erreichen konnte. Aber ein rastloses Verlangen schien die Sterbende zu quälen, und soweit die Ahnfrau mit des Arztes Hilfe sich mit ihr verständigen konnte, galt es mehr noch dem letzten Trost ihrer Kirche als dem abwesenden Gatten.

290

Da war guter Rat teuer; weder ein Feldprediger noch sonst ein katholischer Geistlicher war in der Nähe zu finden, und einen protestantischen wies sie mit wahrem Abscheu zurück. Schon saß der Tod auf ihren Lippen und noch diese peinliche Unruhe im Auge. Die gute Ahnfrau *konnte* sie nicht so sterben lassen. Da nahm sie das große, schöne eiserne Kruzifix, das als wertiges Erbstück in der Familie bewahrt wurde, und brachte es als letzten Trostversuch der Kranken. Da leuchtete das erstorbene Auge auf, und ihr Erstaunen, daß auch die Ketzerin das heilige Bild mit Ehrfurcht und Andacht betrachte, zeigte, welch seltsame Begriffe die arme Frau vom Glauben der Fremden gehabt. Man mußte das Kreuz auf dem Bett ihr vorhalten, sie faltete die Hände und flüsterte mit leiser Stimme einige Worte – wohl ihre Beichte, und ihr seliges Lächeln im Tode sagte, daß ihr auch die Absolution nicht gefehlt. – Die Ahnfrau schmückte sie für den Sarg, in dem erst der verzweifelnde Gatte sie wiedersah; sie hob von ihren prächtigen schwarzen Haaren zum Andenken auf und pflegte treulich das einsame Grab.

291

Allmählich verlief sich der Franzosenstrom; der Ahnherr lebte auf im Befreiungskrieg. Russen, Österreicher, Preußen zogen als willkommene Gäste durch. Mit den Österreichern stand sich die Familie sehr gut, und

die Ahnfrau berichtete sogar gern, was für vornehme Herren bei ihnen gewohnt hatten und wieviel Ehre sie ihr erwiesen.

»Einmal war ich weit draußen ganz am Ende der Markung auf unserm Acker und habe Ölmagen (Mohn) gebrochen, den größten Sack voll, und wartete nur noch auf den Knecht, der ihn heimfahren sollte. Da kam der Herr General, der damals bei uns im Quartier war, in seiner prachtvollen Chaise dahergefahren; all mein Lebtag habe ich kein so flottes Gefährt mehr gesehen, innen mit Samt, außen glänzend wie ein Spiegel mit gemalten Wappen und Goldverzierungen. ›Was schaffen S' da allein?‹ fragte er. ›Fahren S' mit mir heim!‹ – ›Danke, Euer Exzellenz,‹ sagte ich, ›ich kann den Sack da nicht allein stehen lassen; wo alles voll Soldaten läuft, da ist nichts sicher.‹ Er lachte, und ich merkte, daß ich einen Reißer gemacht. ›Wissen S' was?‹ sagte er gutmütig, ›den Sack packt mein Kutscher hintenauf, und Sie sitzen 'rein.‹ Mußte der Kutscher den garstigen Ölmagensack hinten auf die Staatskarosse packen! Er hat wahrscheinlich tüchtig geflucht, aber auf slowakisch, ich hab's nicht verstanden, und ich fuhr in Pracht und Herrlichkeit wie eine Prinzessin mit dem General bis vors Haus, daß alles die Fenster aufriß.

292

Ein andermal ist mir das Staatmachen nicht so gut bekommen. Ich war im Flachsrupfen auf dem andern Acker, auch weit genug von der Stadt; dazumal, wo man noch sparen konnte, trug man in besseren Kleidern vorn, wo es die Schürze bedeckte, ein eingesetztes Stück von selbstgewobenem Barchent, um Stoff zu ersparen. Da es nun sehr heiß war und die Sonne mir auf den Rücken brannte, zog ich, um das Zeug zu schonen, mein Kleid verkehrt an; das hatte ich aber im Amtseifer ganz vergessen. Wie ich nun eben fertig war, kommt der Graf Serbeloni daher, der in unsrer Nachbarschaft einquartiert war und oft zu uns kam. ›Ah, Madame,‹ sagte er, ›wir gehen einen Weg, Sie erlauben, daß ich Ihnen meinen Arm anbiete.‹ Nun war ich zwar das nicht gewöhnt, aber ich sah es immer gern, wenn die Herren galant sind; so ließ ich mir's gefallen. Zuerst war ich in Verlegenheit, dann aber unterhielt ich mich sehr gut mit dem Herrn Grafen und zog in *einer* Glorie an seinem Arm durch die Stadt; ich hörte wohl die Leute hinter uns lachen, aber ich dachte, das geschehe aus lauter Verwunderung. Wie wir aber ans Stadtschreibers Haus vorbeikommen, springt das Nanele herunter und winkt mir; ich will's alleweil noch nicht verstehen, bis sie mir in die Ohren düsemet (flüstert): ›Ach, Frau Syndikussin, wissen Sie's denn nicht, daß Sie Ihren Rock verkehrt anhaben und den Barchentpletz hinten?‹ Da war meine Glorie zu Ende; ich versicherte

dem Herrn Grafen, daß ich da drin ein Geschäft habe, und lief recht künstlich rückwärts, daß er den Schaden nicht merken sollte; weiß nicht, ob er ihn wahrgenommen. Ich ging eine gute Weile nachher immer durch Hintergäßchen, und mein Mann, der mich vom Rathaus aus so in Pracht und Eitelkeit hatte daherziehen sehen, hatte sein Pläsier an meiner Demütigung; wenn ich ihn mit dem Franzosengastmahl necken wollte, so sagte er: ›Sei nur still, sonst komm' ich mit dem Grafenspaziergang!‹

Galante Leute sind freilich auch oft die Franzosen gewesen. Da drüben bei den Jungfer Schneidemänninnen war ein gar netter, artiger Leutnant einquartiert, er führte sie auch auf den Ball; sie waren aber dazumal schon alt und alleweil wüst; so wollte, außer dem Leutnant, der sie gebracht, kein Mensch mit ihnen tanzen. Der wußte in seiner Herzensgüte gar nicht, was er ihnen alles zuliebe tun sollte; er brachte ihnen Braten, Biskuit und zuletzt gar Kirschen, was noch die größte Rarität war. Die Jungfern hatten sich unten im Saal gesetzt; wie sie den Leutnant mit den Kirschen sehen, schlägt Gustel, die älteste, ihr weißes Ballkleid sorgfältig hinauf, um es zu schonen, ebenso den weißen Rock darunter, bis ein grau kölschener Rock kam, und schrie dem Offizier aus allen Kräften, daß man's durch den ganzen Saal hörte, zu: ›Da her, Herr Leutnant, da her!‹ Nun hatte er genug und ließ sich nimmer sehen.

Heutzutage sind freilich die Frauenzimmer feiner«, schloß die Ahnfrau; »wenn ich aber allemal wieder in die Garnisonsstadt komme und sehe die Fräulein so an der Wachtparade und auf Spaziergängen an den Offizieren vorbeitänzeln und hinter den kleinen Sonnenschirmchen so schalkhaft hervorgucken, so muß ich allemal denken, das heißt eben auch: ›Da her, Herr Leutnant, da her!‹, nur in feinerer Manier als bei der Gustel Schneidemännin.«

Am Ende aber zog der willkommenste Gast von allen, der goldene Friede, und mit ihm Freude und Gedeihen in das vielbedrängte Haus des Ahnherrn ein. Die vergrabenen Kleinodien und Schatzgelder wurden aus dem Keller geholt, Gärten und Felder mit neuem Fleiß und Eifer bestellt. Statt fremden Kriegsvolks rückten jetzt als fröhliche Einquartierung die studierenden Söhne des Hauses mit einem Geleite flotter Kameraden ein, die alle im gastlichen Hause willkommen waren.

Dazwischen kamen kleine und große Herzensangelegenheiten der aufgeblühten Töchter, die nicht so tragisch endeten wie der stille Herzenstraum der Mutter. Die Söhne gingen ihren Weg, erstarkend in eigener Kraft, und der Ahnherr erlebte noch die Freude, sich als Gast des eigenen

294 Sohnes zu sehen. Fast schien es, als ob die alte Geschichte vom Kroatenäh-
ne noch einmal in der Familie neu aufgelegt werden sollte. Unter den
Kaiserlichen, die im Quartier gelegen, war auch ein österreichischer
Hauptmann gewesen, der in seiner treuherzigen, etwas linkischen Weise
den Töchtern des Hauses viel Aufmerksamkeit bewiesen hatte. Mit August,
dem jungen Theologen und Vetter des Hauses, dem stillen Verlobten der
jungen Karoline, hatte er sich sehr befreundet; doch dachte man kaum
mehr an ihn, als nach Beendigung des Kriegs ein Brief an Vetter August
kam. »Mein lieber Herr Geistlicher! Ich möchte gern eine heiraten von
Ihren Jungfer Cousinen; die welche weiß ich gerade nicht; nicht die, welche
Sie selber wollen; sie gefallen mir aber alle, und seien Sie so gut und halten
295 mich an bei derjenigen. Ich sei ein braver Soldat, ein schöner Bursch und
ein ehrlicher Kerl, und für den Fall, daß tot, ist gut gesorgt.«

Dieser Antrag machte den drei Mädchen viel Spaß; jede wollte der andern die Ehre lassen, bis endlich Klärchen, die jüngste, auftrat. Man hatte sie von den scherzhaften Beratungen ausgeschlossen; sie hatte aber das Nötige an den Türen erhorcht und alles für Ernst gehalten. Sie erklärte mit vielem Edelmut, wenn *keine* von den Schwestern wolle, so müsse eben sie das Opfer werden und den Österreicher nehmen, es könnte ja sonst wieder Krieg geben. Sie war recht gekränkt, daß man ihr Opfer verschmähte und noch obendrein ihren Edelmut verlachte. Ich glaube, der Österreicher hat keine Antwort erhalten.

Witwenstand und Tod

Durch all dies Keimen, Treiben und Reifen in den gesunden Ästen und Zweigen eines kräftigen Stammes wehte ein kalter Hauch: der Todeshauch, und der Hausvater, des Hauses Stütze und Krone, sank nieder vor seinem eisigen Wehen.

Die Ahne hatte in jungen Jahren schon sich vor diesem Feind fürchten lernen; ihr Mann war groß und hager, und man hielt ihn für schwindsüchtig bald nach dem Beginn ihres Ehestandes. »Das war eine schwere Sorge, die auf mir lag«, sagte sie später oft und erzählte dabei wohl einen seltsamen Traum, der ihr sehr wichtig erschien, wie denn überhaupt in ihrer klaren, frischen Seele doch Raum blieb für das geheimnisvolle Gebiet der Träume und Ahnungen. »Wie ich so schwer bekümmert war wegen meines Mannes Brustleiden und fürchtete, er sterbe vor der Zeit von mir und den kleinen Kindern weg, da träumte mir einmal, ich gehe in tiefer

Nacht allein auf einem großen, weiten Kirchhof; eine schauerliche Gestalt kam auf mich zu; ich wußte, das war der Tod, und ich schrie in großer Angst: ›O Tod, hol meinen Mann nicht!‹ Der Tod sagte: ›Wenn du mich dreimal um der Wunden Christi willen bittest, so will ich ihn verschonen.‹ Da hob ich an und bat ihn einmal und bat ihn zweimal; wie ich ihn aber zum drittenmal bitten will, so schreit mein kleiner Konrad, und ich wache auf.«

296

Damals war ihr der Gatte erhalten geblieben; aber als er starb mit sechzig Jahren, meinte sie doch: »Vielleicht er hätte doch noch länger gelebt, wenn ich den Tod zum drittenmal hätte bitten können.«

Der Tod des Gatten war der Wendepunkt im Leben der Ahnfrau; ob auch ihre innere Jugend, ihr lebensvoller Geist sich nach langer und tiefer Trauer wieder aufrichtete an den Freuden und Pflichten der Mutter: es war doch nicht mehr das volle Tageslicht, es war eine friedliche Dämmerung, in der ihr langes und reiches Leben nun verfloß.

Die wohlgezogenen stattlichen Töchter ließ sie ziehen an der Hand der Erwählten, um den eigenen Herd zu gründen; sie durfte ihr Witwenstübchen schmücken, um die blühenden Bräute der Söhne zu empfangen. In jeder Gegend des Landes, im Neckartal, auf der Rauhen Alb, in der Residenz, in abgelegenen Pfarrdörfern stand da oder dort ein eigen Haus für sie, ein Haus, in das sie ihre lakonischen Brieflein, ihre Grüße, ihre Ratschläge sandte; wo sie verweilte mit ihrer Liebe, ihren Sorgen, mit Mitleiden oder Freude.

Sie selber ist allein geblieben, allein mit ihren Erinnerungen, ihrer geistigen Kraft und Regsamkeit. Das große, stattliche Haus diente andern Zwecken, andre Bewohner gingen ein und aus; sie zog sich in ein bescheidenes Quartier zurück, das aber trotz seiner Mansardenwände, an denen die Bilder auf ergötzliche Weise in der Luft baumelten, mit seinen Familiengemälden, der wunderlich gestalteten Spieluhr, den mannigfachen Geräten aus alter Zeit: Tresoren, Tabureten und Gueridonen, eine äußerst gemütliche, unterhaltende Heimat für jung und alt war.

Sie lebte allein mit einer alten Dienerin, die mit den Tugenden auch alle Fehler alter Mägde in sich vereinigte und ernstlich Miene machte, ihre Herrin zu beherrschen. Von den Söhnen und Töchtern, die längst in Ämtern und Würden standen, sprach Susanne stets in höchst vertraulicher Weise: »Warum schreibt wohl der Gottlieb so lange nicht? Ich mein', der Christian dürft' sich auch um einen besseren Platz melden. Jetzt sollt' aber die Auguste doch ein Kindsmädchen nehmen!« Auch

297

waren alle einlaufenden Familienbriefe stets Gemeingut zwischen ihr und der Herrin.

Eine sparsame Seele war sie, die gute Susanne, im Interesse der Herrschaft noch viel mehr als in ihrem eigenen. Sie war imstande, mit der Frau zu grollen, wenn sie ein halbes Schwefelholz weggeworfen, mit dem man doch noch »das schönste Licht« hätte anzünden können, und als ihr diese befahl, dem Boten, der die glückliche Geburt eines Enkels anzeigte, eine noch vorhandene Bratwurst zu geben, ging sie brummend hinaus: »Soll dem Kerl die schöne Wurst geben! Hätt' meine Frau noch mit abfertigen (abfertigen) können; so kommt man zu nix!« – Wie sie's angegriffen, sich aus ein Paar abgelegten schwarzen Beinkleidern des Gottlieb noch einen »Gottestischrock« zu machen, weiß ich nicht. Schade, daß sie nicht zum Besten der edlen Schneiderzunft das Geheimnis veröffentlicht hat!

Der guten Susanne war ein schweres Ende beschieden; eine qualvolle, langwierige Krankheit kürzte den Abend ihres tätigen Lebens noch vor der Zeit ab. Die Ahnfrau wollte nichts davon hören, sie in einem Spital unterzubringen. »Sie hat Leid und Freud' mit mir geteilt nicht wie eine Fremde, so soll sie auch nicht sterben unter fremden Händen.« Und so pflegte sie ihrer wie einer Schwester, nicht wie einer Magd. Und als sie die treue Gefährtin nach langen schweren Tagen und Nächten in den Sarg gelegt, behielt sie als einzige Hilfe und Dienerin deren junge rasche Nichte, ein frisches Bauernmädlein, die sie sich nach eigenem Sinn zu stützen konnte.

Ihr stilles Leben war darum kein einförmiges. Der behagliche Wohlstand, die Frucht des Fleißes und der Sparsamkeit ihrer jungen Jahre, machte ihr möglich, vielen zu dienen und zu helfen. Eingewachsen in alle Verhältnisse des Städtchens, das ihre einzige Heimat war, ja in die der ganzen Gegend, wurde sie für Hohe und Niedere eine treue Ratgeberin.

298 Da kam einmal die alte Jungfer Kiliane aus der Nachbarschaft, um sich in einer Magdangelegenheit zu besprechen. Dann kam der reiche Bauer Geiger vom nächsten Dorf: »Jetzt, Frau Syndikussin, muß ich Sie auch um guten Rat fragen. Mein großer Bub will heiraten.« – »Nun, Geiger, das ist kein Unrecht; ich glaube, Euer großer Bub' ist dreißig Jahre alt.« – »Ja, aber 's Mädle hat nix.« – »Gar nichts?« – »Ha, das heißt nicht viel.« – »Ist sie aber brav?« – »Grundbrav und fleißig, aber wir wollen's nicht leiden.« – »Aber wenn sie so brav ist, wird's besser sein als viel Geld.« – Nachdem die Ahnfrau lange die schönsten und bündigsten Beweisgründe aufgeboten hatte, um den hartnäckigen Vater umzustimmen, begann

dieser wieder: »'s wär' alles recht, Frau, 's hat aber nur noch *einen* Haken.« – »Ja und der wär'?'« – »'s Mädle will net, sie nimmt einen andern.« – »Er dummer Geiger, was läßt Er mich dann so lange schwatzen?«

Nicht immer war der gute Rat der Frau Syndikussin so vergebens aufgewandt, und wo Fremde sein nicht bedurften, da gab's in der eigenen Familie Gelegenheit genug. Da kamen Briefe vom Ober- und Unterland mit Botschaften, wie da ein Urenkelein geboren, dort ein Enkelsohn konfirmiert, hier eine Enkelin Braut geworden, und die freigebige Hand der Ahnfrau durfte nicht ruhen. Wie ein Speditionshaus sah vor Weihnachten ihre Wohnung aus, bis all die zahlreichen Schachteln und Schächtelein ausgesandt und alle bedacht waren: die Enkel mit Backwerk und blanken Talern, die Söhne mit auserlesenem Kirschengeist, die Sohnsfrauen und Töchter mit feinem Flachs.

Dann kamen wieder Danksagungsbriefe, Neujahrs- und Geburtstagsgratulationen; zierliche Gedichte von den Enkelöhnen, die sie, dankbar für den guten Willen, meist ungelesen beiseite legte und honorierte; schöne Handarbeiten der Enkeltöchter, mit denen aber die gute Ahnfrau nicht so recht wußte, wie sie dran war; denn in ihrer Zeit waren sie noch nicht im Schwang. So begegnete es ihr, daß sie einen gestickten Schemel als Zierat auf die hohe Kommode stellte; einen niedlichen Fußsack, der sie hätte im Winter warm halten sollen, als Bildnis an die Wand hängte und eine Tischdecke, die ihr gar zu schön zu diesem Zweck erschien, als Schal umnahm. Sie selbst lachte am herzlichsten, wenn sich der Irrtum herausstellte.

299

Auch kamen als noch frischere Lebenszeichen die Kinder selbst und brachten ihre Freuden und Sorgen zu der stets heiteren, stets geschäftigen Ahnfrau, und die Besuche waren, wiewohl eine Freude, so doch auch eine gewaltige Unruhe für die alte Frau, die auf Ehre und Reputation hielt und namentlich vor den Sohnsfrauen gern ihre Kochkunst in vollstem Glanz zeigte, zu welchem Ende denn auch stets in solchen Zeiten ein aufgeschlagenes Kochbuch auf ihrem Nachttisch bereit lag.

Aber recht fröhlich und gemütlich saß sie dann auch wieder im Kreis der Ihren und nahm teil an Taufen und Hochzeiten, Examen, Krankheiten und Genesungen. Für alle Fälle hatte sie ein Geschichtchen in Bereitschaft; jede Begebenheit weckte eine Jugenderinnerung in ihr, da sie, wie die meisten alten Leute, ein viel lebendigeres Gedächtnis hatte für lang' verflossene Jugendjahre als für den eben vergangenen Tag.

Ich habe schon oft gefunden, daß es, selbst in jungen Jahren, leichter sein muß, von einem vollen, befriedigenden Dasein zu scheiden als von einem verfehlten, das doch mehr Todessehnsucht wecken sollte. Ich habe zärtliche Mütter, geliebte Gattinnen mit getrostem Mut dem Tod entgegenblicken sehen; während abgelebte Greise, während einsame Jungfrauen mit getäuschten Herzen, mit siechem Körper sich krampfhaft ans Leben festklammerten, als ob sie von dem dürren Strauch noch die Blüten hofften, die der Lenz versagt. Nun war der Ahnfrau ein volles, befriedigtes Dasein beschieden gewesen, und so viel Liebes das Leben für sie hatte, so war doch keine Spur von der krankhaften Lebensliebe bei ihr, wie sie oft alten Leuten innewohnt. Sie hatte sich nie weichlich abgewandt von den bitteren Tropfen in ihrem Lebensbecher, darum blieb ihr die Bitterkeit nicht erst auf die Hefe erspart. Wie sie klaren Blickes ins Leben gesehen, so blickte sie ruhig dem Tod ins Auge. Sie hatte neben allem Wirken und Sorgen des Lebens ihr Herz lange heimisch gemacht in dem Lande, zu dem er sie führen sollte.

300

Von treuen Händen gepflegt, segnend und gesegnet, starb sie, ohne die Leiden eines langen Lagers erfahren zu müssen. Der Mund, der im Leben so reich war an heiteren Scherzworten, floß im Tode über von wunderbaren, herrlichen Segensgrüßen für die Ihren, zum klaren Beweis, daß auch bewegte Wasser tief gründen können. »Aus Gnaden seid ihr selig worden« war der Spruch, den sie sich als Leichentext ausgebeten hatte.

Das war die Ahnfrau im Leben und im Tode. Ich kann nicht erwarten, daß ihr anspruchsloses Bild für andre den Reiz hat, der es für die Ihrigen bekleidet; wenn aber diese einfache Schilderung da und dort eine ähnliche, liebe, verehrte Erscheinung ins Leben ruft, so hat sie ihren Zweck erfüllt.

2. Aus dem Leben einer Hausfrau der neuen Zeit

Ihr habt gut reden und rühmen von den Hausfrauen der alten Zeit. Damals war's noch ein Spaß, Hausfrau zu sein, trotz aller Ochsen und Kühe, Garten, Wiesen und Felder, die zu einem rechtschaffenen Hausstand gehörten. Wenn eine Frau ihre Kinder so weit gebracht hatte, daß sie auf eigenen Füßen stehen und gehen konnten, ihnen Strümpfe und Hosen flickte, Mann und Gesinde mit Nahrung und Kleidung versorgte und ein scharfes Auge auf die Mägde hielt: so konnte sie ihr Haupt ruhig niederlegen, auch da und dort eine Kaffeervisite mit gutem Gewissen mitmachen. Die Erziehung war die einfachste Sache von der Welt. Mit dem Studium

301

der Individualitäten befaßte man sich nicht im mindesten; die geistige Ausbildung der Knaben überließ man getrost dem Präzeptor und seinem Stock, der sittlichen half man mit ein paar gesunden Puffen und Schlägen nach und blieb im übrigen gut Freund.

Die Erziehung der Mädchen vollends gab sich ganz von selbst; im zehnten Jahr mußten sie anfangen ihre Haare selbst zu flechten, die kleinen Geschwister hüten und in den Keller gehen. Allmählich stiegen sie vom Strickstrumpf zum Nähzeug auf, vom Begießen zum Bepflanzen der Gartenländer. Waren sie im vierzehnten Jahr konfirmiert, so war die Mutter höchlich erleichtert: »So, jetzt hat das Gelerne ein Ende, und das Mädchen ist auch zu etwas zu brauchen.« Nun wurde sie erst recht, nach gut schwäbischem Ausdruck, »im Haus herumgepudelt«, in Küche und Keller, Hof und Garten, im Stall und auf den Feldern. Wollte man ihrer Ausbildung noch den letzten Schliff, die höchste Vollendung geben, so schickte man sie auf ein Jahr zu irgend einer Frau Base oder Tante, die als eine besonders böse und genaue Frau bekannt war (welche zwei Begriffe sonderbarerweise sehr häufig in *einen* zusammenfallen) und die es vortrefflich verstand, »den jungen Mädchen den Rost herunter zu tun«; hernach noch ein halb Jahr nach Stuttgart, um »das Haubenstecken« zu lernen, und damit war's getan, und die Rike oder Mine konnte jeden Tag, wenn sich ein passender »Anstand« zeigte, in die Fußstapfen der Mama treten; im schlimmsten Fall gab sie seinerzeit eine gute Tante ab, die man »ins Haus metzgen« konnte, oder eine brauchbare Haushälterin für einen ansehnlichen Witwer.

Dieses solide eiserne Zeitalter ist nun vorüber; wir sind im bleiernen, dessen Gewicht so schwer auf der Menschheit lastet, daß sie das Blei in eine Menge von Formen und Gestalten verarbeitet, um es tragbarer zu machen. Sonst war der weibliche Beruf der einfachste, der gar kein Besinnen brauchte; jetzt sind fast die Männer zu beneiden, die doch die Wahl unter bestimmten Brotstudien und eine mehr abgegrenzte Bahn zu durchlaufen haben, während eine töchterreiche Mutter ihrer Seele keinen Rat weiß, für welche Art von Zukunft sie ihre armen Mädchen zututzen soll, wenn sie sie nicht dereinst nach Kalifornien schicken will.

Doch ich wollte keine kulturhistorische Abhandlung liefern, gewiß nicht! Darum bitte ich den geneigten Leser, mir in die Stube einer Hausfrau der neuen Zeit zu folgen (ein Boudoir besitzt sie nicht), und er wird die Drangsale einer armen Frau begreifen, die der Zeit Rechnung tragen muß.

Und es ist noch eine recht gute Frau, bei der ich euch einführen will, keine Emanzipierte und kein Blaustrumpf. Sie hat Mann und Kinder von Herzen lieb und nach achtzehnjährigem Ehestand noch hie und da eine wehmütige Sehnsucht nach den idyllischen Freuden ihrer Brautzeit. Ihr Mann ist der respektierte Herr des Hauses, und ihre Kinder sind ihres Herzens Stolz und Freude, wenn sich dieselbigen auch teilweise etwas tölpelhaft gebärden würden, falls sie, gleich den Gracchen, anstatt des Schmuckes vorgezeigt werden sollten.

Frau Bernhard steht zu einer ziemlich frühen Stunde auf, denn ein schweres Tagewerk liegt vor ihr. Morgens hat sie ihre Einsammlungen für den Kreuzerverein für Schleswig-Holstein zu machen, eine Arbeit für die indische Missionslotterie soll vollendet werden; nachmittags ist eine Sitzung des Vereins für verwahrloste Kinder; abends Arbeitskränzchen des Frauenvereins für arme Wöchnerinnen; daneben trifft sie die Runde der Krankenbesuche und die Visitation der Suppenanstalt. Das alles ist nur das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, die inneren sind gar nicht aufzuzählen.

303 Es ist noch eine Weile still im Haus; die liebe Jugend schläft, die Köchin besorgt das Frühstück und die Kindsmagd den Kleinen. Jetzt könnte sie eben noch die Statuten eines Beschäftigungsvereins für brotlose Mädchen aufsetzen und daneben auch den jüngsten poetischen Versuch ihres ältesten Sohnes rezensieren. Schon ist sie an Paragraph 3 der Statuten: »Die beaufsichtigenden Frauen erboten sich zu mütterlicher Leitung und Anweisung der Mädchen«, da erschallt die etwas gellende Stimme ihrer Sophie aus dem Bett: »Mutter, mein Strumpf hat ein Loch.« – »Schon wieder! Mädchen, wie greifst du's an, alle Tage zwei zu zerreißen? Bäbele gibt dir andre.« – Die etwas kleinere Kornelie kann die Schuhe nicht anziehen. »Natalie soll dir helfen.« – »Die Natalie singt schon eine halbe Stunde; es ist heute Probe des Vereins für ursprüngliche Volksmelodien«, bemerkt der eintretende Ehemann, der einen zerrissenen Überzieher in der Hand hält. »Vor acht Uhr solltest du mir die Knöpfe da annähen; so kann ich ihn zu keinem Krankenbesuch mehr anziehen.« Während die bedrängte Frau die Knöpfe verspricht und die Köchin an die Schuhe der seufzenden Kornelie kommandiert, rückt Gustav an mit dem »Zumpt« in der Hand: »Mutter, überhör mich!« Mechanisch nimmt sie das Buch, und der Bube leiert mit heller Stimme:

»Viele Wörter sind auf *is*
Masculini generis ...«

Jetzt aber schreit der Kleine, dem das Bäbele den Mund mit dem Brei verbrannt hatte; die Mutter läßt den »Zumpt« fallen und eilt dem Kind zu Hilfe; der Mann beordert das Frühstück herein; die krawallierende Jugend sammelt sich um den Tisch, die Mutter erscheint endlich auch, nachdem sie »nur geschwind« die Milchfrau bezahlt und den Buben der Frau Registratorin drüben abgefertigt hat, der schon in aller Frühe gekommen ist, um die »Worte einer Frau an Frauen über ihre Stellung zur Gegenwart« für seine Mutter zurückzufordern. Auch Natalie erscheint und muß eilig Kaffee trinken, um zeitig in die englische Stunde zu kommen; Gustav kündigt an: »Mutter, du mußt mich dann erst noch zwei Seiten im ›Kärcher‹ überhören«, und der zehnjährige Emil wird bittstellig um eine gestickte Fahne für das bevorstehende Schützenfest für Knaben; die dreizehnjährige Mathilde hat heute die erste Abendstunde in der Experimentalphysik, und Natalie erinnert die Mutter, vom Einsammeln für die Holsteiner doch ja noch zeitig in die Vorlesung über alte Hünengräber zu kommen.

304

Eine einzige friedliche Viertelstunde rettet die vielgeplagte Frau für das Morgengebet. Es sind auch Worte einer Frau, welche sie heute liest, das Lied der frommen Schweizerin Anna Schlatter, und die Strophe:

Und drängt mich der Geschäfte Last,
Will ich entlaufen dir,
Der du den Sturm gestillet hast,
Still auch den Sturm in mir!

ist ihr aus der Seele geschrieben und hilft ihr zu etwas Ruhe und Sammlung. Aber das äußere Leben mit seinen Forderungen fällt alsbald wieder gewaltsam über sie her.

Wir wollen sie nicht den ganzen Tag auf ihren Gängen begleiten durch Armenhütten, Krankenzublen, Vereinssitzungen, Vorlesungen; in die Lehrstunden der Kinder, denen in neuerer Zeit eine gewissenhafte Mutter hie und da beiwohnen muß; in die Küche, wo das Sauerkraut angebrannt ist und die Suppe um ein Haar ungesalzen auf den Tisch gekommen wäre; in die Stube, wo Kornelie eben im Begriff ist, das Brüderlein aus lauter

Liebe mit einem Stück Brot zu Tod zu stopfen, – bis sie am Abend endlich erschöpft neben ihrem gleichfalls erschöpften Mann auf dem Sofa sitzt.

305 »Aber hör, Liebe!« meint der, »so kann's doch unmöglich fortgehen; du gehst an Leib und Seele zu Grund.« – »So sag mir«, fragt die bedrängte Frau, »wo ich abbrechen soll? Die Schleswiger Sammlung kann ich unmöglich aufgeben.« – »Nein, die nicht, das ist eine deutsche Sache!« – »Die Krankenbesuche auch nicht, du bist ja Arzt und sagst selbst, daß sie manchmal wohlthätig sind.« – »Manchmal, meine wegen; aber die Vorlesungen?« – »Aber, Lieber, du weißt doch, daß ich an meiner Ausbildung noch manches nachzuholen habe; zudem schickt sich's nicht, ein junges Mädchen allein gehen zu lassen, und für Natalie ist es unerläßlich; du kennst ja die Ansprüche, die man gegenwärtig an junge Mädchen macht.« – »Schon gut! Aber die Experimentalphysik und die italienische Konversationsstunde für Mathilde neben den vielen andern Lektionen ...« – »Aber siehst du denn nicht ein, daß die Mathilde nicht hübsch ist? Mitgeben können wir ihr nicht viel, so bleibt nichts übrig, als sie zur Gouvernante auszubilden, und sie hat noch nicht die Hälfte der Fächer gehört, die dazu erforderlich sind, zumal sie nicht musikalisch ist, worin Natalie einen so großen Vorzug besitzt. Aber leid tut mir's, daß ich nicht mehr Zeit habe, die poetischen Versuche Hermanns zu leiten und seine Tagebücher durchzusehen, und jetzt kommt die Zeit, wo für die Sommerkleider zu sorgen ist und für Schmalz.« – »Ja, fällt mir bei dem Schmalz ein, das Essen wird alle Tage schlechter; wie kommt's denn?« – »Weiß wohl!« seufzt die Frau, »die Gret hat eben gar keine Pietät fürs Kochen; wenn ich nicht selbst danach sehe, so ist's nichts.« – »So tu in Gottes Namen eine gewandte Köchin ein! Es wird das Leben nicht kosten.« – »Das wird wohl nötig sein, obgleich so eine Köchin vom Fach immer anspruchsvoll ist. Eine Änderung mit der Kindsmagd wäre zwar noch nötiger. Bäbele ist brav, aber wie die meisten Bauernmädchen plump und schwerfällig im Verkehr mit Kindern; sie weiß die Kleinen nicht zu unterhalten, dann werden sie immer unartiger.« – »Leider!« seufzt der Doktor, »ich kenne ihre Stimmen nur noch am Schreien, und wenn sie abends heimkommen, fällt mir, verzeih mir's Gott, immer der Vers aus der Glocke ein:

Kommen brüllend,
Die gewohnten Ställe füllend.

Aber wie willst du da helfen?« – »Ich sollte ein jüngeres Kindermädchen haben; Selma schlug mir eine vor, die in Fröbels Anstalt für Kindergärtnerinnen gebildet wurde, aber das ist zu teuer.« – »Bah, Unsinn, was Kindergärtnerin!« – »Ja, gewiß, Lieber, wenn du nur den letzten Aufruf an Mütter gelesen hättest! Man kommt sich wie eine wahre Rabenmutter vor, wenn man seine Kinder nicht nach Fröbelschen Grundsätzen erzieht. Ich will auch nächstens, sobald ich dazu komme, die ganze Fröbelsche Erziehungsliteratur studieren und indessen ein junges, bildsames Geschöpf zum Kindsmädchen nehmen, die den Kindern Hüterin und Gespielin zugleich ist. Ich weiß schon eine solche, ein Blümchen vom Tale, ein wahres Madonnengesichtchen, ganz unverdorben, unberührt vom Welt- hauch; die Pfarrerin von R. hat sie mir empfohlen, sie ist jetzt zur Aushilfe bei Stadtpfarrer N's.« – »Nun gut, so nimm den Seraph, wenn er uns nicht davonfliegt; sind wir dann versorgt?« – »Ja – das heißt, ich fürchte sehr ein zu großes Dienstpersonal; aber wenn wir für Küche und kleine Kinder sorgen, so wäre es doch unrecht, wenn die größeren Kinder, eben im bildungsbedürftigsten Alter, verwaorlost bleiben sollten.« – »Schatz, das geht ins Große. Wäre es nicht kürzer, ich suchte eine Oberamtsarztstelle in einem Landstädtchen? In kleinen Städten fallen doch diese Teufeleien von Vorlesungen und was zum Kuckuck noch weg, und die Sache ließe sich vereinfachen.« – »Unmöglich! Wolltest du deine unversorgten Kinder aller der Bildungsmittel berauben, die eine größere Stadt bietet und die ihnen bereits eine Zukunft sichern können?« – »Nun denn«, sagt der Doktor ergeben, »was verlangst du drittens?« – »Siehst du, ich sollte ein gebildetes Mädchen haben, das in meiner Abwesenheit bei den Kindern meine Stelle versieht, die Lektionen und Arbeitsübungen der Mädchen beaufsichtigt und mir im Nähen etwas Beistand leistet. Wenn du die Berge von Flickwasch ansähest! Und ich muß jetzt an die Kleider der Mädchen denken ...« – »Und an meine Hemden«, sagt der Mann lachend, indem er an dem bauschenden Kragen zieht; »sie sitzen nun und nimmermehr recht.«

Diesen Stein des Anstoßes und Quell der Trübsal für Männer und Frauen, die Klage über nicht passende Herrenhemden, die auch eine Frucht der Neuzeit ist, wollen wir beruhen lassen und nur das Endergebnis der ehelichen Beratung mitteilen. Dieses bestand darin, daß die Frau sich willig zeigte, die Abendvorlesung über die Literatur der Chinesen sowie die freien Vorträge über die Bedeutung der Grundideen des Sophokles für das weibliche Leben, die ein durchreisender Literat hielt, aufzugeben;

dagegen willigte der Mann ein, daß eine tüchtige Köchin, das gerühmte Madonnenköpfchen, als Kindsmagd, ferner ein gebildetes Mädchen zur Leitung und Beaufsichtigung der Töchter angestellt werde; durch die Hilfe der letzteren würden dann auch alle auswärtigen Näherinnen entbehrlich, was dem Mann ein großer Vorteil schien. So schloß die Verhandlung im Frieden, während die Kinder alle schon in tiefer Ruhe lagen, bis auf Mathilde, die noch eine italienische Übersetzung zu besorgen hatte, und Natalie, die mit schmelzender Stimme sang:

»Mei Herzle ist klei,
Kann niemand drei nei;
Nur an einziger Bua
Hat 's Schlüssele darzua.«

Zu den vielen Drangsalen der guten Frau Bernhard kam nun auch noch das, daß sie sich um das neue Personal umsehen mußte. Aber schon der nächste »Merkur« brachte unverhofften Rat. Sie las, wie gewöhnlich, die Traueranzeigen – zu mehr reichte ihre beschränkte Zeit selten, obgleich sie ihren Mangel an politischer Bildung oft schmerzlich empfand – und stieß unwillkürlich ein ganz erfreutes: »Das ist jetzt geschickt!« heraus. – »Was ist so geschickt?« fragte verwundert der Mann. – »Ach, die Hofrat Mizlenius ist gestorben; weißt, sie war schon lang' kontrakt; es ist ihr wohl gegangen«, setzte sie entschuldigend hinzu. – »Nun, warum ist's denn geschickt?« – »Ja, die hat einen Ausbund von Köchin, die schon sechs Jahre bei ihr ist; wenn ich die bekommen könnte, so wären wir versorgt.«

Die betriebsame Frau ging gleich auf dem nächsten Vereinsgang in das Trauerhaus und erstand den Phönix von Magd glücklich für das nächste Ziel.

308 Noch aber fehlte die dritte im Bunde, das »Mädchen von Bildung«, welche die Mutter bei den Töchtern ersetzen und den Patienten Auskunft geben sollte, wenn der Doktor abwesend war. Die schien schwerer zu finden, obgleich die Zeitungen wimmelten von gebildeten Mädchen aller Art mit angenehmem Äußern, vortrefflichem Charakter und bescheidenen Ansprüchen, die alles auf der Welt verstanden und noch einiges mehr; aber die Frau Doktorin hätte doch noch eine andre Sicherheit gewünscht.

Auch dafür wurde Rat. Selma, die ästhetische Freundin, der die Doktorin ihre Bedrängnis mitteilte, hatte vergangenes Jahr im Bade die Bekannt-

schaft eines Fräuleins gemacht, die ihr vollkommen für diesen Zweck geeignet schien. Ihre Herkunft war etwas dunkel, aber interessant, ihr Vater war in der Polenschlacht gefallen oder so; sie war in vornehmen Häusern Gouvernante oder Gesellschafterin gewesen, würde aber nun vorziehen, in eine Familie einzutreten, in deren Schoß sie eine Heimat fände.

Das traf sich wie gerufen. Fräulein Klara Werning zeigte sich willig, zu mündlicher Verabredung zu kommen, und gefiel außerordentlich beim ersten Auftreten. Sie war nicht eben mehr in der ersten Jugend, eine hohe, volle Gestalt, noch blühend und frisch mit schönen, blauen Augen. Die Doktorin fürchtete nur, ihr Haus werde zu einfach für sie sein; aber Klara sprach so schön über den Segen der Armut, über das Glück eines stillen Familienlebens, daß sie vollkommen beruhigt wurde; nur das *eine* machte ihr noch Kummer, ob sie selbst neben einem so ausgezeichneten Wesen sich keine Blöße gebe.

Fräulein Klara versprach ihren Eintritt auf Georgii, und von Stund an wurden die Kinder bei vorkommenden Unarten immer mit dem Beisatz ermahnt: »Was wird einmal Fräulein Klara dazu sagen, wenn ihr so ungezogen seid?«

Georgii kam, und mit dem Tage zogen die drei neuen Genien ein: Fräulein Klara in das Zimmer, das sie mit den älteren Töchtern teilen sollte; das Madonnengesichtchen, Gretchen genannt, in die Kinderstube; Madele, die Köchin, in Küche und Kammer, die ihr Reich sein sollten. Etwas verächtlich sah die letztere auf Gretchens kleinen Bündel und auf den schmalen Koffer der Klara: ihr folgten vier Nachbarmägde mit Körben auf dem Kopf, von denen solide Kleider, Schürzen mit langen, farbigen Bändern recht vielverheißend herabhingen.

309

»Es freut mich, daß Sie in Kleidern und Weißzeug solid eingerichtet ist«, sagte die Doktorin.

»Ja, die ist eben schon glücklich gewesen«, bemerkte naiv eine der Begleiterinnen, »zwei Trauern! In dem Haus, wo sie vor zehn Jahren war, ist der Sohn gestorben und jetzt gar die einzechte Frau, mit der die Haushaltung aufhört! Das ist freilich das Nützlichste; da kann man 'ring zu einem Bett und Kasten kommen, wo ein anderer armer Tropf sein Lebttag dran sparen muß.«

Die andre hatte mehr Takt und sagte: »Ja, es stoßt einem aber auch fast 's Herz ab, wenn einen so der Tod trennt«, was das Madele mit einem improvisierten Schluchzen bestätigte.

Dem Doktor gefiel die Köchin besonders wohl. »Ein ganz klassischer Magdkopf«, meinte er, als er ihr etwas grobes, gebräuntes Gesicht und ihre kräftige, starkknochige Gestalt überschaute. »Wir haben jetzt alle Schulen vertreten unter unserm Dach; Klara ist mehr antik, Gretchen vertritt das mittelalterliche, romantische Element, und die Madel, die ist niederländisch. Wenn nur ein ordentliches Resultat bei dieser Mischung herauskommt!«

Der Haushalt ordnete sich aufs beste; die Kinder schlossen sich bald an Gretchen an, dem man erlaubte, auf dem stillen Rasenplätzchen hinter dem Schloß mit ihnen spazieren zu gehen und zu spielen. Madele herrschte in der Küche höchst unumschränkt, zwar mit ungemeinem Geräusch und Gepolter, aber mit Umsicht; das Essen war jederzeit vortrefflich gekocht, was dazu beitrug, den Herrn bei guter Laune zu erhalten.

310 Klara begleitete Natalie in die Vorlesungen über Hünengräber und in die über Sophokles; die Doktorin trat ihr diesen Genuß neidlos ab, so »äußerst interessant« sie auch jederzeit diese Vorträge gefunden hatte. Klara leitete auch die Singübungen, begleitete die Mädchen auf Spaziergängen und gab ihnen Unterricht; die Doktorin konnte sich beruhigt ihrer Vereinstätigkeit hingeben, und das war gut, denn die Ansprüche vermehrten sich fortwährend.

Sie brachte mehr als ihre halbe Tageszeit in der Aufopferung für andre zu, die gute Frau; eine Visite je und je, ein Kränzchen, in dem aber für die Mission gearbeitet wurde, war aller Genuß, den sie sich verstattete; das übrige war reine Hingebung, und doch wurde ihr nicht wohl dabei. Sie wurde allmählich so fremd in ihrem eigenen Hause; der Mann, der sie selten beim Nachhausekommen antraf, suchte seine Unterhaltung auf dem Museum; die kleinen Kinder waren so sehr an das Fortgehen mit Gretchen gewöhnt, daß sie bei der Mutter nicht mehr lange bleiben wollten: – es kam der Doktorin immer wie ein vorübergehender Zustand vor, und doch sah sie nicht ein, wann ein endgültiger folgen sollte.

Auch bei dem Personal stellten sich einige Schattenseiten heraus. »Hör, die Madel kocht gut«, bemerkte der Mann beim Frühstück, »aber der Kaffee ist schlechter als sonst.« – »Ich weiß wirklich nicht, woran es liegt, sie verbraucht mehr als die frühere.« – »Mir ist die Sache verdächtig; ich wollte gestern meine Pfeife in der Küche anzünden, was sie stets sehr ungnädig aufnimmt; da bemerkte ich, daß bereits eingeschenkter Kaffee von prächtiger Farbe auf dem Küchentisch stand. Ich glaube, sie trinkt den ersten Aufguß, und wir, was nachläuft.« – »Ja, das ist so ein Vorrecht,

das sich hie und da alte Köchinnen nehmen«, sagte die Frau verlegen; »der Kaffee ist ihr einziges, man wird ihr das nicht wehren können; sie ist dafür in allen andern Sachen umso ehrlicher.« – »Das scheint mir ein ziemlich unbegründeter Schluß«, lachte der Doktor, »und dann ist sie unverschämt grob; gerade wie ich gestern aus der Küche ging, wettete und tobte sie hinter mir, daß ich meinte, die Küche falle zusammen, und sagte so laut, daß ich's hören mußte: ›Was hat *der* in meiner Küche zu tun! Ich lass' ja seine Studierstüb' auch ungeschoren.« – »Das mußt du ihr zugute halten, Lieber; sie hat mir selbst in einer vertrauten Stunde gestanden, daß grob sein ihre Natur sei, ihr Vater schon sei ein entsetzlich grober Mann gewesen.« – »Ein schöner Trost!« – »Und dann«, versicherte die Frau weiter, »ist das gerade das beste Zeichen ihrer Ehrlichkeit, daß sie grob ist; ich gestehe, daß ich selbst sie fürchte und fast nimmer wage, in meine eigene Küche zu gehen; aber das sind gerade die besten, so der echte Schlag alter Mägde. Unsre alte Bärbel daheim war so grob, daß sie der Mutter einmal eine Kachel vor die Füße warf, und die Mutter sagte oft, eine bessere Magd habe sie nie gehabt.« – »Ei den Kuckuck auch! Für die Vortrefflichkeit bedanke ich mich. Und Geld brauchen wir rasend viel; wenn ich nicht bald Leibarzt beim Großmogul werde, so weiß ich nicht, woher es nehmen.« – »Weiß wohl!« seufzte die Frau, »in die Küchenausgaben läßt sich eine so perfekte Köchin nichts einreden; dann sind wir eben ein Haus voll Leute und leben in einer ungewöhnlichen Zeit.« – »Ja, ich merk's stark«, brummte der Doktor, »wenn sie nur nicht schon drei Jahre lang dauerte!«

311

Ein andermal fand er abends, daß das Kindermädchen doch gar zu spät mit den Kleinen nach Hause komme.

»Es ist freilich ein Fehler«, gestand die Frau zu; »ich habe deshalb auch vorgeschlagen, unsre Vereinssitzungen vom Abend auf den Nachmittag zu verlegen, damit ich abends öfter zu Hause bin. Das Gretchen ist eben noch ein pures Kind; an die Natur gewöhnt, kann sie sich nicht losreißen und vergißt sich im Spiel mit den Kindern.« – »Meinst du wirklich, es stecke nichts Schlimmeres dahinter? Die Kornelie erzählte mir gestern: ›Date bielt‹, auch der Kleine sprach schon von Soldaten, die mit ihm gespielt; das Mädchen ist hübsch, ich fürchte eine Militärbekanntschaft ...« – »Oh, was denkst du, das Kind! Sie ist so schüchtern, daß es mir oft lästig wird; sie besorgt mir keinen Auftrag in ein Haus, wo Männer sind.«

Der Doktor behielt seine Zweifel.

312 Klara inzwischen ging in stiller Majestät ihres Weges; war es auch mit der Nähhilfe nicht so viel, wie die Doktorin gehofft, so erschien dagegen Erziehung ihre Hauptstärke; die Mama wurde freilich hie und da gereizt durch den entschiedenen Ton, mit dem sie in ihrer Gegenwart den Kindern Lehren und Verweise gab, der Vater bekam dafür nur desto mehr Respekt vor ihr. Sie hatte so gar vortreffliche Grundsätze; es war Genuß und Erbauung zugleich, sie über Tugend und Religion, Selbstverleugnung und Seelenadel sprechen zu hören.

Mit Natalie und Hermann, die eben im freundschaftswütigsten Alter waren, stiftete sie einen Tugendbund; sie schrieben Tagebücher und lasen sie einander vor; sie bekamen eine wahre Jagdliebhaberei auf Fehler, nur um dieselben einander nachher zu bekennen.

Über die Befähigung Klaras zum Unterricht kamen dem Doktor bescheidene Zweifel, wenn er je und je zufällig einer Lehrstunde beiwohnte: zwar viel schöne Redensarten, aber, wie ihm schien, wenig Reelles dahinter. Sie hatte namentlich eine naive Art, unbequeme Fragen abzuweisen, die Lehrern sehr zu empfehlen ist. Einst hielt sie in der Geographiestunde eine schöne patriotische Rede über den Rhein. »Aber wo entspringt er?« fragte Mathilde. – »Es ist eine Schande, daß du's nicht weißt«, sagte Klara würdevoll. – »Ich möcht's aber wissen«, sagte Mathilde. – »Gerade zur Strafe für deine Unwissenheit sage ich dir's nicht«, beschied Klara sie.

In der Nähe von Doktors Wohnung war eine Apotheke gelegen, in welcher der Doktor den meisten Geschäftsverkehr hatte. Der Lehrling daselbst, ein junger Mensch von ungemein viel Kopf (er mußte sich seine Mützen stets extra bestellen), hatte hie und da Aufträge oder Anfragen seines Lehrherrn an den Doktor zu überbringen, und die jungen Mädchen kicherten, so oft er kam, weil Mathilde die kleine Sophie sagen gelehrt hatte: »Ludwig Dickkopf«. Nun vertraute eines Tages der Apotheker dem Doktor, der Ludwig entferne sich hie und da abends, und seine Magd habe ihn schon vor dem Doktorhaus auf und ab gehen sehen zur Stunde, wo Fräulein Natalie gesungen; auch bringe er unterschiedliche Blümlein nach Hause, die nicht auf Botanisiergängen gesammelt worden. »Nun, sehen Sie«, meinte der Apotheker, »ist der Ludwig noch ein heller Bub', 313 kaum der Schule entwachsen, armer Leute Sohn, und Ihre Fräulein Tochter ein Kind.« – »Gewiß, gewiß!« erwiderte der Doktor mit rotglühendem Gesicht, nahm Hut und Stock und eilte nach Hause.

Die Frau kam eben aus dem Abendkranz zur Veredlung armer Bürgerstöchter, als der Mann in Hast eintrat. »Was ist's? Hast du keine Gesell-

schaft auf dem Museum getroffen?« – »Ich habe – den Apotheker – Frau, sag mir, ist's möglich, kann Natalie so dumm sein und an eine Liebschaft mit dem dickkopfigen Ludwig denken?« – »Natalie, das kleine Mädchen? Du bist nicht gescheit!« – »Der Apotheker sagt mir, er gehe am Hause vorbei, wenn sie abends singt, und bringe Blumen heim; daß doch der Kuckuck!« – »Ach, geh, das ist nichts! Frag nur Klara: diese ist ja immer bei den Singübungen.«

Klara wurde beschieden; der Vater, immer noch heftig aufgereggt, trug ihr den Fall vor und fragte sie aufs Gewissen. »Wie können Sie das glauben?« sagte sie lächelnd mit ihrer wohltönenden Stimme und dem festen Blick ihrer schönen Augen. »Natalie ist ein Kind und lacht höchstens über den dickkopfigen Buben; ein Kind, bei dem ich mich wohl gehütet, die Saite nur mit einem Hauch zu berühren, die einst den Grundton ihres Lebens angeben soll. Nein, lieber Herr Doktor, da lassen Sie mir die Sorge! Ein Glück, daß Sie das Kind auch nicht mit der leisesten Frage aus seiner Unbefangenheit gestört! Natalie und ein Liebesverhältnis!« Sie lachte hell auf; des Doktors Herz war wieder leicht, und er meinte: »Ein gescheites Mädchen ist sie doch, viel Takt, viel Menschenkenntnis; die Mädchen kann man ihr ruhig anvertrauen; wenn sie nur nicht oft so gar weise wäre!«

Es gehört zu den Gebrechen unsrer armen Zeit, daß selten eine Haushaltung des gebildeten Mittelstandes es mehr vermag, ein ordentliches Weinlager zu halten, was sonst mit zum Fonds eines soliden Hauses gehörte. Auch des Doktors Kellervorrat beschränkte sich auf ein Mostfaß und ein kleines Fäßchen mit edlem Wein, das von Zeit zu Zeit beim Weinhändler wieder gefüllt wurde. Dies Fäßchen wurde in neuerer Zeit erstaunlich oft leer. »Weißt du nicht, Liebe«, fragte der Doktor seine Frau, »ob der Vater unsrer Madel, von dem sie ihre Grobheit geerbt, nicht auch zufällig ein Säufer war?« – »Warum?« – »Weil unser Wein immer so reißend schnell zu Ende geht; es könnte doch sein, daß er ihr beliebte.« – »Bewahre! Sie trinkt gar nichts Hitziges, es steigt ihr gleich so zu Kopfe, sie trinkt nicht einmal Most.« – »Das wäre noch kein Grund; ich habe meine Bedenken, will einmal gelegentlich selbst im Keller nachsehen.«

Frau Bernhard fühlte sich mehr und mehr unbehaglich, trotz ihres vortrefflichen Hauspersonals; sie hatte in allen Gebieten ihres Hauswesens den festen Boden verloren, und auf den weiten Gebieten ihrer neuen Tätigkeit konnte sie keinen fassen.

Jean Paul sagt einmal: Es gibt im häuslichen Leben verrichtete, verwetternete, verregnete Tage, an denen alles Unglück zusammenkommt, wo alles keift und knurrt und mit dem Schwanz wedelt; wo die Kinder und der Hund nicht Muck sagen dürfen, wo der Herr des Hauses alle Türen zuwirft und die Frau das Schnarregister des Moralisierens zieht; wo lauter alte Schäden zutage kommen; wo alles zu spät kommt, alles verbrät, alles überkocht – und so weiter.

Ein solcher Tag brach nun auch über dem Hause des Doktors an.

Die Frau kam eben von dem Gang, auf dem sie die letzteingegangene Summe für Schleswig abgeliefert und einige andre Vereinsgeschäfte besorgt hatte; Klara war mit den Mädchen in die Vorlesung und Gretchen mit den Kleinen auf den Rasenplatz gezogen.

315 Froh, doch noch vor ihrem Mann nach Hause zu kommen, eilte sie die Treppe hinauf, da hörte sie aus der Küche dumpfes Stöhnen. Aus Respekt vor der ungnädigen Madel hatte sie diese in letzter Zeit kaum mehr zu betreten gewagt, jetzt eilte sie hinein; da lag Madele mit dunkelrotem Angesicht und stieren Augen und konnte nur noch undeutliche Jammertöne ausstoßen, während der Fleischtopf überlief und das Gemüse verbrannte. »Um Gottes willen, Madele, was fehlt Ihr?« fragte sie. – »'s ist mir so übel«, stöhnte diese, »noch ganz nüchtern ...« – »Unmöglich, Sie hat ja gefrühstückt!« Während die gute Frau sich vergeblich bemühte, den schweren Körper emporzubringen, kam der Mann nach Hause. »Ach gottlob, daß du kommst! Da sieh, das arme Madele! Ich fürchte einen Schlagfluß.«

Der Doktor besichtigte die Leidende ziemlich kaltblütig. »Die muß in ihr Bett geschafft werden«, entschied er kurz. – »Aber sie ist ganz ohnmächtig, und du allein bringst sie nicht hinein; ach, das fehlte uns noch, eine kranke Magd!«

Der Doktor sah zum Fenster hinaus, ein Polizeidiener spazierte eben vorüber; er rief ihn um den christlichen Liebesdienst an, und dieser eilte herbei. Die Kammer der Magd war verschlossen, der Schlüssel nirgends zu finden; die Leidende gab Zeichen der Weigerung von sich, als man sie hineinbringen wollte; der Doktor aber drückte die Tür ein. Das jungfräuliche Gemach war nicht in der schönsten Ordnung, und der erste Anblick, der sich bot, waren etliche Töpfe und Krüge unter dem Bett. Der Doktor roch daran. »Hab' mir's gedacht! Habe nicht umsonst ein wenig Alkohol unter den Rest des guten Weines im Keller gemischt – da haben wir die Bescherung!« – »Aber, Karl, das hast du getan? Wenn sie nun stirbt!« –

»Stirbt nicht. Unter diesen Umständen wird es nicht unerlaubt sein, die Effekten dieses Ehrlichkeitsspiegels näher zu untersuchen.«

Der Kasten wurde erbrochen und zeigte eine schöne Bescherung: Kaffee, Zucker, Leinwand, Schmalz, Faden, Kleidungsstücke, Weißzeug, und je und je rief die Doktorin: »Ach, das ist ja mein!« – »Da bleibt keine Wahl, als Ihnen die Person zu übergeben«, wandte sich der Arzt zum Polizeidienner, »sobald sie den Rausch verschlafen hat.«

Die Frau war ganz angegriffen von der unerwarteten Entdeckung, der Doktor hatte nur zu trösten. »Aber wo bleiben die Kinder?« fragte sie endlich angstvoll. »Es ist ja Mittag, um elf Uhr hätte Gretchen mit ihnen zu Haus sein sollen.« Ein vierstimmiges Geheul von der Straße antwortete dieser Frage. Sie war zu matt und entkräftet, um nachzusehen; der Doktor öffnete die Haustür. Da stand Gretchen, bleich und zitternd, den kleinen Rudolf auf den Armen, der aus einer Kopfwunde blutete; Kornelie und Sophie, die unverletzt waren, schrien zur Gesellschaft womöglich noch lauter als der Verwundete. »Was ist's mit dem Kind?« rief der Doktor entsetzt. – »Es ist auf einen Stein gefallen«, sagte Gretchen stotternd. – »Das ist keine Wunde von einem Stein«, meinte der Doktor kopfschüttelnd und trug eilig das Kind hinauf, um es zu verbinden. Gretchen wurde in die Apotheke geschickt, die Mutter vergaß ihren vorigen Schreck über der Sorge um das Kind; ans Essen dachte niemand, bis Klara, die mit den Mädchen heimkam, sich dazu verstand, nach der verwaisten Küche zu sehen. »Mutter, ich weiß, woher der Rudolf die Wunde hat«, sagte Sophie geheimnisvoll, als sie mit der Mutter allein war; »er ist nicht auf einen Stein gefallen, in den Säbel.« – »In welchen Säbel?« – »Ja, von dem schönen Herrn Offizier, bei dem Gretchen in der Stube war; weißt, der Bediente, der allemal mit uns gespielt hat, solange Gretchen bei ihm nähen mußte, der hat den Säbel herausgezogen und uns gezeigt; dann hat er ihn liegen lassen, und der Rudolf ist darein gefallen. Der Herr Offizier hat nicht leiden wollen, daß wir heimgehen; aber wir haben so arg geschrien.« – »Seid ihr denn oft dort gewesen?« – »Fast alle Tage.« – »Aber Kind, warum hast du mir's nicht gesagt?« – »Ja, Gretchen hat gesagt, du werdest so arg böse, wenn du hörest, daß sie nähe in einem andern Hause, und der Herr Offizier haue uns den Kopf ab, wenn wir's sagen. Wenn du aber allein gewesen wärest oder nachts bei uns, ich hätte dir's doch gesagt; weißt, Kornelie ist noch so dumm.«

Also das war Nummer zwei. Das Gretchen, erschüttert von dem Unglücksfall, bekannte, daß sie schon, ehe sie in den Dienst getreten, das

Wohlgefallen eines sehr vornehmen Herrn auf sich gezogen; während nun die Mutter ihre Lieblinge in unschuldigen Spielen mit dem Madonnenköpfchen währte, war dieses bei dem Grafen, und die Kinder indes der Obhut eines Bedienten übergeben, der so schlecht war wie sein Herr.

Die Frau hatte genug. Die Wunde schien zum Glück nicht gefährlich; sie wich nimmer von des Kindes Bett.

Die Töchter vernahmen erstaunt, was man sie von der furchtbaren Magdkatastrophe erfahren ließ. »Ich wollt', die Klara ginge mit«, murmelte Mathilde, »die ist mir um nicht viel lieber.« Sie wagte aber nicht, es laut zu sagen.

318

Es war Nacht, die Kinder waren zur Ruhe; die Madel hatte nach schmerzlichem Erwachen der Polizeidiener abgeholt. Dem Gretchen hatte man ihrer Jugend und Reue wegen Schonung gelobt; sie sollte in möglicher Bälde in der Stille nach Hause. Die Mutter saß am Bette des kranken Kindes, das sanft schlief, und dachte an gar viel – nicht an Vereine. Da kam Natalie leise mit dem Nachtlcht herein. »Ei Kind, du bist noch wach?« – »Ja, Mutter«, hob Natalie sehr verlegen an, »ich sollte dich noch etwas fragen.« – »Was denn, Kind?« – »Mutter«, sagte das Mädchen ängstlich, »sag mir doch, kann's denn sein, daß ich in den Apotheker-Ludwig verliebt bin?« – »Du, Kind?« fragte die Mutter erschrocken. – »Freilich«, schluchzte das Mädchen, »Klara sagt's, und ich könne ihn nun mein Leben lang nimmer vergessen. Ach, Mutter, ist's denn wahr und bekomme ich denn einmal keinen andern? Und er ist doch so dumm!«

Das arme Kind weinte, daß es einen Stein erbarmen konnte. »Aber, Kind«, fragte die entsetzte Mutter, »so sprich nur? Warum meinst du's denn?« – »Sieh, ich habe zwar Klara unter freiem Himmel schwören müssen, ich wolle euch nichts sagen; aber jetzt, wo so arge Sachen geschehen, kann ich doch nimmer schweigen. Wie ich, vor vielen Wochen schon, das neue serbische Volkslied probierte und nachher noch meinen Blumentopf ausgoß, um frisches Wasser hineinzutun, stand der Apotheker-Ludwig unten. ›Was tut denn der Dickkopf noch da?‹ fragte ich Klara. Da schaut sie mich so sonderbar an – oh, ich kann gar nicht sagen wie – ganz tief heraus – und sagt: ›Natalie, weißt du nicht, was stille Liebe ist?‹ – ›Das weiß ich freilich‹, sagte ich. Da deutete sie hinab, wo der Ludwig stand, und flüsterte mir ins Ohr:

›Und so saß er viele Tage,
Viele Jahre lang,

Harrend ohne Schmerz und Klage,
Bis das Fenster klang.«

Und so hat sie mir alle Tage und Abende vorgesprochen, wie mich der Ludwig so unaussprechlich lieb habe und stundenlang in der kalten Nacht dastehe, nur um einen Ton meiner Stimme zu hören. Zuletzt plagte sie mich, ich solle ihm nur ein einziges Blümlein hinunterwerfen; das hab' ich zweimal getan. Dann stellte sie mir vor, wie unglücklich ich den Ludwig machen würde, wenn ich euch etwas sagte, und ließ mich unter dem Sternenhimmel schwören, daß ich keiner Seele ein Wort davon vertrauen wolle. Sie hat mir auch keine Ruhe gelassen, ich solle ihm einmal eine Locke hinunterwerfen, das sei sein höchster Wunsch. Aber du weißt, ich trage ja keine Locken, und aus meinen Haaren schneiden wollte ich auch nicht; aber ich hatte viel herausgekämmte, von denen hab' ich einmal hinuntergeworfen. Gesprochen hab' ich aber kein einzigmal mit dem Ludwig. Neulich, als ich schon schlief, kam sie mit dem Licht an mein Bett; ich wachte auf, und sie sagte mit feierlicher Stimme: »Natalie, du liebst!« – »Ich?« fragte ich, »wen denn?« – »Du liebst Ludwig, du wirst ihn lieben in alle Ewigkeit!« – Ich weinte beinahe und wollte es nicht glauben, weil er mir ja gar nicht gefällt; aber sie hat mir's ganz deutlich bewiesen und gesagt, weil ich ihm Blumen und eine Locke zugeworfen, so gehöre ich nun sein fürs ganze Leben. Das war mir so arg! Ich habe so viel geweint in den letzten Wochen! Und gestern nacht sagte sie mir, Ludwig dürfe nun nicht mehr vors Haus kommen; wir wollen, wenn alles schlafe, in den Garten hinaus, daß ich ihn nur ein einzigmal spreche. Das habe ich aber nicht getan, und heute dachte ich, ich wolle dir's sagen.«

Unter heißem Erröten und vielen Tränen wurde dieses Geständnis abgelegt; unter Lachen und Weinen umfaßte die Mutter das Kind, als ob sie es vom Abgrund zurückreißen müsse. Eingedenk aber der weisen Lehren Klaras, wollte sie ihre Aufregung nicht steigern. »Geh nur, Kind, und sei ruhig, du bist recht dumm gewesen und könntest tüchtig ausgelacht werden. Versprich, in deinem Leben niemals mehr der Mutter etwas zu verschweigen!« – »Gewiß nicht, gewiß nicht!« schluchzte das Mädchen; »und nicht wahr, Mutter, ich liebe den Ludwig nicht und gehöre ihm auch nicht eigen?« – »Behüte, du einfältiges Kind! Ludwig ist ein dummer Junge, und vielleicht hat er so wenig von dir wollen wie du von ihm!« – »Ja, ja, das kann sein!« rief Natalie erleichtert und ging getröstet zu Bett.

319

320

Die Mutter war zu erschüttert, um Ruhe zu finden; sie mußte den Mann noch wecken und ihm die Geschichte erzählen. Dieser spie Feuer und Flamme und hätte beinahe noch um Mitternacht die Schlange aus dem Haus geworfen, die so sein Kind vergiften wollte. Doch ließ er sich bewegen, zu warten, um auch den Ludwig zu hören. Dieser wurde denn andern Morgens mit Vorsicht ins Verhör genommen und erzählte fast dieselbe Geschichte. Klara hatte ihn im Haus und auf einsamen Botanisiergängen einigemal allein gesprochen und ihm anvertraut, wie lieb ihn die Natalie habe und wie es sie betrübe, daß er nicht einmal ans Fenster komme, wenn sie singe. So hatte er denn endlich mit großen Herzensängsten die Fensterparaden begonnen und die Blümlein heimgetragen, »das Haar aber nicht«. Auch hätte er einmal in Herrn Doktors Garten kommen sollen; das hatte er aber nicht gekonnt, weil er den Hausschlüssel nicht gefunden. Trotz des tüchtigen Verweises von seiten des Apothekers schien Ludwig doch ungemein erleichtert, daß er nicht mehr verpflichtet war, ein zartes Verhältnis anzuspinnen. Doktor und Apotheker versprachen sich gegenseitig, jedweden Roman, der sich im Hause finde, zu verbrennen, und schieden als gute Freunde. Das war nun der dritte Schlag; fast zu viel auf einmal.

321

Klaras Reich war aus; sie hielt es unter ihrer Würde, sich zu verteidigen, und erklärte würdevoll, daß sie in Herrn Doktor Lilienschwert, dem Lektor über Sophokles, einen Freund gefunden, der schirmend ihr zur Seite stehen werde. Man bezahlte ihr den Gehalt und ließ sie ziehen.

Es ist schwerer, als man denkt, eine häusliche Reform durchzuführen, und wäre der Doktor nicht Medizinalrat in einer andern Stadt geworden, es wäre trotz der gewaltigen Erschütterung jenes Schreckenstages vielleicht doch zu keinem gründlichen Umschwung gekommen. So aber kamen die Umstände dem herzlichen guten Willen der Frau zu Hilfe.

Es ist ihr sehr klar geworden, daß die Vereinstätigkeit, so segensreich und wohlthuend sie ist, nicht für kinderreiche Mütter bestimmt sei, die unter dem eigenen Dach innere und innerste Mission genug zu üben haben. Sie war so glücklich, eine tüchtige Hausmagd zu finden, und da der Rudolf allein geht, so kann sie die Kleinen in dem schönen Garten, der an ihr neues Wohnhaus stößt, unter ihrer oder der größeren Kinder Aufsicht spielen lassen. Natalie und Mathilde üben sich abwechselnd im Kochen; Natalie hat dabei wohl Zeit, ihre Musikstudien zu machen, und ihre schöne Stimme leitet den Chor, mit dem die Mädchen und die

Mutter am Nähtisch die Zeit kürzen. Mathilde hat freilich noch viele Lehrstunden, das Überhören der Vokabeln hat sie aber der Mutter abgenommen; auch übt sie sich vortrefflich für den Gouvernantenberuf, indem sie die jüngeren Geschwister unterrichtet.

Und der Vater? Nun, der tritt mit hellem Angesicht von seinen ermüdenden Berufsgängen in das heitere Wohnzimmer, wo Söhne und Töchter wetteifern, durch ihre Gaben und Kenntnisse den Abendkreis zu verschönern. Es ist so ganz anders als früher, wo er auf die Frage: »wo ist die Frau?« die unabänderliche Antwort erhalten: »im Verein«, oder »im Kränzchen«. Er wollte seinerseits auch nicht zurückbleiben und suchte seine alten Schulkenntnisse hervor, um fremden Unterricht in Geographie und Geschichte entbehrlich zu machen; es ist sein höchster Triumph, wenn er von der jungen Weisheit seiner Söhne überflügelt wird. Es ist nicht, als ob die Familie allem geselligen Verkehr entsagt hätte. Mutter und Töchter haben ihre Kreise, in denen sie gern gesehen sind; aber Einladungen und Besuche sind Ausnahmen, die Heimat ist Regel und eine heitere und freudenreiche.

Das redliche Madele sitzt im Zuchthaus, das sie reichlich verdient hat durch den systematischen Diebstahl, den sie hinter dem Schilde biederer Grobheit jahrelang an ihrer früheren Herrin verübt. Gretchen ist bei einer gestrengen Frau Schulzin auf dem Lande, und da ihr Geschmack zu gebildet ist für eine ländliche Liebschaft, so ist zu hoffen, daß sie vor einem Rückfall bewahrt bleiben wird.

Der Klara hat ihr ästhetischer Freund, ihre einnehmende Gestalt und ihr intriganter Charakter zu einer vorteilhaften Gouvernantenstelle in einem adligen Haus verholfen. Es ist noch nicht lange, so hielt ein eleganter Wagen einen Augenblick vor der Tür des Medizinalrats, ein Diener in reicher Livree gab eine zierlich gestochene Karte ab: *Madame la baronne de Sternau, née Werning*. – Glück zu!

322

323

Vom Dorf

1. Die Sonne bringt es an den Tag

In einem kleinen Dorf in Schwaben hat vor nicht gar langen Jahren ein Bauer gelebt, der zu den wohlhabenden des Ortes gehörte. Der Jakob war noch ein junger, sauberer Mann; sein Feld und seine Güter waren wohlbestellt und unverschuldet; sein Leben tadellos, und doch wußte man nicht, daß er auch nur einen recht guten Freund gehabt hätte. Keinen der Mannen sah man abends bei ihm sitzen auf der Bank vor dem Haus oder während der Ruhestündchen unter der Feldarbeit; überall ging er allein seiner Wege. Er war so etwas von dem, was man einen Duckmäuser (sag auf schwäbisch Dockelmauser) nennt; alle, auch die einfachsten Dinge liebte er heimlich zu tun und war nie dazu zu bringen, über irgend etwas seine Meinung offen und geradezu auszusprechen.

Jakob hatte ein braves Weib gehabt, die er als ein frisches, flinkes und fröhliches Mädchen geheiratet; aber sie hatte nur wenige frohe Stunden mit ihm verlebt und war zwei Jahre nach der Hochzeit fast so still und in sich gekehrt herumgeschlichen wie er selbst. Und doch war er kein Säufer und Spieler; Scheltworte, Flüche und grobe Behandlung hatte sie von ihm nicht zu fürchten. Aber so viel auch rauhe und unbedachte Reden in einer Ehe schlimm machen können, so viel kann ein offenes, freundliches Wort wieder vergüten, und ein solches fand bei ihm keine Statt, so wenig er selbst eines für andre hatte. Schweigend ging er morgens aufs Feld, und kein kräftiges Scherzwort, kein gemüthlicher Seufzer kürzte die mühsame Arbeit, wenn sie zusammen schafften; schweigend kam er heim und erwiderte kaum ihren freundlichen Gruß, wenn sie das Haus beschiedt hatte, während er draußen war. Er sprach nun freilich auch von keinem Ärger und Verdruß, der ihm widerfahren war; aber er schluckte ihn nur umso tiefer in sich hinein, und die gutherzige Marie erschrak oft bis ins innerste Herz, wenn ein zufällig hingeworfenes Wort ihr verriet, wie fest ein alter Groll sich in seine Seele eingefressen hatte, wie wenig er selbst seinen Nächsten und Liebsten auch die leichteste Kränkung vergessen konnte.

So war die Marie nun glücklich, als sie ein Kindlein wiegen durfte, und es konnte ihr gar nicht genug werden, wie das kleine Ding einmal zu plappern anfing. »Mußt net so still sei', gang, Bärbele, schwätz!« bat

sie, wenn das Mäulchen ein wenig stillstand; aber sie sagte das nicht wieder in Gegenwart des Vaters, der sie, als er's einmal gehört, mit einem so bösen, finsternen Blick angesehen hatte, daß sie auf lange verstummt war.

Drei Jahre nach des Bärbeles Geburt war Marie von einem Schleimfieber befallen worden, das sie mit solcher Heftigkeit faßte, daß sie in hellen Augenblicken selbst fühlte, wie es zu Ende mit ihr gehe und sie ihr liebes Kind bald verlassen müsse. Stumm wie immer saß Jakob in der Stube bei der meist bewußtlosen Kranken, als diese ihn mit schwacher Stimme freundlich an ihr Bett rief: »Jakob, 's ist Gottes Wille, daß ich schon von euch fort muß; ich wär' gern noch geblieben wegen dem Kind und auch wegen dir; – jetzt sorg du mir recht für das Bärbele! Und gelt, du gönnt ihm auch manchmal ein freundliches Wort, das tut den Kindern so wohl, gelt, versprich mir's!« Da kam der alte finstere Zug wieder über Jakobs Gesicht: »Ja so, das ist dir die Hauptsach', und deswegen wirst gern fortgehen von mir; hast ja auch deswegen 's Mädle immer schwätzen heißen, weil ich's nicht so kann.«

»O Jakob«, bat das bekümmerte Weib, »ich bitt' dich um Gottes willen, laß die Gedanken nicht so an dir nagen und lerne auch vergessen in der Liebe! Sieh, an so nachträgliche Gedanken hängt sich der Teufel, und es kann auf einmal wahr werden, was man zuerst nur so ganz im heimlichen gedacht. Gelt, Jakob, du trägst mir nichts nach?« Und mit so herzinniger Bitte streckte sie ihm die Hand dar, daß auch die Rinde um sein Herz schmolz und er ihr mit lautem Weinen die seine gab. Er mochte wohl fühlen, daß sein guter Engel von ihm ging.

An gebrochenem Herzen war die gute Marie nicht gestorben, es ist das keine Dorfkrankheit; aber was ihr Mann ihr genommen an Lebensmut und Lebensfreude, wie sein kaltes, liebloses Wesen wie ein Alp auf ihrem warmen Herzen gelegen und ihr alle Lebenskraft und -lust zerdrückt hatte, noch ehe die Krankheit das Leben selbst erfaßt, das wußte nur sie, und sie hat es niemand gesagt, nicht einmal sich selbst.

Das Bärbele hatte nicht des Vaters schweigsames Wesen und nicht die gar weichherzige Natur der Mutter; sie war wie ein lustiges Vöglein, und wenn's ihr daheim zu langweilig wurde und der Vater ihr Schweigen gebot, so ging sie zur Dote oder zu Gespielen auf die Gasse; es fiel ihr gar nie ein, daß der Vater nicht sei wie andre Leute.

Obgleich Jakob nicht sonderlich beliebt war, so fehlte es doch nicht an Heiratsvorschlägen; auf dem Dorfe werden derartige Verhältnisse sehr einfach behandelt, und man tut nicht einmal anstandshalber, als ob man an die Untröstlichkeit des Witwerleides glaube. Jakob wollte jedoch nichts mehr vom Heiraten wissen: »Brauche kein so schwätziges Weibervolk.« Aber im Haushalt ging es nicht recht vorwärts; des Bärbeles Kleider zer-rissen, das Kind lief ungekämmt und ungewaschen herum; die Kühe wurden verwahrlost, und die Magd verkaufte heimlich Milch und Eier.

So war es ihm denn nicht ungelegen, als Balthas, ein ziemlich angesehener Bauer im Ort, ihm Kathrine, eine seiner fünf Töchter, zur Haushälterin antrug.

Mit der Kathrine zog ein ganz neues Leben in die Haushaltung ein; sie war eine kräftige, rührige Person, ein gar sauberes, stattliches Mädchen, die ihr Lebtage gewollt hatte, daß alles nach ihrem Kopfe gehe, und der es daher bei den vielen Köpfen daheim nicht recht wohl gewesen war. Sie war von Anfang an entschlossen, Herrin von Haus und Hof hier zu werden, und schaltete und waltete ganz unbefangen wie mit ihrem Eigentum. Jakobs Schweigsamkeit schreckte sie eben nicht ab; was ihm an Mundstück abging, das hatte sie im Überfluß, und von daheim an eine rauhe Behandlung gewöhnt, erschien ihr das Schweigen der geringste Fehler eines Ehemanns. Ob Jakob und sie einander von Herzen lieb haben können, ob eine Verbindung auf Gottes Segen hoffen dürfe, bei der sie an Haus und Kühe eher dachte als an den Mann, dem sie Liebe und Treue bis in den Tod geloben sollte, – daran schien sie wenig zu denken; sonst wäre sie nicht so rückhaltlos ein Verhältnis eingegangen, dessen Ende sie noch nicht absehen konnte. Im ganzen Dorf sah man diese Verbindung als höchst natürlich an und wunderte sich, daß es mit der Hochzeit nicht rascher vorwärts ging. Anfangs dünkte es den Jakob vielleicht auch bequem, zu so einem sauberen und anstelligen Weibe zu kommen, um die er kaum den Mund aufzutun brauchte; mit der Zeit aber mißfiel ihm doch ihr keckes Wesen, ihr eigenmächtiges Handeln auch in seinen Angelegenheiten. »Wenn d' was willst, so schwätz«, war ihre einfache Erwiderung, wenn er sich einmal beschwerte, daß sie getan, was sie gewollt, ohne ihn zu fragen. Das Schwätzen war nun eben nicht seine Sache, aber seine Marie hatte ihm den Willen an den Augen abgesehen.

Als nun Kathrine ihm immer unverblümter ihre Herzensmeinung zu verstehen gab und Balthas geradezu mit dem Antrag herausrückte, da fiel dem Jakob ein, wenn geheiratet sein müsse, so brauche es nicht gerade

die Kathrine zu sein. Geld und Gut war ihm nicht gleichgültig; so begann er denn seine Augen auf die Töchter reicher Hofbauern umher zu werfen und machte deshalb in aller Stille hie und da einen Gang. Kathrine hatte zu helle Augen, als daß sie nicht gemerkt hätte, was es zu bedeuten habe, wenn Jakob in seinem langen blauen Rock, in der Scharlachweste mit Silberknöpfen und mit dem neuen Dreispitz auszog, und jetzt wurde sie erst recht erpicht auf ihren Plan; so wollte sie nicht mit Spott aus dem Haus und einer andern Platz machen, das stand ihr fest, und vielleicht verbarg die Arme unter der kecken, heiteren Außenseite ihres Wesens noch einen traurigen Grund, der es notwendig machte, daß sie und keine andre Jakobs Frau werde. Vor allem hielt sie für nötig, Jakobs auswärtige Pläne zu vereiteln; sie machte jetzt auch ihre geheimen Gänge, auf denen sie sich bemühte, bei den gesuchten Jungfrauen den Freier herabzusetzen; es kam ihr nicht darauf an, alle Fehler, die Jakob hatte und nicht hatte, bekannt zu machen, wenn ihr auch oft die spöttische Rede entgegenklang: »Was man veracht't, das hätt' man gern.« Daheim suchte sie dann einmal durch Freundlichkeit und Aufzählen ihrer Vorzüge, das andre Mal durch Trotz und aufbegehrerisches Wesen den spröden Witwer zu gewinnen. Das war nun aber eben der Weg, sich ihm recht gründlich zu entleiden.

In Jakobs Art lag es nicht, ihr seine Meinung offen zu sagen und ihr aufzukünden; auch konnte er wohl nicht mehr, wie er wollte, sich von ihr losmachen; er sagte ihr kein hartes Wort, nur vermied er jede Gelegenheit, mit ihr allein zu sein, und muckelte all seinen Widerwillen in sich hinein. Aber fort und fort brütete er über den Gedanken: wenn sie doch gar nicht gekommen wäre – wenn sie doch lieber ginge – wenn sie gar nicht mehr kommen könnte! – Das war einer jener Gedanken, aus denen der Böse unversehens Ernst macht. – Ob sein treues Weib ihm in keinem Traum, in keiner leisen Mahnung vorgekommen ist und ihn gewarnt hat? – Ich weiß es nicht.

An einem Samstagabend war Kathrine beim Vater daheim; da mußte sie viel Neckerei von den Schwestern hören, warum es denn so lange mit ihrer Hochzeit anstehe, und ob es wahr sei, daß der Jakob auf dem Eichelhof zur Hochzeit geladen? Das Blut stieg der Kathrine ins Gesicht: »Je nun, mit der Hochzeit kann's noch schneller gehen, als ihr meint, und wenn ich mir Müh' gegeben hätt' wie andre und mich herausgeputzt wie andre, wer weiß, ob's nicht schon wär'! Aber man kann auch daheim kein ruhiges Wort reden; seit der Jakob Witwer ist, hat alle Welt etwas an ihn zu bestellen; bald sitzt der kleine Kramp da und paßt auf, oder kommt

seine Schwester 'rüber, oder ist er bei seinem Bruder.« – »Nu«, meinte die anwesende Gespielin scherzend, »du hast dir ja bei der Nähterin in Wendingen so ein schönes neues Kleid anmessen lassen; wer weiß, was da geschieht!« – Kathrine mußte fort, am Samstagabend hat man nicht viel Zeit zu verplaudern, und sie ließ sich nicht gern ob einer Versäumnis ertappen; zudem hatte sie auf morgen ihre eigenen Pläne.

329 Auf dem Dorf, wo der Werktag noch in voller Kraft besteht, wo der Schweiß des Angesichts, in dem wir das Brot essen, keine figürliche Redensart ist, trägt auch der Sonntag noch viel mehr sein heiliges Gepräge als in der Stadt, wo das Jagen nach Gewinn nur vom Jagen nach Vergnügen abgelöst wird. So feierlich und friedlich hält er seinen Einzug in die stillen Gassen, die nur widerhallen von dem gemessenen Schritt der geschmückten Kirchgänger, von dem Geplauder und Lachen der frisch gewaschenen und gestrählten Kindlein. Und bis zum Abend ruht dieser Sonntagshauch über dem Dorfe; das junge Volk lagert draußen unter den Bäumen und an den Rainen; die alten Männer und Weiber sitzen friedsam plaudernd oder in behaglichem Schweigen auf den Bänken und Balken vor der Haustür, so recht die Ruhe des Sonntags auskostend bis zum Ende, und eine Ahnung zieht in manches Herz von jener Ruhe, die noch vorhanden ist, und leichter tragen sie des Tages Last und Hitze, nachdem sie einen Vorschmack dieser Ruhe gekostet.

330 Alle Gänge über Feld, in Geschäften und zum Vergnügen macht man auf dem Dorf nicht gern während der Kirchzeit; darum wollte es auch den Nachbarweibern nicht gefallen, daß die Kathrine am Morgen noch vor dem Kirchläuten mit dem Armkorbchen das Dorf hinunterging; sie meinten, es wäre auch nachmittags noch Zeit gewesen, zur Nähterin zu gehen. Aber ein stattliches Mädchen war sie, wie sie so dahinschritt in ihrem Sonntagsputz, schlank und kräftig, blühend und frisch; als sie um die Ecke bog, wandte sie noch einmal den Kopf zurück nach Jakobs Fenstern, als wollte sie im Übermut fragen: »Nun, was soll's denn für eine sein, wenn ich nicht gut genug bin?« So sah man sie im hellen Sonnenschein den grünen Waldweg einschlagen, der nach Wendingen hinüberführt; ob sie den Glockenklang noch gehört hat, der ihr wie ein freundlicher Mutterruf nachtönte – das konnte sie nimmer sagen:

Es hat sie niemand zurückkommen sehen.

Es war gerade im September, einer besonders geschäftsvollen Zeit für Bauern, und so hat niemand darauf acht gegeben, daß die Kathrine in den nächsten Tagen nicht zu sehen war; als es aber Mittwoch wurde, fragten doch die Nachbarn den Jakob, wo denn seine Haushälterin hingegangen sei. »Weiß nicht«, war seine Antwort; doch machte er sich auf und ging hinauf zum Balthas, um ihm zu sagen, daß Kathrine am Sonntagmorgen zur Nähterin nach Wendingen gegangen sei und seitdem noch nicht zurückgekommen; wenn sie fortbleibe, so müsse er eine andre Haushälterin annehmen. Die Familie des Balthas nahm es nicht so kaltblütig auf. Eine Schwester ging sogleich hinüber zu der Nähterin; die hatte auf Kathrine gewartet, aber nichts von ihr gesehen; – man hielt überall Nachfrage, aber seit sie in den Wald hineingegangen, hatte sie niemand mehr erblickt. Man durchsuchte den Wald, obwohl kaum zu denken war, daß ihr auf dem wohlbekanntem Weg am hellen Tag etwas zugestoßen sei: – es war nirgends eine Spur von ihr zu finden, kein Zeichen von irgend einer Gewalttat.

Jakob, der wußte von gar nichts. – Er war, wie man auch von dem Bärbele hörte, noch während der Kirche nach R. gegangen, wo er dem Wirt eine Zahlung zu machen hatte; daß er das zu *dieser* Zeit getan, fiel an Jakob nicht auf, der in der Kirche ein so seltener Gast war wie im Wirtshaus. Wäre er nicht allzeit ein kalter Michel gewesen, so hätte seine Gleichgültigkeit unnatürlich geschienen; so aber meinten die meisten, er würde nicht mehr machen, und wenn's sein eigen Weib wäre. Der Vater zeigte das Verschwinden seiner Tochter vor Oberamt an; der Herr Oberamtmann aber meinte, sie werde vielleicht ihre Gründe gehabt haben, sich freiwillig von daheim zu entfernen, und ein Teil der Dorfbewohner, die Kathrine als ein unbedachtes und doch stolzes Mädchen kannten, war auch dieser Ansicht; man erließ amtliche Ausschreiben nach dem Mädchen, aber ohne Erfolg; sie war und blieb verschwunden. Einen Verdacht gegen Jakob, der eine Magd ins Haus nahm und unbekümmert nach wie vor seiner Wege ging, wagte niemand auszusprechen, was auch im stillen gemunkelt wurde.

Der Winter kam, der Wald wurde eingeschneit, die Nachforschungen eingestellt; nur in den Spinnstuben war das rätselhafte Verschwinden der Kathrine ein unerschöpfliches Thema. Jakob schien die Heiratsbemühungen aufgegeben zu haben; im Wirtshaus aber, wo man ihn sonst so selten gesehen, war er jetzt ein häufiger Gast; das Bärbele, das sich immer mehr bei der Dote aufhielt, erzählte einer Kamerädin: »Du, das ist g'späßig,

sonst hat der Vater gar nex g'schwätzt, und jetzt schwätzt er mit ihm selber.« Mit dem Balthas kam er nicht mehr zusammen.

In den letzten Tagen des Februar hörte man Feuerlärm, es brannte auf Jakobs oberem Boden. Man eilte herbei, um zu retten; alles schrie zuerst nach Jakob, man fürchtete, er sei erstickt. Während ein Teil oben mit Löschen beschäftigt war, fanden ihn die andern in seiner Stube am Tisch sitzend, still und unbeweglich. »Jakob, auf, 's brennt! 's brennt bei dir!« – »So?« fragte er endlich. »Ja, ich glaub', der Rauch hat mi duselig g'macht.« In der Stube stand aber ein Krug Branntwein, der's mehr als der Rauch getan haben mochte. Das Bärbele hatte den Tag bei ihrer Dote zugebracht.

332

Das Feuer wurde gelöscht, der Schaden war unbedeutend; wie es entstanden, ob es mit den dunkeln Gerüchten, die umliefen, zusammenhing, konnte niemand bestimmen; man hatte Fetzen von Frauenkleidern unter der Asche gefunden, dies waren, wie Jakob sagte, seines Weibs selig Röcke, die auf der Bühne gehangen. Kurz, das Feuer sagte und bewies nichts; aber es brachte den Jakob so recht wieder in der Leute Mund. Man sprach freier als zuvor davon, daß er doch wissen müsse, wie's mit der Kathrine zugegangen sei; man ermutigte den Balthas, doch endlich seine Verdachtsgründe gegen Jakob vor Gericht anzugeben. Diese Gründe waren nicht genügend, um einen bis dahin ganz unbescholtenen Bürger festzusetzen, doch wurde er vor Amt beschieden. Er folgte der Ladung, gelassen wie immer, und stellte sich ruhig unter die andern wartenden Partien; aber als er gerufen wurde, siehe, da war er verschwunden! – Man schickte Boten, Gendarmen, Steckbriefe nach ihm aus; nach zwei Tagen kam er selbst aus seiner Scheune hervor, wo er sich versteckt gehalten, und stellte sich unbefangen: »Er sei nur etwas erschrocken gewesen, weil er noch nie vor Gericht gestanden.« Alle Fragen über die Kathrine beantwortete er klar und unerschrocken: Die habe immer getan, was sie selber gewollt, und ihn nach nicht viel gefragt; sie habe gesagt, sie gehe zur Nähterin und sei nicht wiedergekommen, mehr wisse er nicht. Über seinen Aufenthalt am Sonntag wußte er genaueste Auskunft zu geben; namentlich erinnerte sich die Kellnerin des Wirtshauses in R. des Gastes am Sonntagmorgen. So wurde er denn der Haft entlassen und ging gleichgültig, wie er gekommen war, nach Hause.

Schon war er wieder wochenlang daheim, da kam des Schulzen Tochter vom Ort zur Stadt, um sich ein Granatennuster zu kaufen. Der Goldarbeiter zeigte ihr ein schönes: »Das muß Sie nehmen, Jungfer, das hat vor ein paar Tagen ein röscher Witwer an mich verkauft, da wird Sie bald Braut

darin.« Das Mädchen besah es genau, es schien noch wie neu; da entdeckte sie hinten an dem schwarzen Bäustle (Wulst), welches das Halsband schließt, die eingenähten Namenszüge der Kathrine. Tief erschrocken und nicht imstande, weiter zu reden oder zu markten, eilte sie heim, um dem Vater ihre Entdeckung mitzuteilen. Der schickte sogleich die Tochter mit ihrer Angabe vor Gericht, während er ging, sich des Halsschmuckes zu versichern.

333

Jetzt erst war Grund zu ernstlicher Nachforschung, und Jakob wurde nun ohne Zögern und Rücksicht festgenommen; auch schien ihn seine kühle Fassung etwas zu verlassen, als ihn der Goldarbeiter für den Verkäufer der Granaten erkannte, und er erblaßte sichtbar, als ihm die Namenszüge der Kathrine vorgewiesen wurden. Doch beharrte er auf seinem ruhigen Leugnen: er habe kein Nuster verkauft als das seines Weibs selig; von dem Namen wisse er nichts; könne sein, daß es die Kathrine selbst noch verwechselt!

Wir haben keine Folter mehr, um Geständnisse zu erpressen, und sein Richter war zu menschlich, um die indirekten Torturgrade anzuwenden, die außerhalb des Buchstabens der Gesetze stehen. Aber schwer und schwerer schien ein Druck auf Jakobs Seele zu lasten, nun ihm kein Wirtshaus, keine Zerstreung durch Arbeit zu Gebot stand; immer scheuer wurde sein Blick, immer blässer seine Farbe, und man konnte keinen Augenblick zweifelhaft sein, ob Schuldgefühl oder Kerkerluft ihn so niederdrücke. Seine Antworten vor Gericht wurden immer kürzer, und mehr und mehr in die Enge getrieben durch die Fragen des Richters, verstummte er zuletzt gänzlich, so daß dieser genötigt war, ihn für den Augenblick ins Gefängnis zurückführen zu lassen.

Da brach ein Sonntagmorgen an, so hell und schön wie jener, an dem Kathrine ihren verhängnisvollen Waldgang angetreten. Kein menschlicher Zuspruch drang ein in Jakobs Gefängnis; die Bemühungen des Geistlichen waren längst abgeglitten an seiner stumpfen Kälte; aber der klare Sonnenschein, der feierliche Glockenklang muß den Weg durchs Gitter gefunden haben. Er ließ den Richter bitten, seine Geschwister zu ihm holen zu lassen: es dünke ihn, er möchte mit ihnen reden. Es war das erste Mal seit langer Zeit, daß er sie nur sehen wollte, und in tiefer Anfechtung und Bekümmernis kamen die redlichen Leute.

Endlich schüttete er vor diesen seine Seele aus, die dunkle, schwere Last, die so lange auf seinem Herzen gelegen. Ja, er hatte die Kathrine umgebracht; der Gedanke: wenn sie doch gar nimmer käme, hatte sich

334

festgefressen in seiner Seele, und die grausige Tat war, ihm selbst un-
bewußt, nur als der Schluß dieses Gedankens daraus hervorgewachsen.

»Wie die Kathrine so vom Haus wegging, hat sie noch einmal 'raufge-
schaut«, erzählte er, »da bin ich ihr nachgegangen; ich dacht', ich wollte
einmal recht ernstlich mit ihr reden, weil ich gehört hab', daß sie mich
so verlästert hat. Ich hab' sie erst eingeholt, wie sie schon tief im Wald
drin war, und da sind wir bald in Streit miteinander gekommen; zuletzt
hat sie mich einen schlechten Mann geheißen, und wie sie noch einmal
gesagt hat, ich sei der allerschlechteste Mann, da hab' ich sie am Hals
gepackt und gewürgt; jetzt meinte ich, sie sei tot, und bin arg erschrocken.
Auf einmal aber hat sie mich noch angesehen; jetzt ist mir's erst angst
worden, sie werde wieder aufkommen und mich verklagen, und ich hab'
sie noch einmal gewürgt, dann ist sie tot gewesen. Jetzt hab' ich sie hinein
in den Busch getragen und mit Laub zugedeckt, und weil mir's angst ge-
worden, bin ich gesprungen, was ich nur konnte, hinüber nach R., wo
ich ein Geschäft mit dem Wirt gehabt habe. Trinken habe ich aber nicht
können, es hat mich ganz geschüttelt, und ich hab' den Wein heimlich
ausgeschüttet, auch bin ich nimmer durch den Wald zurückgegangen.
Am andern Tag aber hat mir's keine Ruh' gelassen, und von meinem
Weinberg weg bin ich wieder in den Wald gegangen, da ist sie noch am
alten Platz gelegen. Dann hab' ich eine Grube 'graben, aber nicht tief,
und hab' sie 'neingelegt; aber ich hab' sie nur am Arm hingezogen, ansehen
hab' ich sie nimmer können. Das Körble, das sie getragen hat, hab' ich
unterwegs zerrissen und im Wald verstreut; das Nuster hatt' ich daheim
versteckt, ich hab's nur verkauft, weil mir's so angst gewesen, solang's im
Haus war, nicht wegen dem Geld. Geschlafen habe ich aber seither nimmer,
wenn ich nicht vorher getrunken hatte.«

335 So lautete sein Geständnis, das er vor Gericht wiederholte und bei dem
er beharrte. Daß er schon die Absicht gehabt, die Kathrine umzubringen,
als er ihr nachging in den Wald, das hat er nie zugegeben.

Eis und Schnee waren geschmolzen, und der Wald fing an, junge
Sprossen zu treiben, als man hinauszog, um die Leiche der Gemordeten
zu suchen. Der Jakob mußte mitgehen zwischen zwei Gendarmen, die zu
tun hatten, ihn vor den Mißhandlungen des Volkes zu schützen, das in
Massen sich dem feierlichen Zug der Gerichtspersonen nachdrängte; er
war seines Weges sicher und zeigte endlich mit abgewandtem Gesicht tief
im Gebüsch die feuchte Grube, wo er sie verscharrt. Aber der Leichnam
war nicht mehr zu finden; das Wild hatte ihn, der an der feuchten Stelle

früher verwesen mußte, fortgeschleppt – und einzelne Gebeine und Stücke von Kleidern waren alles, was von dem schönen, kecken Mädchen übriggeblieben. Wohl machte sich das ganze Dorf auf, um die fehlenden Teile der Leiche zu suchen; es begann eine wahre Wallfahrt zum Amt mit Knochen von längst verwesten und verschollenen Menschen und Tieren; aber die Leiche der Kathrine fand sich nimmer, obgleich unsre Wälder weder Wölfe noch Hyänen haben. So fehlte denn der objektive Tatbestand, wie es die Rechtsgelehrten heißen, und Jakob konnte nach den damaligen Gesetzen nicht zum Tod verurteilt werden.

Es war wieder ein Sonntagmorgen, als man die zerstückelten Gebeine der armen Kathrine endlich zur Ruhe trug, ein heller Sonntagmorgen und ein Glockenläuten wie damals, als sie frisch und gesund ohne Ahnung ihres schaurigen Geschicks in den Wald hinein schritt. Ein langer Zug der Gespielinnen geleitete sie in tiefer Trauer; vielleicht hat ihnen auch der Glockenklang eine Mahnung ins Herz gerufen an die heilige Zucht und Sitte, die einer Jungfrau gebietet, in stillem Sinne zu warten, bis ihr Geschick sich erfülle, und nicht in eigenmächtigem Trotz es selbst lenken zu wollen.

Wenige Wochen darauf wurde Jakob an den Ort seiner Strafe abgeführt. Es schien seit dem Augenblick, wo er seine Schuld bekannt, eine schwere Last von seiner Seele genommen; sein Blick war offener, sein Gang leichter, und er nahm demütig und ergeben sein Urteil auf.

336

Ob er aber seine *ganze* Schuld bekannt, ob die Reue, die nie gereut, in ihm erwacht ist, *wie* er nach der langen Strafzeit zurückgekehrt ist zu seinem verwaisten Kinde, das zur Jungfrau heranwuchs, während der Vater sein Verbrechen büßte, – das alles kennt der allwissende Gott allein, der uns alle gnädig behüten wolle vor dem Feind, der in *jedem* Busen schläft.

2. Schäfers Margaret

Auf dem freien grünen Rasenplatze vor dem Dorf steht ein langes, niedriges Gebäude, das unter *einem* Dache den Schäfer mit seiner Familie und seinen Schafen beherbergt. Man nennt es das Schafhaus, und recht freundlich schaut es von seiner Höhe in das weite Land hinein.

Es war Ostermontag und ein heller schöner Morgen: die hohe Linde vor dem Haus war voll Knospen, und die Kirschbäume standen schon in voller Blüte. Drinnen im Schafhause schien heute etwas Besonderes vor

sich gehen zu wollen: durch die offenen Fenster sah man einen gedeckten Tisch, und Margaret, des Schäfers Töchterlein, um diese Zeit sonst noch ganz im Geschäftsanzuge, ging schon in vollem Sonntagsputze hin und her; ja, wenn man näher hinsah, entdeckte man gar um das weiße Bandhäubchen ein zierliches Kränzlein von Röschen und Myrten, das klar anzeigte, daß heute der Margaret ihr Ehrentag angebrochen.

Zwei Hauptpersonen fehlten noch. Margaret sah immer zum Fenster hinaus, als wollte sie ihren Michel herbeigucken, denn so hieß der Bräutigam. Erst seit einem halben Jahre diente er als Knecht beim Schäfer und hatte geschwinder als der Erzvater Jakob in dieser kurzen Zeit die hübsche Tochter erobert. Weil seine Verwandten zu fern wohnten, war er über Feld gegangen, um sich wenigstens einen befreundeten Schäferknecht in der Nähe zum Feste zu holen. Außer auf diese Hauptperson wartete alles auf die Base Sabine, die Dote der Braut, und zwar Margaret mit einiger Bangigkeit. Nicht wie wenn die Base böse gewesen wäre, im Gegenteil, sie war herzgut; hatte sie doch, wie man wohl erfahren, der Margaret im Testament bereits ein schönes Bett zugut geschrieben; aber im Geruche einer »Tepistin« stand sie und ließ es sich hie und da beikommen, dem jungen Volke ein wenig ins Gewissen zu reden. Der Michel hatte sie auch noch gar nicht besucht, die Schwiegermutter hatte sie zur Hochzeit laden müssen; daher kam es, daß der Braut das Herz etwas klopfte, als sie die Base in ihrer ehrbaren schwarzen Tracht herankommen sah.

Von einem empfindlichen Wesen merkte man aber nichts bei Sabine, sie grüßte eines wie das andre auf das herzlichste. Kaffee wollte sie diesmal nicht annehmen und sagte zur Braut, die ihr eine Tasse anbot: »Komm du lieber ein bißle mit mir in euer Krautgärtle hinter!« Da war nichts zu machen. Margaret führte die Base hinaus und fing an, mit vielen Worten die Abwesenheit des Bräutigams zu entschuldigen. »Das ist jetzt alles schon recht«, meinte Sabine und setzte sich auf eine kleine Bank; »aber sag mir, Margaret, hast du's auch recht mit dem lieben Gott überlegt, ob du mit dem Michel eine glückliche Ehe wirst führen können?« – »Dote«, antwortete die Braut, »gottlos ist mein Michel nicht; im Trunk hat er sich nur dann und wann übersehen, wenn man ihm das Essen nicht zu rechter Zeit brachte, und da kann ein vernünftiges Weib viel machen!« – »Ist aber auf diese Art ein gewagtes Stücklein«, sagte Sabine und schüttelte den Kopf. »Habt ihr auch schon, nur das noch, habt ihr auch schon miteinander gebetet, nur ein einziges Mal?« – »Ja, Dote, weißt ...« stotterte Margaret, an ihrer schwarzen Schürze zupfend, und war höchlich erfreut, als

der rasche Schritt des herannahenden Bräutigams sie der Antwort überhob. »Guten Morgen, Gret, jetzt wird's ernst!« rief er, mit einem kräftigen Handschlag auf die Schulter der Braut, »da hinten steht mein G'spiel, und das wird schätzwohl die Base sein?« Er bot ihr die Hand und fuhr fort: »Die hat, denk' wohl, schon ein Stück im voraus 'predigt, so kann's der Pfarrer umso kürzer machen. Jetzt voran, duzwitt! Willst du die Bas führen, Jakob? Ihr gebt ein nettes Pärle; sie betet und singt für zwei, so ist's eben recht für dich!« Margaret saß hierbei wie auf Nadeln; aber was tun gegen diese rasche Zunge? Glücklicherweise rief eben die ältere Schwester, man solle sich schnell zum Kirchzug richten. Sabine ging still mit der Mutter der Braut dahin und antwortete nichts, als der Vater vor der Kirche ihr ins Ohr flüsterte: »Gelt, Base, das ist ein Staatspaar!« Und in der Tat, als die beiden jungen Leute, fast gleich groß und schlank und kräftig, vor den Altar traten, dachten noch viele wie der Vater.

338

Gab das heute einen lustigen Mittag im Schafhaus! Michel zeigte bald, daß er zwar den Wein gut führen, aber zuletzt doch auch spüren könne. Margaret blickte voll Seelenangst nur immer nach der Base hin. Diese merkte bald, daß sie entbehrlich sei, und stand sachte auf, indem sie der Margaret beiseite winkte. Der war es schon wieder vor einer Predigt bange; es hatte aber keine Gefahr, die Base drückte ihr nur ein petschiertes Papierlein in die Hand. »So, da kauft euch selbst, was ihr braucht, und da«, indem sie aus ihrem Armkorb eine schöne neue Bibel nahm, »das nimm noch dazu und acht's nicht gering, es wird dir noch einmal wohl tun.« Wiederum etwas verlegen schlug Margaret das Buch auf, und ihr Auge traf die Stelle: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. »Das paßt nicht wohl für eine Hochzeiterin«, meinte Margaret; »aber seid ruhig, Base, ich will das Beten nicht verlernen, und Ihr werdet sehen, daß der Michel besser ist, als man es ihm ansieht; er kann's nur nicht so von ihm geben, wie er's meint.« – »Behüt' dich Gott!« sagte die Base und gab ihr die Hand. Mit leichterem Herzen eilte Margaret in den lustigen Kreis zurück; doch unter all der Fröhlichkeit kamen ihr wieder und wieder die Worte in den Sinn: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege!

Neun Jahre waren seit jenem Ostermontag verstrichen. Jetzt war es um Pfingsten, die lieblichste Zeit des Jahres: die Linde vor dem Schafhaus duftete in vollster Blüte, die frühen Röslein guckten lächelnd über den

339

Zaun des Krautgärtleins, alles sah wie lauter Lust und Wonne aus. Unter dem Lindenbaum aber sitzt ein Weib, die Hände auf den Schoß gestützt, den Kopf tief darein begraben, abseits schaut ein Häuflein Kinder ängstlich nach ihr; wie sie nun mit einem lauten, herzzerreißenden Schrei auffährt und mit einem Blicke unsäglichen Jammers nach ihren Kleinen hinüberschaut, da hätte kein Mensch mehr die nette Hochzeiterin erkannt, die vor neun Jahren dagesessen.

Erst neun Jahre – und diese magere, vom Elend gebeugte Gestalt, diese eingefallenen, hohlen Augen, dies jammerdurchfurchte Gesicht – das war des Schäfers Margaret, und erst neun Jahre!

Wie kam's, wie kam's, warum also? Eben eilt der Bote wieder fort, der die Hiobspost gebracht und selbst recht ergriffen davon aussieht. Durch einen Schafknecht hat's der Michel verbieten¹ lassen, daß er fort sei ins Ausland, auf und davon samt den paar übrigen Schafen, die ja doch seiner Grete mit den Kindern nimmer aus der Armut helfen könnten. Er hab's in diesem Elend nicht mehr ausgehalten; wenn es ihm gut gehe, wolle er etwas schicken, derweil solle die Gemeinde helfen. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht in der Umgegend verbreitet. Die Ahne, seither Witwe geworden und ins Dorf gezogen, kam gleich heraus und traf Margaret noch unter der Linde, fast besinnungslos in der Mitte ihrer Kinder dasitzend. Als nun die Ahne in Verwünschungen und Flüche über den schlechten Michel losbrach, da erhob Margaret den Kopf und sagte matt: »Laßt's jetzt gut sein, Mutter! Es ist ihr Vater, und ich liege, wie ich mir gebettet habe. ›Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken‹, murmelte sie vor sich hin; ›ja, ja, so ist's.« – Ach, das war eine kurze Herrlichkeit gewesen! Ein paar vergnügte Monate hatten sie noch gehabt, wenn der Michel nicht zu weit fahren durfte mit seiner Herde und das junge Weib ihm das Essen hinaustrug und sie zusammen an einem grünen Raine saßen und einträchtig aus der Schüssel aßen. Aber als der Schäfer unerwartet schnell gestorben war und Michel die Schäferei bekommen hatte, da ging Zucht und Ordnung bei dem eigenen Herrn, der nie nach einem höhern viel gefragt hatte, bald vollends aus den Fugen.

Was braucht es vieler Worte zu einer Geschichte, die euch leider tausend ruinierte Haushaltungen, tausend abgehärmte Weiber und frühverwaiste Kinder erzählen können? Die alten Saufgenossen zogen den Michel wieder ein; der kleine Verdienst flog davon, wenn Würfel und Gläser, des Michels

1 entbieten.

Sonntagsglocken, tönnten. – Jetzt probier's, arme Grete, was ein gescheites Weib vermag, wenn der Mann betrunken heimkommt und des Weibes Bitten mit Scheltworten, ihre Gebete mit Fluchen, ihren Zank mit Schlägen erwidert! Und daneben alle Jahre noch ein paar Augen weiter, um in solches Elend zu schauen! Ein Wunder, daß ihre Kinder so gesund und rotbackig dreinschauten; ihre eigene Kraft und Gesundheit war längst in Kummer und Mißhandlung geschwunden. Wohl hatte sie schon oft die Bibel der Base zu Händen genommen, aber es war ihr ein Buch mit sieben Siegeln verschlossen; seinen Trost wagte sie nicht auf sich anzuwenden, vor seinem Fluche fürchtete sie sich.

Schon lange hatte sie gemerkt, daß der Michel mit besonderen Gedanken umging; mochte er so betrunken heimkommen, wie er wollte: wenn die vier Buben um Brot schrien – das Wimmern des kleinsten verstand er noch nicht –, so ging's ihm doch manchmal ans Herz. Sie war einmal nachts aus einem gräßlichen Traume aufgefahren: da saß ihr Mann aufrecht im Bette und blickte mit Augen zu ihr herüber, vor denen ihr graute.

Nun war er also fort, fort in die weite Welt mit dem letzten Rest ihrer Habe! – Sie konnte nichts denken und tun an diesem Tage; die Ahne, die auch nicht viel hatte, erbarmte sich der Kinder und speiste sie – Margaret selbst wollte nichts über den Mund bringen. Am Abend saß sie allein in ihrer Stube, da ging die Türe leise auf, und herein trat die Sabine. »Grüß dich Gott, Margaret!« sagte sie mit einem so herzlichen Tone voll Mitleiden, daß dem armen Weibe die ersten Tränen im Auge los wurden. Reden ließ sich nicht viel mit ihr, aber erschrocken sah sie der Base nach, wie diese aufstand, um von einem Schranke herab die Bibel herbeizuholen. »O Base, ich weiß«, rief sie fast verwirrt; »freilich, freilich, meine Wege sind nicht Gottes Wege gewesen, o ich weiß, ich weiß!« – Die Base blättert aber ruhig in dem heiligen Buche und hub an zu lesen: »Ich habe über euch Gedanken des Friedens und nicht des Leides!« Aus diesem Kapitel des Trostes führte sie einen Spruch um den andern an; allmählich trockneten die Tränen des armen Weibes, und der erste Friedenshauch seit langer, langer Zeit zog ein in ihre Seele.

Da sah sie aber auf dem Rasen ihre fünf Buben, die eben die Ahne heimbrachte, und ein neuer Jammerschrei drang hervor: »Meine Kinder, meine Kinder, wir müssen Hungers sterben!« Sabine las wieder: »Sorget nicht für euer Leben, was ihr essen und trinken werdet ... – Sehet die Vögel unter dem Himmel an ...« – »Ja die Vögel!« fuhr das arme Weib

341

342

mit bitterem Lachen dazwischen, »die brauchen keine Schuhe und Kleider, das ist bald gesagt; aber fünf Buben ohne Vater, und die Schafe fort, und mein elender Körper!« Sanft erwiderte Sabine: »Gott wird dir diese Sünde nicht anrechnen; hat nicht jeder deiner Buben gesunde Arme und Füße? Das haben die Vöglein nicht! Probier's nur einmal: bete und arbeite, und lehre die Buben beten und arbeiten! Verhungert *ihr* dann, während die Vögel unter dem Himmel singen, dann sage keck, die Bibel habe gelogen.«

Und die Margaret hat's probiert. Müde und schwach, wie sie war, hat sie früh und spät die Hände geregt; kein Geschäft war ihr zu mühselig, keines zu gering: stricken, spinnen, waschen, Holz sammeln, Wasser tragen, Kräuter suchen – wo ein ehrlicher Erwerb herausah, wo nur ein Kreuzer zu erholen war, da streckten die Mutter und ihre heranwachsenden Buben die Finger danach aus.

Nun habe ich einmal in meiner Jugend eine schöne Geschichte gelesen, »von den drei Söhnen des armen Hansjörg, die reiche Herren geworden sind«, und es liest sich recht reizend, wie die drei Knaben durch Sammeln von Roßhaaren und alten Knochen, Ährenlesen und Handlangen zuletzt ein schönes Vermögen erworben und am Ende als reiche Herren den Vater in der Kutsche abgeholt haben. Ob die Geschichte wahr ist, weiß ich nicht; – bei der Margaret und ihren Buben hat es nicht so weit gereicht, an manchem lieben Abend sind sie hungrig zu Bett gegangen. Aber sie haben hungern und entbehren gelernt, und das ist auch was wert. Die Bibel von der Base wurde in dem kleinen Dachstüblein, wohin sie aus dem großen Schafhaus gezogen waren, zum täglichen Brote, das Leib und Seele nährte und stärkte; die Arbeit galt für ein Geschenk des Himmels, und wenn es die Woche über so gut ging, daß es am Sonntage zu einem bescheidenen Festessen reichte, wie reich saß da die arme Familie in Liebe und Dank zusammen! So viel ist gewiß: kein Bissen Bettelbrot wurde bei der Margaret verzehrt; ein schönes Beispiel, was fleißige und gefaltete Hände noch heutzutage vermögen! Damit ist nicht gesagt, daß die Buben nicht aus einem freundlichen Nachbarhause hie und da ein Stück Brot, einen Korb Äpfel oder auch ein abgetragenes Wämschen heimgebracht hätten; aber auf den Bettelweg begab sich auch nicht *einmal* eines der Kinder, geschweige die Mutter. Fragt ihr, wie sie's denn doch zusammenbrachten, so sagt mir zuvor, wo und wie die Vögel unter dem Himmel alle ihre Körnlein finden.

Ginge die Geschichte nur so ergötzlich wie die vom armen Hansjörg aus! Aber die Wahrheit, bei der wir bleiben wollen, ist diesmal etwas trauriger.

So zeige ich euch die Margaret wieder nach Jahren – nicht mehr das fröhliche, leichtsinnige Mädchen am Hochzeitsmorgen, nicht das Schreckens- und Jammerbild an jenem Pfingsttage, nicht mehr das regsame und rührige Weib in späteren Tagen – nein, hingestreckt auf ein langes, schweres Schmerzenslager. Die fleißigen Hände können sich nur noch zum Gebete falten, die regsamen Glieder krümmen sich nur noch in krampfhaftem Schmerze, und doch dürfte manches seinen Prunksaal gegen dieses Leidenskämmerlein vertauschen, denn Gottesengel halten darin Wache: Geduld, Glaube, Gottvertrauen. – Die fünf Söhne sind keine reichen Herren geworden, aber rechtschaffene, redliche Menschen, die der frommen Mutter Mühe um sie in treuem Herzen bewahren und den himmlischen Vater um Segen für sie anrufen. Sie durfte ihn auch in aller Schwäche und Bangigkeit stets neu an sich erfahren: sie mußte auch jetzt noch nicht das Betteln lernen, denn am Nötigsten fehlt es ihr nie. Die Sabine ist seit Jahren tot, und ihr bescheidenes Erblein ist unter den vielen armen Erben lange verteilt und verzehrt – aber jenes Hochzeitsgeschenk ist jetzt der Margaret Herzenstrost.

Auch manchen lieben Krankenbesuch mit herzlichem Zuspruch erhält die Margaret. Besonders hoch schlägt sie es an, daß der wohlwollende Pfarrer öfters bei ihr einkehrt; während der Unterhaltung mit ihm glänzt das matte Auge und glätten sich freundlich die Schmerzenszüge ihres Gesichts. Als er ihr in der Passionswoche die letzten Reden des Heilands las und an die Stelle kam: »So oft ich euch gesandt habe ohne Beutel, ohne Tasche und ohne Schuhe, habt ihr auch je Mangel gehabt?«, da faltete sie freudig die Hände und sprach mit heller Stimme: »Herr, nie keinen!«

344

Von ihrem Manne hat sie seit lange, lange nichts mehr vernommen; aber sie hofft im stillen, daß ihr inniges Gebet für ihn nicht vergeblich sein werde, und verziehen hat sie ihm längst.

Laßt uns hoffen, daß die Leidenstage der Armen nicht zu lange mehr währen mögen! Sie hat hienieden ihren Lohn noch nicht dahingenommen.

Und eine Stunde mag kommen, wo der Reichste und Glücklichste unter uns seine fröhlichsten Augenblicke gern hingeben würde um das selige Sterbestündlein der armen Margaret.

3. Die Lügenkäther

Das Mittelalter hat trotz seiner barbarischen Gesetze mehr Nachsicht und Humor für Originale gehabt als unser gleichmachendes Zeitalter. Till Eulenspiegel, dessen sämtliche Streiche doch am Ende darauf hinausliefen, andern einen Schabernack zuzufügen, ist im Leben belacht, im Tode mit Ehren bestattet und nach dem Tode noch in Druck und Bild verewigt worden; die Lügenkäther aber, die nicht viel Schlimmeres getan, ist in Verachtung im Zuchthaus gestorben; fragt sich nun, welche Auffassung die richtigere ist.

345 Die Käther¹ wäre sicherlich ein ergiebiges Studium für Doktor Scheve gewesen, denn ein auffallenderes Beispiel eines angeborenen, fast unverteilgbaren Hanges als ihre Lügenlust ist mir nie vorgekommen. Sie hat nicht gelogen, um irgend einen Zweck für sich zu erreichen, gar selten hat sie auch nur vorübergehenden Vorteil davon gehabt; nein, sie log, rein um zu lügen, und weder Strenge noch Güte konnten sie je davon abbringen. Freilich fürchte ich, die letztere sei gar wenig bei ihr versucht worden; sie wuchs auf als ein Kind der Armut und Schande, verachtet und versäumt, und wenn es eine Lösung gibt für das psychologische Rätsel, das sie darbietet, so liegt sie wohl nur in ihrem Drang, sich durch ihre Lügen wenigstens augenblicklich wichtig zu machen.

Bis zu den ersten Anfängen läßt sich ihre Lügenkrankheit nicht verfolgen; auf ihren Schulzeugnissen stand zwar alljährlich: bedenklicher Hang zur Unwahrheit; aber einzelne Fälle wurden doch erst bekannt, als Käther der Öffentlichkeit, das heißt den Gerichten übergeben wurde. Nur wenige Beispiele unter den vielen, die man sich von ihr erzählte, sind mir noch gegenwärtig; aber sie reichen hin zum Beleg für ihre seltsame Krankheit.

Der Bauer auf dem Steinhof hatte einen reichen kinderlosen Vetter in Eßlingen, auf dessen Erbe schon viele schöne Pläne gemacht worden waren. Eines Morgens erschien ein schwarzgekleidetes Mädchen auf dem Hof und meldete den Tod des Vetters und ihren Auftrag, zur Leiche auf den folgenden Tag zu laden. Der Schmerz war mäßig; doch wurden in der Eile die schwarzen Kleider hervorgesucht, die Nähterin mußte herbei, damit sie Flor um Hut und Ärmel mache. Die Bäuerin beschloß selbst mitzugehen, auch Hannesle und Peter sollten mit, weil es so schön aussehe, wenn Kinder »in der Klag« vorausgingen. Man nahm beim Krämer noch

1 Katharine.

eine Zitrone, mit Nägelein besteckt, mit und stellte ein Kistchen hinten aufs Bernerwägele, im Fall man die wichtigsten Sachen gleich aufpacken dürfe.

Unter erbaulichen Gesprächen über die Vergänglichkeit alles Irdischen, und wie man eben nichts mitnehmen könne im Tod, und unter Beratungen, ob man des Veters Geld vorerst in Zins tun oder gleich Güter darum kaufen wolle, erreichte die Familie endlich Eßlingen und fuhr an des Veters Haus vor. Es war gar still, wie es sie bei einem Leichenhaus natürlich dünkte. Der Bauer spannte aus, und die Bäuerin schritt indes mit den Buben in geziemendem Ernst die stillen dunkeln Treppen hinauf und öffnete das Zimmer. Da saß der Herr Vetter in seinem schwarzsaffianenen Lehnstuhl, vor sich ein Tischchen mit Bier, Brot und einem reichgefüllten Schinkenteller, das hinlänglich seine volle Gesundheit beurkundete. Die Buben starrten ihn an mit offenen Mäulern, die Bäuerin schrie laut auf: »Ja Herr Jemer, sind Sie denn nicht gestorben, Herr Vetter?« – »Was G'schwätz!« erhob sich der vom Stuhl, »seh' ich aus, als ob ich g'storben wär?«, und darauf folgten noch ein paar kräftige Flüche. Die Bäuerin faßte sich und drückte sich nun sehr wortreich über ihr Vergnügen aus, daß der Herr Vetter doch noch am Leben sei, und erzählte, was sie gesagt und was ihr Mann gesagt und was die Schwieger gesagt, als ihnen die fälschliche Todesnachricht vom Herrn Vetter zugekommen, und erschöpfte sich in Vorschlägen zu allerlei schauderhaften Strafen, die man der betrüghchen Botschafterin antun sollte.

Der Bauer hatte indes schon unten erfahren, wie vergeblich seine Reise sei, und benahm sich von Anfang an gescheiter; Hannesle machte noch einen großen Unschick, indem er fragte: »Mutter, krieg' ich jetzt kein neu Häs² aus Herrn Veters Sonntagsrock?« Die Püffe, die er bekam, halfen nicht mehr dazu, den Herrn Vetter milder zu stimmen, der gar nie an seinen Tod gemahnt werden wollte. Die Unterhaltung und Bewirtung fiel äußerst frugal aus, zumal als vollends des Veters Haushälterin nach Hause kam und den Zweck der Reise erfuhr. Die Flöre wurden in der Stille abgetan; die Bäuerin band sich das farbige Schnupftuch ihres Mannes als Halstuch um, und noch hoch am Tage, in sehr nüchterner Stimmung, kam die Trauergesellschaft nach Hause zurück, neben dem Ärger über die vergebliche Reise noch mit der schweren Sorge im Herzen, der Vetter werde ihnen am Ende das Erben für alle Zeit unmöglich machen. Erst

2 Anzug.

spät kam zur Entdeckung, daß die Lügenkäther von Weindorf die trügliche Bötin gewesen war.

Solche Trauerbotschaften brachte sie an verschiedene Orte zu verschiedenen Zeiten und wußte dabei die letzten Tage des Hingeschiedenen und die näheren Umstände des Todes so rührend darzustellen, daß alles zusammen weinte. Ein alter Vater wanderte einmal sieben Stunden weit zur Leiche seines Sohnes, der Mühlknecht war, und wäre fast gestorben vor Schreck und Freude, als ihm der Totgegläubte rüstig und gesund, lustig mit der Peitsche knallend, mit dem vollen vierspännigen Mühlwagen entgegenfuhr.

Frau Frey in R. trieb einen kleinen Handel mit Blumen und Gemüse. Käther kam zu ihr, sich für die Amtsbötin von Weindorf ausgebend, und bestellte für die Sternwirtin tausend Gemüsesetzlinge und hundert Levkojenstöckchen; sie wollte sie im Augenblick abholen. Die gute Frau ließ sich's sauer werden und war schlimmer dran als der Rübezahl, bis sie endlich die tausend Setzlinge gezählt hatte; sie legte immer wieder ein paar dazu, damit's nicht zu wenig seien. Wer aber nicht kam, das war die angebliche Bötin, und am Abend waren die Pflanzen trotz aller Sorgfalt der Frau Frey jämmerlich verwelkt.

In das Dorf Steinbach kam eines Sommermorgens ein anständig gekleidetes Mädchen, die sich die Tochter des Käfers von Weindorf nannte. Ihr Vater habe eine ungeheure Bestellung auf Käse erhalten, da der König nach dem Manöver jedem Soldaten einen Käslaib mit nach Haus gebe. Nun bezahle ihr Vater gern acht Kreuzer für die Maß Milch (ein damals unerhörter Preis), nur möchten sie die Weiber alle in eine große Kufe zusammenschütten; in einer Stunde komme ihr Vater mit einem Faß, um sie zu holen. Nun strömte es mit Milch von allen Seiten herbei; die Käse-erstochter stand mit einem Papier daneben, notierte die Namen und die Quantität Milch, die jede brachte; dann ging sie eilig fort, um den Vater zu benachrichtigen, damit er gleich komme.

348

Der Käser kam nicht, die Milch ward sauer; man schickte einen Expressen ab, den Käser zu holen; der kam mit der Botschaft zurück, daß alles erlogen sei. Der Käser zu Weindorf habe gar keine Tochter, es werde die Lügenkäther gewesen sein.

Die empörten Weiber schlugen sich vor der Milchkupe fast tot im Kampf um den Anteil an Rahm, der jeder gebühre; mehr als die Hälfte ging bei der Schlacht zugrunde, und fast hätte man Militärmacht gebraucht, um die Balgerei zu schlichten, in die sich auch die Männer gemischt hatten.

Die Käther durfte froh sein, vor der aufgeregten Volkswut im Gefängnis geborgen zu werden; wenn man den Steinbachern die Lynchjustiz überlassen hätte, wäre sie schlimm weggekommen.

In einem Dienst behielt man sie natürlich nicht, da sie in keinem das Lügen lassen konnte. Sie kam zuerst ins Ortsgefängnis, dann ins Kreisgefängnis; dann avancierte sie wegen wiederholter Rückfälle ins Zuchthaus. Auch dort tat sie ihr Möglichstes im Lügen. Anfangs entdeckte sie vorgebliche Komplotte; als ihr das gar zu schlimm bekam, beschränkte sie sich darauf, abenteuerliche Träume zu erzählen und die Mitgefangenen gegeneinander zu verhetzen.

Sie war für keine Art von Vorstellungen empfänglich, hat nie Besserung versprochen noch gehalten. War sie aus dem Zuchthaus frei, so suchte sie so bald als möglich aus dem Heimatort, in den sie verwiesen war und wo die allgemeine Verachtung auf ihr lastete, zu entweichen, und trat dann in entfernteren Gegenden wieder irgend einen Lügenzug an. Ein Beispiel ihrer Fertigkeit, das ziemlich heiter endete, will ich zum Schluß noch anführen.

Ein Pfarrer vom Schwarzwald, den eine Familienangelegenheit in die Residenz geführt hatte, begegnete daselbst mit Erstaunen einem reichen Hofbauer aus seinem Dorf, der sonst unzertrennbar mit seinem Grund und Boden verwachsen schien. »Was tut denn Ihr hier, Braun?« fragte er verwundert, »und dazu noch Eure Frau?« – »Oh, Herr Pfarrer, wir haben einen traurigen Anlaß; unser Hansjörg, der hier Soldat ist, hat uns verbieten lassen, er lieg' auf den Tod krank, und er möcht' uns nur noch einmal sehen. Da sind wir denn fort miteinander und haben mitgenommen, was aufs Wägele ging, Schnitz und Eier und Schmalz und eine Henne, daß man ihm auch noch eine Güte antun kann, und jetzt sind wir auf dem Weg in die Kaserne; die Füße tragen uns fast nimmer.« Das Weib begleitete seine Rede nur mit Schluchzen. Der Pfarrer bot ihnen an, sie zum Sohn zu begleiten. Auf dem Weg zur Kaserne begegneten ihnen noch da und dort Bauersleute, Väter, Mütter, Ehepaare, und auf Befragen führte alle derselbe Zweck hierher, einen todkranken Sohn beim Militär zu besuchen. Dem Pfarrer fiel das als sonderbar auf, dem Bauern nicht; »s muß scheint's eben eine Viehseuch' in der Kasern' sein«, meinte er, »das kommt manchmal vor.«

Im Hof der Kaserne trafen sie noch einige gebeugte Eltern und ein paar Obermänner und einen Leutnant, die mit hellem Lachen dabeistanden. »Wollt ihr auch zu kranken Söhnen?« rief man ihnen lachend entgegen. –

»Freilich«, entgegneten sie, empört über die Roheit. – »Nun, gebt mal die Namen an!« kommandierte der Leutnant. Das geschah. »Und jetzt, Müller«, zum Obermann, »rufen Sie mal die Bengel herbei!« Die Leute wußten nicht, wie ihnen geschah, und wollten gegen die Härte protestieren, die Kranken herbeizurufen, als auf einmal in militärischer Haltung und geschlossener Reihe die Beweinten einhermarschierten und ihre guten, heimatlichen Dickköpfe unter dem Tschako den gebeugten Eltern erfreut und verwundert zuwendeten. Nun gab's ein Vergnügen und Erstaunen und ein Durcheinandergeschrei, bis jedes erzählen wollte, was man ihm ausgerichtet und was es dabei gedacht und gesagt und was die daheim denken und sagen werden.

Dem Leutnant wurde es zu toll; er nahm's auf sich, den Wiedergerechten einen Urlaub für diesen Tag zu bewilligen, und riet ihnen, sich in einen öffentlichen Biergarten zu begeben, wo sie Raum und Muße finden würden, sich auszusprechen.

350 Da zogen sie denn hin; die mitgebrachten Vorräte für die Kranken wurden zu großem Vergnügen der Gesunden herbeigeht. Die Freude über das fröhliche Wiedersehen ließ den Ärger über die trügliche Botschaft nicht zu sehr aufkommen; sie öffnete alle Herzen, die Reichern teilten den Ärmern mit. Die Frau Wirtin mußte Küchlein backen, und der Tag, der den Eltern so traurig angebrochen, endete in allgemeinem Vergnügen und blieb den Söhnen lange ein Lichtpunkt in dem einförmigen Kasernenleben.

Diesmal hatte sich's die Lügenkäther sauer werden lassen; sie war in *einem* Tag in mehr als zehn, zum Teil entlegenen Ortschaften herumgekommen, hatte sich kaum Zeit zu einem Imbiß genommen und selten einen Lohn gefordert. Ein unglückliches Opfer ihres dämonischen Hanges, ist sie noch jung im Zuchthaus gestorben.

4. Streit in der Liebe und Liebe im Streit

Die Nachbarskinder

Mitten im Dorf stand des Schultheißen Haus, an den roten Jalousieläden und dem zweistöckigen Bau zu unterscheiden von den Bauernhäusern, auch wenn der Herr Schultheiß nicht gerade sein Pfeifchen unter dem Fenster dampfte. Er war nicht eben, was man einen Herrenschultheiß nennt; er stammte vom Dorf und war in seiner Jugend hinter dem

Dungwagen einhergeschritten so gut wie einer. Aber er liebte jetzt, mit den Herren der Oberamtsstadt auf vertrautem Fuß zu verkehren; sein selbstgezogener Wein und die Strauben und Kücklein der Frau Schultheißen standen in gutem Geruch bei ihnen.

Neben des Schultheißen Haus stand ein sehr anspruchsloses Bauernhaus, einstöckig, mit geteilter Türe, dessen stattliche Scheune, in welcher der Dreschertakt noch bis Lichtmeß tönte, allein beurkundete, daß es einem »rechten«, das heißt vermöglichen Mann gehörte. Hinter dem Haus lag ein Gärtchen, mit Salat und Krautsetzlingen bepflanzt, auch mit etlichen Sonnenblumen geschmückt; der Eingang aber führte zwischen einer Gülle und Dunglege zur Haustür, wie das schon zu des Ähnes Zeiten gewesen war. Zwar war »iabott« (jezuweilen) ein Kind des Hauses in die Gülle gefallen; weil aber noch keines darin ertrunken war, so dachte niemand daran, die Sache zu ändern, der jetzige Besitzer des Hauses am wenigsten. Seine Buben sollten aufpassen lernen, und sein Töchterlein, die Lisbeth, war ein gesetztes und vorsichtiges Kind, dem nicht so leicht ein Unschick begegnete.

351

Des Schultheißen einziger Sohn hieß Georg, ein aufgeweckter Bursch, aber ein durchtriebener Schelm und so übermütig und mutwillig wie nur je der Sohn eines Machthabers, zumal wenn er der einzige ist. Wenn ihn die Würde seines Vaters auch nicht vor gelegentlichen Prügeln sicherte, so wäre er ohne diese Würde gewiß schon lange totgeschlagen worden; denn alle Streiche, die Simson vorzeiten den Philistern gespielt, sind nichts gegen die Possen, die er, wenn ihn seine tolle Laune ankam, an Freunden und Feinden verübte.

Was war nur das für eine Geschichte, als er an einem stillen Nachmittag, wo die Leute auf dem Felde waren, sämtliche Schweine losließ und von dem oberen Boden aus der blutigen Schlacht zusah, die es absetzte, bis jeder Eigentümer das seinige wiedergefunden hatte!

Und wie er's angegriffen hatte, der Frau Müllerin ihre Staatshaube mit den handfesten Rosenknospen und krebsroten Bändern zu stehlen, das weiß kein Mensch; aber aus dem Kamin des ärmlichen Häuschens, das die blutarme Schwester der Müllerin bewohnte, ragte eines schönen Morgens eine lange Stange mit einem Strohkopf, auf dem das obgedachte Prachtstück saß. Einem reichen Weingärtner hatte er im Herbst Fischlein in die Weinbütte praktiziert, was diesen in den schlimmen Verdacht brachte, daß er seinen Wein mit Flußwasser vermehre, und dem Bäcker eine Brille auf den Laden genagelt, damit man seine Wecklein dadurch

sehen könne: – kurz, es gab wenige im Dorf, die nicht ein Stücklein von seinem Mutwillen erzählen konnten. Und doch war ihm im Grunde keiner feind, wohl aber stimmten alle darin überein: »Der stirbt keinen rechten (natürlichen) Tod.«

352

Lisbeth, seines Nachbars Kind, hatte nicht am wenigsten von seinem Mutwillen zu leiden, und doch trugen die Streiche, die er ihr spielte, stets ein gewisses ritterliches Gepräge, freilich Ritterlichkeit in ihren rohesten Uranfängen. Es war einmal Familienfest bei Schultheißens, das heißt das große Schwein wurde geschlachtet. Lisbeth blieb zufällig unter der Haustür stehen. »Willst ums Würstle singen?« rief ihr Georg herüber. Lisbeth trat beleidigt zurück; das sollte man ihr nicht nachsagen, das war Sache der Bettelkinder. Wie sie aber abends sich an die Kunkel setzen wollte, war ihr schönes rotseidenes Band gestohlen und die Kunkel dafür mit Bratwürsten umwunden. Als sie einmal ihr Vieh zum Brunnen treiben wollte, waren ihr andre zuvorgekommen und wollten nicht Platz machen; da bemerkte Georg ihre Verlegenheit und brach wie der rasende Roland mit lautem Geschrei unter das Vieh der andern, das wie toll nach allen Seiten hinausprang, so daß durchs ganze Dorf ein Rennen und Zetergeschrei anging, und führte siegreich Lisbeths Kühe zum Brunnen. Er stahl auch der Frau Pfarrerin die schönsten Rosen, um sie Lisbeth zum Kirchgang zu bringen; diese aber, die den Diebstahl ahnte, wies das Sträußchen patzig zurück, und Georg warf zur Rache die Fenster ihres Kämmerleins mit den schönsten Äpfeln ein, die seine Mutter noch als Rarität gespart hatte.

Streit in der Liebe

Die Kinder wuchsen zu Leuten heran, Georg als ein stämmiger, etwas untersetzter Bursch mit offenem, frischem Gesicht, Lisbeth als ein feines, sauberes Mädchen, schlank von Wuchs und gar pünktlich und sorgsam in ihrem Anzug, der aber um keine Linie die Kleiderordnung einer rechten Bäuerin überschritt. Wie die meisten Dorfkinder war sie sehr frühe in alle materiellen Interessen des Lebens eingeweiht worden und wußte den Wert des Besitzes als Kind schon gar wohl zu schätzen. Das Pfarrtöchterlein, deren Elternhaus nie leer von Gästen wurde, erzählte ihr einmal vergnügt: »Denk nur, wir haben sechs Onkel.« – »Und mir hent sieben Säu«, rühmte Lisbeth dagegen, ihres Übergewichts gewiß. Sie war nie mit andern Kindern herumgesprungen, um ja nicht Kleider und Schuhe zu

353

zerreißen, und je älter sie wurde, desto mehr trat dieser praktische Sinn hervor. Man sagte ihr nach, sie gehe barfuß, sobald sie vor dem Dorfe sei, um ihre Schuhe zu schonen, und wo sie im Grasen gewesen, da sei der Boden wie vom Barbier rasiert.

Georg dagegen war ein sorgloser, leichtsinniger Bursch, dem alles, was teuer war, am besten gefiel und am besten schmeckte, rasch, hitzig und unbedacht, ein »Schußbartle« nach dem Volksausdruck, und gescheite Leute meinten, er und Lisbeth passen nimmermehr zusammen, sie seien gar zu zweierlei; noch gescheitere fanden das eben gut: »Die können einander helfen; was er vertut, das kann sie hereinhausen.«

In Wahrheit konnten die zwei nicht voneinander lassen, wie oft sie sich auch gegenseitig erzürnten. Georg verhöhnte Lisbeth, wo er konnte, wegen ihrer Sparsamkeit. Einmal lud er ein Dutzend junge Bursche und Mädchen in ihrem Namen zum Karz (Spinnstube) ein. Lisbeth spann eben im Mondenlicht wie das Waldfräulein, aber nicht aus Romantik, sondern um Öl zu sparen; da polterten ihre unerwarteten Gäste herein und lachten hell auf, als nicht einmal Licht in der Stube war. Georg kam hinterdrein und klärte den Spaß auf; Lisbeth aber mußte, wohl oder übel, Licht anzünden und Äpfelküchlein backen.

Ein andermal kamen drei alte Weiber aus dem Armenhause und bedankten sich gar schön bei ihr für Speck und Fleisch, das sie ihnen geschickt hatte. Lisbeth wußte nicht, wie ihr geschah. Sie führte als einzige Tochter den Haushalt des verwitweten Vaters und hatte die bestausgestattete Rauchkammer im Dorfe; man behauptete aber, sie lasse den Vater, wenn er Kraut esse, nur riechen am Speck und habe so den ganzen Winter an *einer* Speckseite; wie würde sie nun Bettelweibern Speck und Fleisch schicken! Tödlich erschrocken sah sie in der Rauchkammer nach – da war freilich eine bedeutende Lücke; – das hatte kein anderer Mensch als der Georg getan! Nehmen konnte sie den Weibern das Fleisch nicht wieder, und so mußte sie mit sauersüßem Gesicht den Dank für ihre unfreiwillige Großmut hinnehmen.

354

Der Georg aber sollte es büßen, und als er nach einer Weile mit pffiffigem Lachen über den Zaun herüberblickte, da sagte sie ihm in geläufigem und lichtvollem Vortrag die Wahrheit umsonst über sein faules und nichtsnutziges Leben und verhiß ihm ganz und gar keine lockende Zukunft.

Sonntags drauf wollte Georg auch trutzen, er schloß sich an des Adlers wirts Sohn an und zog an der Lisbeth Haus vorüber, andern Mädchen

nach. Lisbeth war nicht vor dem Hause und nicht am Fenster zu sehen; daheim aber fuhr sie herum wie unsinnig, und als Georg spät am Abend nach Hause kam, da hatte sie scheint's noch Geschäfte im Hausgärtchen, sie sah ihn aber gar nicht, bewahre! »Guten Abend!« rief Georg hinüber. – Keine Antwort. – »Warum bist nicht auch spazieren gegangen?« – »Hab' noch gar nicht Zeit gehabt nur zum 'nausgucken, meine Dote ist hier gewesen«, sagte Lisbeth kurz. – »Schön Wetter heut«, hub etwas verlegen Georg wieder an, der nicht recht wußte, wie er anknüpfen sollte. – »Freilich«, schnurrte Lisbeth; »wenn man mit so schönen Jungfern 'rumspaziert, ist 's Wetter alleweil schön.« – »So, ich hab' glaubt, du habst heut gar nichts gesehen; woher weißt du's denn, mit wem ich spazieren gegangen bin?« – »Ha, wenn des Schulzen Bub' des lumpigen Schuhmachers Mädle nachlauft, so kann man's erfahren, ohne zu gucken.« – »Ei, wenn du dich hättest sehen lassen, hättest du mit mir spazieren dürfen!« – »Ich mit dir? Nicht mit einer Meßstang' möcht' ich dich anrühren.« – »Gelt, was man veracht't, das hätt' man gern«, lachte Georg und ging ins Haus. Am selben Abend aber trug er ihr noch den Wasserkübel heim und half ihr die flüchtigen Hühner einfangen, und der Friede oder doch Waffenstillstand war für eine Weile wieder geschlossen.

355 Georg wurde zum Soldaten ausgehoben und gab nicht zu, daß sein Vater ihn loskaufe; Lisbeth hatte einmal gesagt, als ein schmucker Gardist durchs Dorf ging: »Da muß man doch Respekt haben!« – »Nun soll sie auch vor mir Respekt lernen«, dachte er und ließ sich nicht abhalten, obwohl die Leute meinten, so ein heißgrätiger Bursch taue nicht unters Militär, wo man sich kuschen müsse. Er fügte sich wirklich zum Verwundern, und kleine Ausschreitungen in Trunkenheit ausgenommen, hielt er sich vortrefflich als Soldat; sein Obermann, der je und je den Herrn Schultheiß besuchte, meinte: »Wenn wir Krieg hätten, so gäbe der einen General nichts desto Schöners.« Er war ein freigebiges Kamerad und teilte von dem Zuschuß zu seinem mageren Sold, den ihm der Vater reichlich zufließen ließ, den andern gern mit; so war er hoch angesehen unter den Kameraden.

Lisbeth hatte allerdings Respekt, als er in der feinen Uniform, die er sich aus eigenem Beutel angeschafft, zum erstenmal am Sonntag einen Besuch machte; sie sprach im Gärtchen lange mit ihm und gestattete, daß er sich zu ihr auf die Hausbank setzte. Aber doch war diese Militärzeit eine qualvolle für sie, weil sie beständig von Eifersucht verzehrt war. Wenn ihr Georg einen Gruß sagen ließ, so war ihre Antwort: »Dem wird's ernst

sein mit Grüßen! Man weiß ja, wie die Soldaten mit den Stadtmägden herumscharmuzen, wird auch eine haben, die ihm am Sonntag den Dreibätzner in den Sack gibt!« Durch ähnliche Suggestivfragen suchte auch Georg mutmaßliche Treulosigkeiten seiner Geliebten zu erfahren; – wenn er dann heimkam, so hatte er den halben Tag zu tun, bis er sein Schätzchen versöhnte, die wegen allerlei eingebildeter Untaten seinerseits mit ihm trutzte. War das gelungen und sie begleitete ihn abends auf dem Rückweg zur Stadt, so fing sie schon wieder an: »Hättest noch nicht nötig, fortzugehen, wirst eine auf unterwegs bestellt haben.« Oft ward er's auch müde, den Untertänigen zu spielen, eine Rolle, die ohnehin nicht für ihn paßte; ließ sein ungnädiges Lieb stehen und ging in den Adler. Lisbeth blieb dann in irgend einem Versteck, von dem aus sie auf das Wirtshaus sehen konnte, ließ sich aber nirgends finden, und in den nächsten Tagen ließ sie ihm durch einen Kameraden sagen, er solle sich nur nicht einbilden, daß sie ihn einmal nehme, lieber wolle sie ins Wasser springen. Dieser Groll dauerte bis zu seinem nächsten Besuch, wo er die Wolken vertrieb, um Raum für neue zu bereiten.

356

Georg beschloß, diesem Elend ein Ende zu machen, aber wie? Ans Heiraten konnte er noch nicht denken, und sie gehen lassen, das war vollends unmöglich. »Wenn ich ganz gewiß wüßst', daß kein andrer sie kriegt, so wollt' ich sie meinetweg mein Lebtag nimmer angucken«, sagte er den Kameraden.

Er freute sich unbändig auf die Kirchweih; Lisbeth war noch immer seine Tänzerin gewesen, so konnte sie ihm jetzt, wo er Soldat war, nicht fehlen; da wollt' er ihr einmal so recht in Güte sein Herz ausleeren.

357

Die Ballregeln auf dem Dorfe sind sehr einfach, und die zierlichen, goldeingelegten Büchlein am Gürtel, auf denen unsre jungen Damen ihre versagten Tänze vermerken, sind für Bauernmädchen ein entbehrliches Gerät. Wer ein Mädchen zum Tanz führt, hat für den ganzen Abend ausschließlich das Recht auf sie, und nur selten und ungern wird einem andern Burschen ein Tanz gestattet; bloß bei Markttänzen oder Hochzeiten herrscht mehr Freiheit. Diese Sitte, die uns sehr langweilig erscheint, verleiht dem Tanz etwas Stetes, Ehrenfestes und schneidet viel Gelegenheit zu Händeln ab.

Verlobung

Georg hatte über die Kirchweih Urlaub genommen und war, um schneller nach Hause zu kommen, auf einem Wägelein heimgefahren; unglücklicherweise war Schuhmachers Gustel, ein sauberes Mädchen vom Dorf, die in der Stadt diente, auch am selben Tag den gleichen Weg gegangen, und Georg in seiner Gutmütigkeit hatte sie aufsitzen lassen. Das beleidigte Lisbeth, die es natürlich für Verabredung hielt, tödlich, und als Georg im schönsten Wuchs sie zum Tanz laden wollte, gab sie ihm schnippischen Bescheid und ging mit ihrem Vetter Kaspar in ganz ungewöhnlichem Staat.

Georg kam ohne Tänzerin und setzte sich in eine Ecke des Saales mit seinem Wein, man hörte kein Wort von ihm als den Ruf an die Kellnerin: »Kätherle, noch einen Schoppen Fünzföhner!« Lisbeth sah anfangs spöttisch zu ihm hinüber, aber sie erschrak vor seinen wilden Blicken und sprach lauter und lebhafter, als ihre Art war, mit ihrem Tänzer. Eben als sie mit Kaspar einen neuen Hopswalzer anheben wollte, stellte sich Georg in den Weg und streckte den Fuß aus, das tanzende Paar bemerkte es nicht und stürzte heftig zu Boden. Kaspar fuhr wütend auf und packte Georg an der Gurgel; es entstand ein allgemeines Handgemenge, Geschrei und Gerügel, Lisbeth war mit blutendem Kopf aufgehoben und heimgeführt worden. Der Wirt und der Schultheiß brachten mit vieler Mühe den Knäuel der Streitenden auseinander; Kaspar blutete aus der Nase, Georg hatte eine Beule an der Stirn, wo ihn Kaspars Faust getroffen, und der Wirt meinte, da es bei keinem von beiden einen edlen Teil getroffen, so werden sie sich im Frieden vergleichen können.

358

Lisbeth saß allein daheim und machte Umschläge um ihre Stirn, voll Zornes, wie sie glaubte, über den wüsten Georg, der sie so gezeichnet. Aber seltsam! Eigentlich war sie viel besser aufgelegt als vor dem Tanz, wo sie so schön geschmückt mit dem Kaspar ausgezogen war. Freilich trug sie ein blutig Liebeszeichen an der Stirn, aber ein Liebeszeichen war es doch. Georg hatte mit keiner andern getanzt und des Schuhmachers Gustel nicht einmal angesehen, und ihr, ihr allein hatte er den Fuß gestellt, alle andern Paare waren ihm gleich, die hatte er ungehindert springen lassen. Aber doch sann sie darüber nach, wie sie ihm das recht vergelten könne.

Da hörte sie ein gewaltiges Rütteln und einen heftigen Stoß an die verschlossene Haustür, und ehe sie aufgestanden war, um nachzusehen,

stand Georg vor ihr. »Und du bist noch so frech und kommst in unsre Stube, nachdem du mich blessiert hast und in der Leute Mäuler gebracht? Im Augenblick geh«, schalt Lisbeth, »oder ich schrei', daß es das ganze Dorf hört!« – »Du schreist nicht«, sagte Georg mit gepreßter Stimme und faßte sie am Hals mit beiden Händen, »ich will der Plage einmal los sein. Jetzt gleich im Augenblick schwörst mir, daß du mein Weib werden oder zeitlich und ewig verloren sein willst, sonst erwürg' ich dich, da auf dem Platz; ist mir all eins, wenn man mich nachher auch köpft, dann ist's doch Fried'.« – »Laß mich!« stöhnte zitternd das geängstete Mädchen, »bist ja noch Soldat und kannst nicht heiraten.« – »Das laß du mich ausmachen! Zu deinem Vater komm' ich schon, bei dir aber bin ich, und wenn d' mir's nicht versprichst, so mußst sterben.«

Todbleich mit bebenden Lippen versprach es Lisbeth, Georg forderte auch noch ein Ehepfand, sie gab ihm den silbernen Trauring der seligen Mutter. Kaum hatte Georg ihn am Finger, so stolperte der Vater auf dem Gang draußen; Georg stieg eilig durch das Fenster hinaus. »Ist denn noch jemand dagewesen?« fragte der Vater. – »Des Schulzen Relling (Kater) war in die Stube geschlichen«, sagte Lisbeth, »ich hab' ihn zum Fenster hinausgejagt.« Sie ging in ihre Kammer und legte sich zu Bett wie an allen Gliedern zerbrochen und von Fieberfrost geschüttelt, und doch murmelte sie vor dem Einschlafen in sich hinein; »Und so ist's noch keinem um sein Mädle gewesen, daß er den Kopf daran gerückt hätt'; ich möcht' nur wissen, ob er mich erwürgt hätte!«

Das war die Verlobung.

Es fiel Georg sehr schwer, wieder zum Militär zurückzugehen, wenn er auch seiner gewaltsam geworbenen Braut jetzt sicherer war als zuvor. Da starb unerwartet Lisbeths Vater, und man fand es natürlich, daß Georg sich vom Militärdienst losmache und die Waise heirate, die auf die förmliche Werbung des Schultheißen ihre Einwilligung gab. Ein feierlicher Handstreich wurde gehalten, bei dem mit der auf dem Dorf gewöhnlichen Offenheit die gegenseitige Mitgabe von Georgs Vater und Lisbeths Vormund in Gegenwart des Brautpaares besprochen wurde. Georg bekam sein Heiratsgut in bar Geld, Lisbeth hatte ihr Vatererbe in Vieh und Äckern; beide Parteien vereinigten sich in Güte, und es herrschte zwanglose Heiterkeit an der Verlobungstafel. Dem Georg war alles recht, er war seelenvergnügt und mit der ganzen Welt versöhnt, dem Kaspar trank er einmal um das andre zu. Am Abend ging er noch mit Lisbeth in das

Baumgut, das zu ihrem künftigen Besitz gehörte; er betrachtete sie freude-
trunken, wie sie in der netten schwarzen Kleidung, in dem Häubchen,
dessen breite Bänder ihr feines Gesichtchen einschlossen, an seiner Seite
auch einmal freundlich und ohne Widerstreben ging. »Guck, fressen
möcht' ich dich!« rief er stürmisch und umfaßte sie mit einer Gewalt, daß
sie mit leisem Schauer jener Verlobungsnacht gedachte, und hob sie hoch
empor, leicht wie eine Feder. »Laß mich!« schrie sie. »Willst mich umbrin-
gen wie damals, als der Vater noch dazu kommen ist?« Das war keine
gute Mahnung, Georg setzte sie schweigend zu Boden und ging mit ihr
heim, ohne ein Wort zu reden.

Hochzeit

Nach vier Wochen war die Hochzeit, und alten Leuten schien es beden-
klich, daß während der Trauung ein schweres Ungewitter ausbrach, so
heftig, daß der Donner fast die Worte des Pfarrers übertönte. Georg nahm
das nicht so schwer. »Wenn wir wetterscheu wären, so hätten wir einander
gar nicht genommen, gelt Schatz?« rief er nachher lachend der Lisbeth
zu.

Als sie am Altare sich die Hände reichten, suchte Lisbeth die ihrige
obenhin zu bringen; das gilt auf dem Land für ein Zeichen, daß man die
Oberhand in der Ehe behalte. Georg hatte nicht daran gedacht; als er aber
bei Lisbeth die Absicht merkte, so legte er die seine obenauf, und bald
wäre es zu förmlichem Ringen gekommen, wenn nicht ein ernster Blick
des Pfarrers Einhalt getan hätte. Die Stimmen der Zeugen konnten sich
nicht darüber vereinen, welche Hand oben geblieben sei.

Lisbeth nahm den Regenschirm nicht an, den man ihr beim Ausgang
aus der Kirche bot. »Aber daß die ihr schönes Kleid nicht dauert im Re-
gen!« meinte eine der Brautjungfern. – »'s bedeutet ja Reichtum, wenn's
der Braut in Kranz regnet«, sagte die andre. – »Ja so, dann glaub' ich's«,
sprach die erste lachend.

Georg war glücklich beim Nachhausekommen. »So, jetzt mußt me erst
hau (haben)!« rief er neckisch seiner Braut zu und wirbelte mit ihr in
improvisiertem Walzer um den Hochzeitstisch. Er war wieder gut Freund
mit aller Welt und warf den Musikanten Geld zu wie Heu. Lisbeth war
stiller; ob aber eines von beiden auch nur einen Augenblick die heilige
Bedeutung des Tages erwogen, glaube ich kaum.

Der Hochzeitstag verlief ohne weitere Störung, als daß Lisbeth hie und da scharfe Blicke zur Seite warf, wenn ihr schien, daß Georg mit den Brautjungfern zu freundlich tue. Georg ward immer seliger, eine Seligkeit, an der freilich der Wein auch Anteil hatte; er versicherte Lisbeth: »Guck, i bin a guter Kerle, der allerbest' Kerle bin i, mit der Liebe da kann mer mi um en Finger 'rum wickeln.« Die Braut aber antwortete wenig auf diese tröstliche Verheißung.

Ehestand

Ich weiß nicht, ob es einen Unterschied macht im ehelichen Leben, wenn die Frau den Mann einführt in ihr Haus, während sonst der Mann es ist, der das Haus gründet und das Weib einführt. Edle Seelen werden gewiß immer demütiger im Gefühl, viel gegeben zu haben, und es gibt solch angeborenen Adel in allen Ständen; Lisbeth hatte ihn nicht.

362

Ob sie es mit der Liebe versucht hat, die laut Georgs Verheißung solche Wunderdinge an ihm tun konnte, weiß man nicht. Sie las zwar, wie es bei ihrem Vater der Brauch gewesen, jeden Tag einen Morgen- und einen Abendsegen, in denen gar oft von Liebe die Rede war; mit diesem Lesen hielt sie aber ihre Christenpflicht vollkommen erfüllt und lebte dazwischen nach eigenem Gutdünken. Veränderlichkeit hatte Georg ihr nicht vorzuwerfen; denn sie plagte ihn als Weib ebenso mit Eifersucht und griffigen Reden, wie sie als Braut getan hatte.

Niemand hat je gehört, daß das Ehepaar einmal einerlei Meinung gehabt hätte. Lisbeth hatte die Stube gelassen, wie sie zu des Vaters Zeiten gewesen war: im Hintergrund der gewaltige Kachelofen mit dem württembergischen Wappen, an den Wänden festgenagelt die hölzerne Bank, davor ein weiß gefegter Tisch mit Fußbänkchen, eine Wanduhr in langem Gehäuse, ein Milchkasten, ein kleiner Spiegel, der alle Köpfe zu spitzen Chinesenköpfen verzog; an Gemälden das über Jesum ergangene Bluturteil, eine Darstellung des Jüngsten Tages und ein Doktor Luther; dazu zwei hölzerne Stühle mit künstlich gewundenen Schlangentrüben, das war die ganze Einrichtung, die Lisbeth zu jeder Zeit sauber erhalten hatte. Georg, des Schultheißen Sohn, dem der Herr Oberamtmann versprochen hatte, einmal bei ihm einzukehren, hätte gern eine hübschere, moderne Einrichtung gehabt: ein Kanapee, einen hartholzenen Tisch, gepolsterte Stühle; ein paar kolorierte Bilder mit dem Herzog Ulrich und Sturmfeder hatte er als ledig schon angeschafft. Lisbeth willigte durchaus in keine Neuerung, und als

Georg dennoch sich wenigstens einen Lehnstuhl anschaffte, stellte sie den beharrlich in die fernste Ecke der Schlafkammer, und er mußte ihn jedesmal selbst herbeischleppen, wenn er sich drauf setzen wollte.

Georg konnte tüchtig schaffen, wenn's ihn ankam; nur hatte des Schulzen Sohn eben gearbeitet, was er wollte und wann er wollte. Von dem Bauern aber erwartete sein Weib, die selbst bei keiner Arbeit zurückstand, daß er alles und zu jeder Zeit arbeite. Lisbeth hatte den eigentümlichen Erbhaß gegen Dienstboten, der sich je und je bei Frauen aller Stände findet und das Unglück mancher Haushaltung ist. Nach ihrer Ansicht waren alle Dienstboten ein abgefeymtes Diebsvolk, alle Tagelöhner »faule Freßsäck«; so sollte so viel wie möglich allein gearbeitet werden. Nach Georgs Geschmack war das nicht, bei ihm war morgen auch ein Tag; Lisbeth hatte aber ein unerreichtes Talent, ihm am Feierabend oder nachts alles aufzuzählen, was hätte geschehen sollen und nicht geschehen sei, und das ist eben keine wesentliche Beförderung der Gemütsruhe. Dadurch, daß Lisbeth beständig wegen der Feldarbeit keifte, hatte sie diese in Georgs Augen zu ihrer Sache, nicht zu einer gemeinsamen gemacht, und er dachte nimmer daran, daß es sein eigener Schade sei, wenn er dem Weibe zum Trotz die nötigste Arbeit liegen ließ.

»Grob kann ich sein, und das rechtschaffen«, hatte er Lisbeth einmal versichert, »aber trutzen, das kann ich nicht.« Trutzen konnte dagegen Lisbeth meisterlich und mit seltener Ausdauer; sie übte diese Kunst reichlich: kein Wunder, wenn Georg auch Gebrauch von der seinigen machte und grob wurde, und das rechtschaffen. Lisbeth kam sich die brävste und die unglücklichste Frau von der Welt vor, wenn sie den ganzen Tag sich's hatte sauer werden lassen und der Mann, der getan hatte, was er mochte, noch am Abend ins Wirtshaus ging. Georg trank, wie man zu sagen pflegt, keinen »bösen Wein«, er kam als der »best' Kerle« vom Adler heim; aber sie verstand es, ihn mit spitzigen Reden am Ende in eine wahre Berserkerwut zu bringen. Dann tobte er wohl wie rasend, warf Schüsseln und Teller klirrend zu Boden, daß Lisbeth zitternd und regungslos in der Ecke saß; aber nie, im heftigsten Zorne nie, hat er Hand an sie gelegt, obwohl die Mißhandlung eines Weibes nach Dorfgesetzen für kein großes Vergehen gilt.

So konnte es im Dorf nicht verborgen bleiben, daß das Glück des Paares nicht so groß sei; wehe aber denen, die sich irgendwie einmischen wollten! Georg duldete nicht die leiseste Anspielung auf sein böses Weib, und Lisbeth wußte andern Weibern, die etwa ihr Los beklagten und den

Georg tadelten, ihre Männer in einer Weise zu charakterisieren, daß sie keine Lust zur Fortsetzung des Gesprächs hatten. War Georg krank, so pflegte sie ihn mit einer Sorgfalt, einer Weichheit beinahe, wie sie auf dem Dorf sonst selten ist, selbst ihre Sparsamkeit trat dann in Hintergrund; sie nahm keine Ausgabe, keine Versäumnis der Arbeit schwer, wenn es um seinetwillen nötig war. Georg konnte nie sehen, wenn sie sich mit zu harter Arbeit plagte; freilich tat er wenig, ihr die Sorge dafür abzunehmen, aber er hätte gern zehn Tagelöhner gehalten, um ihr die Mühe zu ersparen, und wenn er ihr mit einem schweren Grasbündel begegnete, so nahm er es von ihrem Kopfe und trug es heim, eine für einen Bauern fast unerhörte Galanterie.

Trotz dieser jeweiligen Zärtlichkeit sank aber doch das Glück des jungen Hausstandes zusammen, noch ehe es recht aufgebaut war, und zu derselben Zeit wankte auch des Schultheißen Haus und tat einen großen Fall. Es war von dem Tode seines Weibes an, die kurz nach Georgs Hochzeit starb, rasch mit ihm abwärts gegangen. Er hatte gern den Herrn gespielt, ein Haus gemacht, was auf dem Lande manchmal noch mehr kostet als in der Stadt, wo viel mit dem Schein abgemacht wird, und wollte immer für reicher gelten, als er war, was das sicherste Mittel ist, immer ärmer zu werden. Als der Schaden herauskam, ward seine redliche Amtsführung verdächtig; – er ward abgesetzt, und sein Vermögen reichte eben zur Deckung des Restes und für seinen notdürstigen Unterhalt hin.

Einen solchen Fall mit Gleichmut oder gar mit Großmut zu tragen, wäre auf dem Dorf, wo der Besitz die ganze Lebensstellung des Menschen bedingt, fast zu viel verlangt. Lisbeth wollte ihrem Mann nicht eben dies Unglück vorwerfen, aber es sollte ihn nach ihrer Ansicht fleißiger, sparsamer, demütiger machen. Georg aber, aus falscher Scham, wollte jetzt gerade zeigen, daß er doch noch der Mann sei, und nahm jeden Tadel Lisbeths als Vorwurf wegen seines Vaters Mißgeschick auf. »Du bist die Bäuerin«, sagte er, wenn sie ihm seine Verschwendung und Faulheit vorhielt; »mich geht dein' Sach' nichts an, ich bin nur so ein Lumpenbub'.«

Mehr als alles aber wurde Lisbeth von einer maßlosen Eifersucht verzehrt, zu der ihr der Mann in Wahrheit nie Grund gab; ihm waren andre Weiber gleichgültig; wenn er mit ihnen scherzte, so war es seinem Weib zum Trotz oder um sie zu reizen. Sie aber stand oft noch um Mitternacht von ihrem Lager auf und schlich sich vor das Fenster des Wirtshauses, um zu spähen, ob er der Wirtin oder Kellnerin nicht schöntue; er, um

Auftritte im Ort zu vermeiden, suchte immer lieber sein Vergnügen auswärts.

Natürlich ging es unter diesen Umständen mehr und mehr rückwärts mit dem Besitzstand, was auch Lisbeth tun mochte, um ihn zusammenzuhalten. Sie wurde darüber immer erboster, immer griffiger, und er im Trotz des bösen Gewissens immer heftiger; keine gute Stunde zog mehr herauf über das gottverlassene Haus.

Scheidung

Einmal schien es doch, als ob Georg sich fassen wollte; er blieb ein paar Abende daheim, bekümmerte sich mehr um die Feldarbeit und rüstete sich, am nächsten Markttag Frucht in die Stadt zu fahren, weil sie eben hoch im Preise war. Lisbeth sah es nie gern, wenn er in die Stadt ging, doch wußte sie, daß ihr Widerspruch nichts ändere; daher begnügte sie sich nur mit Anspielungen, wieviel von dem Geld wohl in Wirtshäusern bleibe und was für schöne Jungfern er unterwegs werde aufsitzen lassen. Er erwiderte nichts und machte sich fertig. Vor dem Abfahren ging er noch hinauf, Lisbeth hatte sich hinter den Kücheladen gestellt, um ihn gehen zu sehen; aber als er kam, rumorte sie in der Küche, als wäre sie in vollster Arbeit. Georg ging hinein und bot ihr die Hand zum Abschied; das war lange nicht geschehen, und Lisbeth sah ihn erstaunt, fast traurig an, eine seltsame Bewegung zuckte durch sein trotziges Gesicht. »B'hüt di Gott, ich komm' bald wieder«, sagte er. – »Ja, wenn's g'wiß ist«, sagte Lisbeth halb im Scherz; »wenn d' um elfe noch nicht da bist, will ich eben in den Chausseegräben nach dir gucken lassen.« Das war eiskalt Wasser auf sein aufwallendes Herz; er wandte sich trotzig um und fuhr ab mit lautem Peitschenknallen, ohne auch nur einmal sich nach dem Haus umzusehen, wo Lisbeth noch lange hinter dem Kücheladen stand und ihm nachschaute.

Georg kam am Abend nicht zurück, auch nicht am folgenden Tag. Lisbeths Bruder ging in die Stadt, um nach ihm zu fragen. Er hatte seinen Dinkel verkauft, Wagen und Pferde aber im Wirtshaus zurückgelassen nebst einem Brief an sein Weib. Niemand wußte, wohin er gegangen.

Der Bruder brachte Lisbeth diese Kunde und den Brief; sie zitterte so, daß sie ihn nicht öffnen konnte, er mußte ihr ihn vorlesen; Georg war immer gut in der Feder gewesen. Der Brief lautete:

»Geliebte Elisabeth!

Ich gehe fort in die weite Welt, vielleicht wirst Du nichts mehr von mir hören. Verzeih' Dir's Gott, daß Du mich so hinaustreibst, denn es ist von Deinetwegen, daß ich fort muß und kann's nimmer aushalten daheim. Es ist mir wohl bewußt, daß ich meinerseits auch den Fehler gemacht habe, aber das weiß Gott, daß ich Dir hätte alles zulieb tun können, wenn Du mich mit Liebe behandelt hättest. Ich will mich jetzt allein in der Welt fortbringen, daß ich mir nicht mehr von meinem Weib darf das Essen vorwerfen lassen. Einen andern kannst Du nicht nehmen, denn wir sind doch noch Mann und Weib, und ich glaub's auch, daß Du Dich mit keinem einläßt, ich hab' jederzeit mehr Zutrauen gehabt zu Dir als Du zu mir. Wenn Du in eine Not kommst, so laß mich's wissen; dem Wirt in Senzheim, bei dem ich eingestellt hab', will ich's vermelden, wo ich hingehe. Und leb wohl, ich trag' Dir nichts nach.

Dein getreuer Georg.«

367

Als Lisbeth den Brief gehört und begriffen hatte, daß ihr Mann nicht wiederkomme, warf sie sich wie sinnlos auf die Erde und schrie zum Verzweifeln. Verwandte und Nachbarinnen sammelten sich, um sie zu trösten; der geeignetste Trost schien ihnen eben die Schlechtigkeit ihres Mannes: »Sei doch froh, daß er fort ist! Dein Sach' wär' ja voll hin gewesen bei dem Vertuner.« Endlich stand Lisbeth auf, und sie, die bis dahin nie geklagt, brach nun in eine Flut von Klagen und Schmähungen über ihren Mann los, daß selbst die beredtesten unter seinen Feinden dagegen verstummten. »So, jetzt hab' ich euch meine Meinung gesagt«, schloß sie, »ihr alle aber haltet 's Maul über ihn! Meine Sache ist's allein, er hat keinem nichts zuleide getan als mir.« Lisbeth suchte vergeblich, von dem Wirt ihres Mannes Aufenthalt zu erfahren; er gab vor, ihn selbst nicht zu wissen. Ihr Bruder bestand darauf, eine Scheidungsklage einzuleiten; sie weigerte sich lange und ließ es erst geschehen, als sie hörte, daß sich Georg dann selbst stellen müsse. Er wurde in den Zeitungen aufgerufen, sich zur Bereinigung der Sache persönlich einzufinden, widrigenfalls er wegen böswilliger Verlassung geschieden werde.

Drei Tage vor dem festgesetzten Termin saß Lisbeth in ihrer Kammer, es war Nacht und gar still; Lisbeth blieb immer lange auf, sie hatte nur wenig Schlaf in den letzten Monaten. Da hörte sie das Bellen eines Hundes; den Ton kannte sie, es war der Sultan, Georgs treuer Hund. Das Haus war verschlossen, aber das Fenster noch offen bei dem warmen Wetter;

in tödlichem Schreck sah sie Georgs Kopf am Fenster, im Augenblick darauf hatte er selbst sich hereingeschwungen. Lisbeth stieß einen durchdringenden Schrei aus, so daß der nebenanwohnende Bruder eiligst herüberkam; er fand sie zitternd und bleich, wie sie die Hände vor sich ausstreckte und immer schrie: »Bring mich nicht um, bring mich nicht um!« Georg aber stand ruhig am Fenster und sagte: »Was ist das für ein G'schrei? Ich hab' ja nur fragen wollen, ob's der da«, auf Lisbeth deutend, »Ernst sei mit dem Scheiden.« Lisbeth schwieg, der Schwager aber hub an und hielt dem Georg sein Sündenregister vor, so bündig und nachdrücklich, daß dieser nicht viel darauf erwidern konnte. Er tat es auch nicht, nur als der Schwager zu Ende war, rief Georg zu Lisbeth hin über: »Dich frag' ich, du willst dich scheiden lassen, du?« Er schritt auf sie zu, sie schrie aber wieder: »Er bringt mich noch um!« Endlich aber sagte sie trotzig: »Du hast angefangen mit dem Scheiden, wo du fortgegangen bist; ich bleib' dabei.« – »So tu' ich's auch«, sagte Georg und ging. Er blieb bei seinem Vater, der ein elendes Kämmerlein bewohnte; Lisbeth fürchtete sich und schlief die Nacht bei der Schwägerin.

Nach drei Tagen war Lisbeth vor das Oberamtsgericht beschieden; sie machte sich früh am Tage auf, das Körbchen am Arm, ohne das eine Bäuerin nie über Feld geht, wenn auch die Zeiten längst vorüber sind, wo eine »Schmierale« für den Beamten darin lag. Wer sie seit ihrem Hochzeitsmorgen nicht mehr gesehen, hätte sie kaum mehr gekannt: schlaflose Nächte, kummervolle Tage und ein friedeloses Gemüt hatten diese Furchen in dem noch jungen Gesicht gezogen; doch aber war sie mit ihrer aufrechten Haltung, ihrem sauberen, wohlgeordneten Anzug noch eine stattliche Bauersfrau zu nennen; sie sprach mit niemand, und ihr Gesicht verriet keine Art von Bewegung, wie sie so geradeaus in stetem Schritt ihres Weges ging. Noch war sie nicht weit gegangen, als sie hinter sich fragen hörte: »Wo 'naus so früh?« Die Stimme war ihr nur zu wohl bekannt, sie brauchte sich nicht umzusehen, zumal da auch der Sultan an ihr in die Höhe sprang. – »Nach Senzheim«, erwiderte sie kurz. – »Ist's auch erlaubt, daß man mitgeht?« fragte Georg, der sie eingeholt hatte. – »Der Weg ist breit, ich hab' ihn nicht im B'stand (gepachtet)«, sagte sie kurz angebunden. So gingen sie des Wegs zusammen, sie hüben und Georg drüben; aber wie das so ging, vor Verlauf einer Viertelstunde wandelten sie dicht nebeneinander. »Horch«, fing Georg an, »so, wie ich b'richtet bin, scheid't man einen nicht, wenn zwei voneinander wollen, eins von beiden muß den schuldigen Teil machen.« – »Das wird gut finden

sein, wer bei uns der schuldige Teil ist«, sagte Lisbeth schnippisch. – »Den schuldigen Teil heißt man den, der nicht mit dem andern hausen will; wenn dann ich aber wieder will?« – »So will ich nicht«, sagte sie heftig. – »Ja siehst, dann wirst eingesperrt, das ist nichts für ein Weibsbild; da will lieber ich der Schuldige sein, mir macht's so viel nicht aus.« Lisbeth schwieg. Georg fragte nach dem Vieh, den Gütern, sie gab Antwort, und wer die zwei des Wegs dahingehen sah miteinander, der hätte gedacht, ein einträchtiges Ehepaar besorge seine Geschäfte zusammen.

Sie kamen an einen kleinen Bach am Weg, der vom Regen hoch angeschwollen war; Lisbeth wollte Schuhe und Strümpfe ausziehen. »Ach, was braucht's den Umstand!« sagte Georg, nahm sie auf die Arme und trug sie hinüber.

So kamen sie zur Oberamtsstadt, betraten miteinander das Gerichtsgebäude und setzten sich nebeneinander auf die eine Bank in dem Partienzimmer. Lisbeth wurde auf einmal sehr blaß. »Was hast«, fragte Georg, »ist dir's weh?« – »Der Schlaf ist mir, glaub' ich, in Magen gefallen«, sagte sie halblaut. Georg sprang ins nahegelegene Bäckerhaus und holte alten Wein und Wecken, was sie wieder zu Kräften brachte.

Sie hatten lange zu warten; endlich rief der Oberamtsrichter den Amtsdienner: »Ist die Elisabeth Walter draußen, deren Scheidungsklage anhängig ist, und hat sich der Ehemann eingestellt?« – »Draußen ist kein streitiges Ehepaar, Herr Oberamtsrichter, zwei Leute sitzen in großer ›Liberität‹ beisammen; wird wohl ein Brautpaar sein, das Sporteln zahlen will.«

Zu großem Erstaunen des Dieners fand sich doch, daß das einträchtige Paar die streitigen Eheleute waren, und wer die beredte Schilderung der Lisbeth über das Elend ihres Ehestandes und die Untaten ihres Mannes anhörte, konnte auch daran nicht zweifeln. Georg konnte nicht viel widersprechen, es war alles wahr; nur einmal meinte er, »wenn man ›falsch¹ werde bei so einer ›Giftkugel‹, so sei's kein Wunder«. – »Habt Ihr von Anfang an einen Widerwillen gegen die Verbindung mit Eurer Frau gehabt?« fragte der Richter. – »I, o nein, sell net! O wie oft hab' ich g'sagt: Bethle, wenn i di no fressa könnt'! Hätt' ise selbigsmol no g'fressa!« setzte er mit einem schweren Stoßseufzer hinzu. – »Ihr habt Euer Weib freiwillig und heimlich verlassen und verweigert auch jetzt noch die Fortsetzung der Ehe?« – »Ja, das tu' ich, ich glaub' nicht, daß ich's wieder prestieren

1 zornig.

könnt', wenn ich auch wollt'.« – »Und Ihr, Elisabeth Walter, besteht auf der Fortsetzung der Ehe?« – »Ich, bestehen! Ja lieber in Neckar springen!« schrie diese erbost, »ich werde ihm noch nachlaufen; jawohl da!«

Vergebens suchte Georg sie durch Winke und Blicke zu bedeuten, daß das ja nur der Form wegen nötig sei, sie konnte sich durchaus nicht dazu verstehen. Da nun beide Ehegatten auf der Scheidung bestanden, so konnte nach unsern Gesetzen der Scheidungsprozeß nicht vorangehen, und der Richter entließ sie mit einer nachdrücklichen Ermahnung zur Versöhnung, die ihm bei dem unverkennbaren Interesse beider füreinander nicht unmöglich schien.

Da Lisbeth sich lange nicht entschließen konnte, ihrerseits auf dem Zusammenleben zu bestehen, und Georg ebensowenig sie als den sogenannten schuldigen Teil ins Gefängnis gehen lassen wollte, so zog sich der Prozeß lange hinaus. Gar manchmal wanderten die zwei noch zusammen vor Amt, und immer trug Georg die Lisbeth über den Bach, trug ihr den Korb, bog die Zweige auseinander, die hätten ihr Gesicht streifen können, und hütete sie vor jeder Gefahr, die ihr etwa auf dem Weg begegnen konnte, und staunend und kopfschüttelnd sahen die Leute vom Dorf dem seltsamen Paar nach.

Liebe im Streit

Es kam endlich doch zur Scheidung; die Geschwister Lisbeths hatten alles getan, sie zu fördern, und Georg tat nichts, sie zu hintertreiben. »'s ging nimmer«, versicherte er, wenn gute Freunde ihm zuredeten, er solle doch nicht so dumm sein und von einem Weibe gehen, die »Sach g'nug« habe; »'s geht nicht, ich werd' nimmer anders und sie vollends gar nicht; 's ist besser, wir sind voneinander.«

372

Als sie vom letzten Gange vom Sitz des Gerichtshofes, wo die Scheidung vollzogen worden war, zusammen heimkehrten, sagte Lisbeth spitzig: »So, jetzt kannst nehmen, wen du willst.« – »Erst nicht«, sagte Georg, »ich bin der schuldig Teil, ich darf nicht heiraten ohne deine Erlaubnis.« – »Ich heb' dich nicht«, schnauzte sie mit glutrotem Gesicht. – »Du darfst heiraten, wenn d' willst«, sagte Georg, »aber«, indem er sich mit geballten Fäusten vor sie hinstellte, »guck, tot schlag' ich dich, maustot, wenn d' einen andern nimmst.« Schweigend zogen sie miteinander nach Haus, bis sie sich trennten vor Lisbeths Türe.

373

Georg hatte nichts von seinem Weibe anzusprechen, er hatte nicht viel beigebracht und noch weniger etwas errungen. Er hatte immer besonders gut mit Pferden umgehen können und verdingte sich nun als Kutscher zu einer Herrschaft in der Stadt. Ehe er ging, nahm Lisbeth, die karge Lisbeth, drei Wochen die Nähterin ins Haus und ließ ihn mit Weißzeug neu ausstaffieren. In der Nacht nahm er noch Abschied von ihr, und sein letztes Wort war wieder: »Totschlag' ich dich, wenn d' einen andern nimmst.«

Georg war fort, und bald erfuhr man, er sei mit seinem Herrn nach Frankfurt. Lisbeth, die einigemal heimlich vor seiner Abreise in der Stadt gewesen war, hatte das zum voraus schon gewußt; sie hatte auch erfahren, daß der Herr außer seinem Kutscher noch einen jungen Burschen zur Bedienung mitnehme. Durch allerlei Schleichwege, befreundete Mägde und dergleichen wußte sie dessen Bekanntschaft zu machen, und sie versprach ihm jährlich ein reiches Geschenk, wenn er ihr immer von Zeit zu Zeit Nachricht über den Georg gebe, über alles, was er tue, und besonders wenn er weibliche Bekanntschaften mache; nur die bestimmte Versicherung, daß er ihrem Wunsch entsprechen werde, konnte sie etwas beruhigen.

Dem Georg fiel das Heiraten nicht ein, obwohl ihn Lisbeth mit rastloser Angst bewachte oder bewachen ließ. So oft er in die Gegend kam, kehrte er bei ihr ein und brachte alle Zeit, die er von seinem Dienst abwesend sein konnte, bei ihr zu. Gewöhnlich sprang ihm der Sultan voran, und wenn Lisbeth den bellen hörte, kehrte sie vom dringendsten Feldgeschäft um und ging nach Hause. Die Nachbarn behaupteten, ihr Kamin rauche nur dann recht, wenn der Georg da sei; sonst steige das ganze Jahr nur so ein dünnes Schwänzle in die Höhe.

Georg hatte sehr einträgliche Dienste, und das Dorf erstaunte über die reichen Geschenke, die feinen Tuchkleider, warmen Halstücher und seidenen Schürzen, die er der Lisbeth brachte oder schickte. Sie machte ihm darüber Vorwürfe: »So kommst du zu nichts und bleibst der alte Lump.« – »Wenn ich nichts mehr hab', so verhältst du mich«, sagte er lachend. – »So meinst?« – und doch zog sie mit besonderem Stolz die Sachen an und hatte nicht Ruhe, bis man sie darüber berufen und den Staat bewundert hatte.

So ging das lange Jahre fort; Georg hatte keinen Grund zur Eifersucht, Lisbeth bekümmerte sich um keinen Mann, die ihrige aber blieb rastlos wach. Der Fall kam freilich auch vor, daß Georg dienstlos war, und Er-

sparnisse konnte er jetzt noch so wenig machen wie vorzeiten. Dann nahm er seine Zuflucht zu Lisbeth, als ob sich das von selbst verstände, und sie wohnten zusammen wie in den alten Tagen, bis Georg wieder eine Stelle fand.

Einmal, nach einer längeren Abwesenheit Georgs, in tiefer Nacht hörte Lisbeth vor ihrer Tür das klägliche Winseln eines Hundes; sie sprang aus dem Bette und öffnete: es war der Sultan. Sie dachte an Geschichten, wo Hunde Hilfe zu Toten oder Verwundeten geholt, und zündete die Laterne an, um zu sehen, ob der Hund nicht auf eine Fährte leitete; aber er blieb da und hatte, wie's schien, keinen Willen, als ins Haus zu kommen; er legte sich oben ruhig vor Lisbeths Bett nieder, während er sonst in lustigem Aufhüpfen und wildem Hin- und Herspringen die Ankunft seines Herrn verkündet hatte.

»Mein Mann ist gestorben«, sagte Lisbeth am andern Morgen zum Bruder. – »Ach, was bild'st dir ein!« sagte der. – »Und ich weiß gewiß, daß er tot ist«, versicherte sie und rüstete ihre Trauerkleider.

375 Nach vierzehn Tagen erst kam der Totenschein des Kutschers, der im Ausland gestorben war. Das wenige, was er hinterlassen, hatte er seinem Weibe vermacht. Lisbeth hat von der Zeit an nie mehr helle und farbige Kleider getragen. Sie war noch wohlerhalten und hatte ihr Besitztum durch Fleiß und Sparsamkeit wieder sehr gehoben, so daß es ihr jetzt noch nicht an Freiern gefehlt hätte. Aber sie sahen bald, daß da nichts zu hoffen war. Sie verkaufte ihre Güter und zog sich in die Hinterstube ihres Hauses zurück. Sie ist sehr alt geworden. Der Sultan blieb bis zu
376 seinem Ende ihr einziger Gefährte, nachher war sie ganz allein.